universität wien

DISSERTATION

Titel der Dissertation

„Architektur und 'Bauen in Entwicklungsländern'“.

Eine anthropologische Analyse der österreichischen Architekturszene.

Verfasserin

Mag.a Jutta Leithner

angestrebter akademischer Grad

Doktorin der Philosophie (Dr. phil)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A 092 307
Dissertationsgebiet lt. Studienblatt:	Kultur- und Sozialanthropologie
Betreuer:	ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Hermann Mückler

ANMERKUNGEN

Die vorliegende Arbeit ist gleichsam eine logische Fortführung meines Erkenntnisstrebens über die Interdependenzen zwischen Architektur und Anthropologie, das in meiner Diplomarbeit zu Architekturprojekten in den Townships von Südafrika seinen Ausgang fand. Dass diese interdisziplinäre Forschungsarbeit möglich wurde, verdanke ich der Offenheit und der Bereitschaft vieler Personen, in Diskussionen mit mir einzutreten und Dinge zu überlegen, die oftmals nicht auf den ersten Blick die ihren waren.

Mein Dank gilt Herrn Professor Hermann Mückler, der mich in seiner Lehre ganz wesentlich als Anthropologin geprägt und im Denken über den Tellerrand der eigenen Disziplin hinaus bestärkt hat. Er hat meine Arbeit mitgetragen und sein Interesse an der Architektur mit mir geteilt.

Vom Institut für Baugeschichte:Bauforschung der Technischen Universität Wien möchte ich vor allem Frau Professor Andrea Rieger-Jandl und Herrn Professor Erich Lehner für die herzliche Aufnahme danken. Sie sind mir mit Rat und Tat zur Seite gestanden und haben mir den so wichtigen Innenblick auf die Architektur ermöglicht.

Vor allem aber habe ich meinen Interview-PartnerInnen zu danken, ohne deren Bereitschaft und Geduld, auf meine zahlreichen und für sie sicherlich manchmal seltsamen anmutenden Fragen zu antworten, diese Arbeit nicht möglich gewesen wäre.

Schließlich danke ich ganz herzlich meiner Familie und insbesondere meiner Tochter Katharina, deren Motivation und liebevolle Unterstützung mich über die ganze Zeit hin begleitet haben.

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung 5

Forschungsfragen 6
Ziele 7
Methode 8
Einschränkungen 9

Teil I: "Bauen in Entwicklungsländern" am Schnittpunkt der Disziplinen Architektur, Anthropologie und Entwicklungsarbeit

1. Interdependenzen zwischen Architektur, Anthropologie und Entwicklung 11

1.1 Architektur und Anthropologie 11
Differenz und Gemeinsamkeit - "Kultur" als verbindendes Element - Architekturanthropologie/Architektur-AnthropologInnen

1.2 Entwicklung 22
"Bauen in Entwicklungsländern": zum Begriff - Entwicklungsproblematik/Entwicklungsdebatten - Architektur, Anthropologie und "Bauen in Entwicklungsländern"

2. Rezente Diskussionen – aktuelle Begrifflichkeiten 36

2.1 Globalisierung 36
Anthropologie und Globalisierung - Globalisierung in der Architektur

2.2 Identität 42
Identität in der Anthropologie - Identität und "Bauen in Entwicklungsländern"

2.3 Tradition 49
"Tradition" als anthropologisches Konzept - Modernität versus Traditionalität - "Vernacular Design"/"Architecture without Architects" - "Tradition" und "Bauen in Entwicklungsländern"

3. Anthropologische Reflexionen auf Architektur und Entwicklung 58

3.1 Das "Haus" 58
Das "Haus" in der Anthropologie - Das "Haus" als "built environment"/ eine Anthropologie des "Hauses" - Architektur und Psychoanalyse/Die Psychoanalyse des Wohnens - Das "Haus" im entwicklungspolitischen Kontext

3.2 Das "Othering" – Der Umgang mit Fremdheit 70

3.3 Nachhaltigkeit – "social and sustainable architecture" 72

Teil II: Feldstudie im architektonischen Umfeld

1. Der anthropologische Zugang 75
Annäherung an das Feld – Angewandte Methodologie

2. Die Interviews 79

3. Analyse der ExpertInneninterviews nach thematisch relevanten Kategorien 81

3.1 Zum Begriff "Bauen in Entwicklungsländern" 82

Assoziationen 82
Begriffsverständnis 87
Spektrum von "Bauen in Entwicklungsländern" 90
Know-how-Transfer oder Kooperation 94

3.2 "Bauen in Entwicklungsländern" in der LEHRE 100

Positionierung im Fach 100
Facette oder eigener Bereich 103
Kommunikation und Erfahrungsaustausch 105
Ganzheitlicher Zugang 107
Interdisziplinäre Zusammenarbeit 109
Zusammenarbeit mit AnthropologInnen 112
Persönlicher Konnex der Lehrenden 114
Motivation der Studierenden 116

3.3 "Bauen in Entwicklungsländern" in der PRAXIS 117

Persönlicher Konnex und Motivation 117
Relevanz des Themas für ArchitektInnen 120
Interdisziplinäre Zusammenarbeit 122
Zusammenarbeit mit AnthropologInnen 125

3.4 Relevante Kernthemen 126

Vernakuläre Architektur/Traditionelles Wissen 127
Tradition versus Moderne 130
Sensibilität und Akzeptanz 131
Lokale Kompetenzen/Lokale MitarbeiterInnen 134
Bottom-up-Approach 136
Partizipation, Geber-Nehmer-Hierarchie und Kommunikation auf Augenhöhe 139
"Hilfe zur Selbsthilfe" 140
Baumaterialien/Lehmbau 142
Nachhaltige Architektur/Nachhaltiges Bauen 146
"Schönheit" in der Architektur 148
Evaluierung 150

3.5 Katastrophenhilfe 152

Katastrophenhilfe und Architektur 152
"Shelter" versus "Haus" 160
Barrieren zwischen Architektur und Entwicklungszusammenarbeit 161

3.6 Architektur und Anthropologie 163

Kompetenzen der AnthropologInnen 163
Komplexität/Zusatzqualifikationen 166
Barrieren einer Zusammenarbeit 167

3.7 Erwartungen an "Bauen in Entwicklungsländern 169

Neuer Markt 169
Zugewinn an Kompetenzen 172
"Bauen in Entwicklungsländern" als Prestigefaktor? 173

3.8 Zukunftsperspektiven von "Bauen in Entwicklungsländern 175

Aktueller Hype oder langfristiger Trend? 175
Netzwerke 179

4. Auswertung des Fragebogens 181

Teil III: CONCLUSIO

1. Eine Zusammenfassung der Analyseergebnisse 183

2. Beantwortung der Forschungsfragen 203

3. Bedeutung der Forschungsergebnisse für die Praxis 212

4. Empfehlungen 214

Bibliographie 217

Anhang 1 – 3

Abstracts

Einleitung

Die Hypothese, die dieser Arbeit zu Grunde liegt, beruht auf der Annahme, dass das Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ innerhalb der Architektur-Community Österreichs sehr unterschiedlich wahrgenommen wird und was die Begrifflichkeit und die Inhalte betrifft, von einer großen Diversität geprägt ist. Diese Annahme hat auch deshalb Relevanz, weil sie nicht nur auf die heimische Architekturszene zu reduzieren, sondern gewissermaßen allgemein gültig ist, was sich in den zahlreichen ambivalenten Projekten und Bauwerken in „Entwicklungsländern“ rund um den Globus manifestiert. Mein Fokus richtet sich aber ausschließlich auf die österreichische Architekturszene und deren Umgang mit „Bauen in Entwicklungsländern“.

„Bauen in Entwicklungsländern“ wird in der Architektur zunächst als ein rein architektonisches Thema wahrgenommen. Es wird versucht, mit architektonischem Wissen und architektonischen Tools Aufgaben zu lösen, die äußerst komplex sind, die die Grenzen der Architektur überschreiten und die Möglichkeiten der ArchitektInnen überfordern. Derzeit gibt es in der österreichischen Architekturszene nur wenig Bewusstsein dafür, dass „Bauen in Entwicklungsländern“ mehr ist als Architektur allein und dass es zusätzlicher Kompetenzen bedarf, um die damit verbundenen Herausforderungen zu lösen. „Bauen in Entwicklungsländern“ ist ein vielschichtiger Prozess, viele Bereiche sind betroffen und müssen angesprochen werden. Kulturelle und soziale Belange müssen in architektonische Lösungen einfließen, um positive Resultate zu erzielen. Für ArchitektInnen, die auf diesem Gebiet verantwortungsvoll arbeiten wollen, gibt es zwei Szenarien: entweder sie erwerben sich diese, für „Bauen in Entwicklungsländern“ notwendigen Zusatzkompetenzen selbst, oder sie öffnen sich einer Zusammenarbeit mit Disziplinen, die über diese Kompetenzen verfügen. Ich möchte mit meiner Arbeit eine Lanze für eine interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Architektur und Anthropologie brechen und mit Argumenten und Analysen die ArchitektInnen von einem befruchtenden Miteinander dieser beiden Disziplinen überzeugen. Leider sind innerhalb der Architektur derzeit noch viele Ressentiments gegenüber der Anthropologie spürbar, die ihre Wurzeln in einer Unkenntnis der Inhalte und des Selbstverständnisses der Anthropologie haben. Diese Situation zu ändern wäre mir ein großes Anliegen. Kommunikation und Überzeugungsarbeit sind wichtige Eckpfeiler aller Unternehmungen und besonders beim „Bauen in Entwicklungsländern“. Ich habe versucht,

Gespräche mit thematisch interessierten ArchitektInnen aufzunehmen und ich denke, es ist mir da und dort auch gelungen, nicht nur die Kommunikation mit der Anthropologie, sondern auch die interne Kommunikation zwischen ArchitektInnen, die sich mit dieser Materie befassen, ein Stück weit in Gang zu bringen..

Forschungsfragen

Um die Verankerung des Themas „Bauen in Entwicklungsländern“ mit all seinen Facetten in der österreichischen Architekturszene herauszuarbeiten und den Konnex zur Anthropologie und deren Rolle beim „Bauen in Entwicklungsländern“ herzustellen, habe ich folgende Fragestellungen definiert:

- Wie relevant und präsent ist das Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ in der österreichischen Architekturszene: in der LEHRE an den Architektur-Fakultäten und Architektur-Schulen einerseits und bei den so genannten „praktizierenden“ ArchitektInnen auf der anderen Seite?

- Welche Zugänge zu „Bauen in Entwicklungsländern“ werden in der österreichischen Architekturszene vertreten?

- Gibt es in der österreichischen Architekturszene ein Bewusstsein für die Komplexität und Vielschichtigkeit der Aufgaben, die sich im Rahmen von „Bauen in Entwicklungsländern“ stellen und wie positioniert man sich zur Notwendigkeit von „additional skills“ zur Lösung dieser Aufgaben?

- Welche Standpunkte zu Interdisziplinarität und zu interdisziplinärer Zusammenarbeit beim „Bauen in Entwicklungsländern“ werden in der österreichischen Architekturszene vertreten?

- Welche Rolle wird der Anthropologie im Sinne einer Zusammenarbeit vor allem beim „Bauen in Entwicklungsländern“ eingeräumt? Bekommt die Anthropologie die Chance, ihre Kernthemen KULTUR und SOZIALES in die Arbeit der

ArchitektInnen einzubringen?

- Welche Zukunftsperspektiven hat „Bauen in Entwicklungsländern“ aus der Sicht der ArchitektInnen?

– Was kann die Anthropologie dazu beitragen, dass „Bauen in Entwicklungsländern“ zu einem „Erfolgsprojekt“ wird oder dass zumindest öfter als bisher erfolgreiche Projekte realisiert werden?

Ziele

Das generelle Ziel, das ich mit meiner Arbeit verfolge und das seit längerer Zeit ein wirkliches Anliegen für mich darstellt, ist die Suche nach einer Möglichkeit, „Bauen in Entwicklungsländern“ zu einem interdisziplinären Thema zu machen. Dies ist nicht einfach. Viele Hürden müssen genommen und schlagkräftige Argumente gefunden werden, wenn man die Grenzen einer Disziplin aufbrechen und die Kommunikation und eine Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen initiieren möchte. Mein Ziel war es, die Disziplinen Architektur und Anthropologie zusammenzuführen und das Medium dabei war „Bauen in Entwicklungsländern“. Es war mir sehr wichtig, die Interdependenzen der beiden Disziplinen und die Vielschichtigkeit der Architektur ganz allgemein gerade an dieser Thematik festzumachen, weil ich „Bauen in Entwicklungsländern“ für ein sehr wichtiges und globales Thema halte, das Auswirkungen auf das Leben der Menschen vor Ort hat und weil das Gelingen oder Misslingen von Projekten in „Entwicklungsländern“ weitreichende Konsequenzen nach sich zieht.

Ich wollte zunächst den Status Quo in der österreichischen Architekturszene erheben. Dazu war es notwendig, LEHRE und PRAXIS abzufragen, wie „Bauen in Entwicklungsländern“ dort thematisiert wird, welchen Stellenwert „Bauen in Entwicklungsländern“ hat und welche Sichtweisen und Zugänge vertreten werden. Ich habe mich als Anthropologin in die Architektur eingebracht, mit anthropologischen Theorien und Zugängen und dem Angebot einer interdisziplinären Zusammenarbeit bei Projekten in den so genannten „Entwicklungsländern“. Die Aufgaben, die ich mir selbst gesetzt hatte, waren: zu

kommunizieren, Bewusstsein zu schaffen, Aufklärungsarbeit und Überzeugungsarbeit zu leisten und Vorschläge zu erarbeiten, wie sich eine interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen ArchitektInnen und AnthropologInnen gestalten könnte.

Um eine Brücke zur Realität zu schlagen, hielt ich es auch für notwendig, Österreich-weit Institutionen aufzuspüren und aufzulisten, für die „Bauen in Entwicklungsländern" ein Thema ist. Es sind dies vor allem Non Governmental Organisations (NGOs), die in der Architekturszene nur wenig bekannt sind. Ich denke, ArchitektInnen aber auch thematisch interessierte AnthropologInnen sollten Bescheid wissen, wo „Bauen in Entwicklungsländern" stattfindet und wo man sich einbringen und ein Diskussionsforum mit Gleichgesinnten finden kann.

Das Ziel, das ich mir als Anthropologin gesetzt habe und der Zweck, den diese Arbeit aus meiner Sicht verfolgt, lassen sich am besten so definieren: ich möchte einen Weg finden, wie sich die Anthropologie als Disziplin und die AnthropologInnen als AkteurInnen am besten und effizientesten in die architektonische Herausforderung „Bauen in Entwicklungsländern" einbringen könnten. Ich möchte Fragen beantworten und Interdependenzen klären, um jene Punkte zu finden, an denen sich die Wege der beiden Disziplinen kreuzen und verständlich machen, wann und wo die Kompetenzen der einen oder der anderen Disziplin am meisten gefragt sind. Denn ich bin überzeugt, dass durch ein sinnvolles Miteinander von Architektur und Anthropologie „Bauen in Entwicklungsländern" auf eine positive Weise beeinflusst werden kann.

Methode

Um mich aus dem Blickwinkel der Anthropologie der Disziplin der Architektur anzunähern, schien mir ein qualitativer Zugang als die adäquate Vorgehensweise. Ich war überzeugt, auf der qualitativen Ebene Antworten auf die von mir eingangs gestellten Forschungsfragen zu finden, zumal mir eine Verbindung zwischen Architektur und Anthropologie auf dieser argumentativen Ebene, auf der Suche nach Gemeinsamkeiten und verbindenden Elementen zwischen den beiden Disziplinen, am praktikabelsten erschien.
Anthropologische Forschung bewegt sich vor allem auf der qualitativen Ebene. Qualitative

Forschung praktiziert einen Zugang, der ForscherInnen und Beforschte in einer besonderen Weise verbindet. Uwe Flick (2002: 50) bezeichnet die Reflexivität des Forschers, die Perspektivenvielfalt und Perspektivenvielschichtigkeit sowie das Verstehen als Erkenntnisprinzip als wesentliche Merkmale qualitativer Forschung. Für das Feld, das ich zu bearbeiten hatte, die österreichische Architekturszene, erschien mir dieser Zugang vor allem deshalb geeignet, weil auch meine Arbeit von den oben erwähnten Kategorien getragen wird.

Meine Feldstudie im architektonischen Umfeld umfasst 20 Interviews, ergänzt und begleitet von 20 Fragebögen, die am Ende des jeweiligen Interviews ausgefüllt wurden. Die Interviews wurden an Hand strukturierter Interview-Leitfäden geführt, die Fragebögen bezogen sich in komprimierter Form nochmals auf die wichtigen Kernfragen des Interviews. Zur Datensammlung wurden somit folgende methodologische Tools eingesetzt:

a) Teilnehmende Beobachtung im architektonischen Umfeld

b) Strukturierte ExpertInneninterviews: 20 Interviews mit 21 ArchitektInnen und Architektur-affinen Personen aus der architektonischen LEHRE und PRAXIS

c) Strukturierter Fragebogen im Anschluss an jedes Interview

Eine genauere Beschreibung der im Feld angewandten Methodologie findet sich im Kapitel „Der anthropologische Zugang“ (Teil II)

Obigen Ausführungen ist noch hinzuzufügen, dass in der vorliegenden Arbeit grundsätzlich eine gender-neutrale Ausdrucksweise verwendet wurde. In Fällen eindeutiger Geschlechtszuordnung wurde jedoch eine geschlechtsspezifische Zitierweise gewählt.

Einschränkungen

Das Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ wurde vor allem an Hand von ExpertInnen-Interviews abgehandelt. Die Auswahl der Interview-PartnerInnen deckt unterschiedliche Bereiche der Architektur ab, wobei kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben wird. In der

Lehre wurde ein Querschnitt durch die österreichischen Architektur-Ausbildungsstätten gelegt, wobei die Universität Innsbruck ausgelassen wurde, da dort zum Zeitpunkt der vorliegenden Recherchen keine thematisch relevanten Aktivitäten zu verzeichnen waren. Bei den so genannten praktizierenden ArchitektInnen wurde versucht, möglichst unterschiedliche Bereiche und Persönlichkeiten anzusprechen. Es ist evident, dass sich nur ein kleiner Teil der österreichischen ArchitektInnen explizit mit „Bauen in Entwicklungsländern" befasst und dass meine Arbeit nur ein kleines, ganz spezielles Segment der Architektur anspricht, es hat aber erstaunt, wie dennoch präsent das Thema ist und wie viel Interesse spürbar wird, wenn man das Gespräch auf „Bauen in Entwicklungsländern" bringt. Ich denke, der Grund liegt darin, dass „Bauen in Entwicklungsländern" derzeit in den internationalen Medien sehr präsent ist und die Problematiken der boomenden Megastädte Asiens und Afrikas wichtige Zukunftsthemen für die Architektur darstellen.

Es wäre natürlich interessant gewesen, noch viel mehr Interviews zu führen, die sicher weitere relevante Aspekte zu Tage gebracht hätten, dies hätte aber den zeitlichen Rahmen der Arbeit gesprengt und so habe ich mich darauf verständigt, dass mein anthropologisches Erkenntnisstreben mit den vorliegenden Interviews das Auslangen finden soll.

Weiters ist mir klar, dass am Weg zu mehr Interdisziplinarität in der Architektur und einem verstärkten Miteinander von ArchitektInnen und AnthropologInnen, speziell beim „Bauen in Entwicklungsländern", noch viel zu tun ist. Es ist noch viel Überzeugungsarbeit zu leisten und ich sehe meine Arbeit als kleinen Beitrag dazu, das Beziehungsdilemma zwischen den Disziplinen Architektur und Anthropologie im Sinne Stanley Tigermans: „*The people who make things look down on those who think – and, of course, those who think look down on those who make.*" (Tigerman 1996 zit. in Rieger-Jandl 2006: 84) ein Stück weit aufzubrechen.

TEIL I: „Bauen in Entwicklungsländern“ am Schnittpunkt der Disziplinen Architektur, Anthropologie und Entwicklungsarbeit

1. Interdependenzen zwischen Architektur, Anthropologie und Entwicklung

1.1 ARCHITEKTUR UND ANTHROPOLOGIE

Differenz und Gemeinsamkeit

„ArchitektInnen sind PraktikerInnen, AnthropologInnen vor allem intellektuelle TheoretikerInnen - AnthropologInnen haben einen ganz anderen Zugang zum Haus als ArchitektInnen“, soweit das gängige Vorurteil zum Verhältnis der Disziplinen Architektur und Anthropologie. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 84)

In der Tat ist Architektur ein Thema, das in der Anthropologie bisher eher als ein Randthema behandelt wurde. Die Beschäftigung mit Architektur innerhalb der Anthropologie findet zumeist im indigenen Kontext statt. Als exemplarisch gelten die Studien von Claude Lévi-Strauss über die Bororo-Dörfer (1999[1955]) oder jene von Pierre Bourdieu über das Kabyle-Haus (2009[1972]).

Die Anthropologin Roxana Waterson weist in ihrem umfassenden Werk „The Living House. An Anthropology of Architecture in South-East Asia“ (1997 [1990]) auf die enge Verflechtung zwischen Architektur und Anthropologie hin. Das Besondere an dieser Studie ist, dass die Erkenntnisse der Analysen über die indigene Architektur Süd-Ost-Asiens weitgehend auch auf den Kern der Architektur im Hier und Heute zutreffen.

Im Eingangsstatement ihres Werkes macht Waterson klar, was ihrer Meinung nach Architektur ausmacht:

> *„Architecture involves not just the provision of shelter from the elements, but the creation of a social and symbolic space - a space which both mirrors and moulds the world view of its creators and inhabitants.“* (Waterson, 1997 [1990]: XV).

Und etwas später:

> *„ Inhabited spaces are never neutral: they are all cultural constructions of one kind or another. Any building, in any culture, must inevitably carry some symbolic load.“* (Waterson 1997 [1990]: XVI).

In der modernen westlichen Architektur, so Waterson, ist zunehmend eine Trennung zwischen PlanerInnen und NutzerInnen festzustellen. Es ist dies eine Entwicklung, die ihrer Meinung nach in die falsche Richtung geht, was ihre Studien und Analysen beweisen: *„[...] we can never assume built form to be free of symbolic meanings, whether in 'modern industrial societies' or 'traditional', non-industrial ones.“* (Waterson 1997 [1990]: XVII).

Wohnen gibt Einblick in die soziale Struktur einer Gesellschaft. Wohnen zeigt, wie die Menschen ihr Leben organisieren, ihre Identität strukturieren und wie sie sich nach außen repräsentieren. Wohnen ist Ausdruck des physischen und metaphysischen Weltbildes der Menschen. Aus dieser Perspektive ergibt sich die Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit, dass Wohnen und somit Architektur ein Feld ist, mit dem sich die Anthropologie zu befassen hat. Dies gilt aber nicht nur für den indigenen Kontext, sondern genauso für das Leben im Hier und Jetzt. Die moderne Anthropologie hat, wie viele andere Disziplinen, in den letzten Jahrzehnten ihre Tore weit geöffnet und ihren Horizont und ihr Feld erweitert. Die Welt ist durch Globalisierung, Migration und internationale Vernetzungen zusammengerückt und die Forschungsfelder und Forschungsanliegen der Anthropologie haben sich verschoben und vervielfacht. Das „Fremde“, das es heute zu erforschen gilt, ist nicht mehr das „Exotische“ auf weitgehend unbekanntem Terrain. Die Forschungsobjekte sind zu uns gekommen, sie befinden sich vor unserer Haustür und haben sich ins Blickfeld anthropologischer Forschung gedrängt.

Der Zugang der AnthropologInnen zu Themen, die das Wohnen und die Architektur generell als Überbegriff für die gebaute Umwelt betreffen, unterscheidet sich wesentlich von dem der ArchitektInnen. AnthropologInnen gehen das Thema von innen an. Sie setzen bei den Menschen an, für die Architektur gemacht wird. Sie beschäftigen sich zu aller erst damit, wie die Menschen ihr soziales Leben und ihren Alltag strukturieren, mit den hierarchischen Gegebenheiten und den Symbolen, kurzum mit dem, was das Leben in der gebauten Umwelt

ausmacht. AnthropologInnen fokussieren sich aus ihrem Selbstverständnis heraus vorerst und vor allem auf den Menschen, auf seine Wünsche und Bedürfnisse. Aus diesem Wissen heraus können und möchten AnthropologInnen Vorschläge erarbeiten, die den ArchitektInnen die Planungsarbeit erleichtern.

Anthropologie ist keine Wissenschaft, die für sich alleine steht und die sich selbst genügt. Anthropologie versteht sich immer in einem Miteinander mit anderen Disziplinen. Auch Architektur ist nicht Selbstzweck, sie ist auf den Menschen gerichtet und stellt diesen in den Mittelpunkt des Planungsprozesses. Für beide Disziplinen, Architektur und Anthropologie, steht der Mensch im Fokus des Interesses. In einer Zusammenarbeit der VertreterInnen beider Disziplinen liegt ein großes Potential, das die Aktionsfelder beider Seiten befruchten kann.

Heute laufen architektonische Planungsprozesse vielfach abgekoppelt von den NutzerInnen ab. Der Planungsprozess selbst wird zu einem in sich fragmentierter Prozess und setzt sich aus unterschiedlichen Personen zusammen, die ein Team bilden und einem Projektverantwortlichen, der das Projekt vor seinen Auftraggebern vertritt. Das architektonische Projekt wird so zu einem rationalisierten Prozess, der auf einem immer komplexer werdenden System der Präsentation und Repräsentation beruht. (vgl. Houdart 2004: 143 ff).[1]

Amos Rapoport[2], bekannt durch seine Werke zu vernakulärer Architektur, äußert sich anlässlich einer Konferenz in Darmstadt 2010 kritisch zur zeitgenössischen Architektur. Seine Kritik konzentriert sich auf die oft fehlerhaften Entwürfe von Architektur-Projekten. Den Grund dafür sieht Rapoport in einer weitgehenden Verweigerung innerhalb der Architektur, ernsthafte Grundlagenforschung zu betreiben.

Rapoport (2010: 4) stellt die grundsätzliche Frage, welche Aufgaben PlanerInnen zu erfüllen haben. Seine Antwort darauf ist: 1. PlanerInnen machen das, was NutzerInnen nicht machen

1 Sophie Houdart ist Ethnologin, sie lebt in Paris und gehört zu den ForscherInnen am National Center for Scientific Research. Sie ist spezialisiert auf japanische Kultur und hat eine Studie über architektonische Aktivitäten in Japan verfasst, die auf Feldforschungen im Architekturbüro von Kuma Kengo basiert.

2 Amos Rapoport ist emeritierter Professor der School of Architecture and Urban Planning der University of Wisconsin-Milwaukee an der er als Professor für Architektur und Anthropologie lehrte. „As one of the founders of the new field of Environment-Behavior Studies Rapoport's work has mainly focused on the role of cultural variables, cross cultural studies, theory development and synthesis.“ (Trialog 106 2010: 5)

können oder wollen, und 2. PlanerInnen sind in der Lage, eine bessere (gebaute) Umwelt zu gestalten. Er schließt daraus, dass die vordringlichste Aufgabe der PlanerInnen darin besteht, für die NutzerInnen die bestmögliche Umgebung zu schaffen, anderenfalls sie nicht gebraucht und zu „AußendekorateurInnen“ verkommen würden.

Um diese Herausforderungen eines optimalen Resultates für die NutzerInnen annehmen zu können, bedürfe es, so Rapoport, einer Umorientierung in der Architektur, eines Schwenks von der Kunst zur Wissenschaft und einer Transformation im kulturellen Werteverständnis des Feldes. Als Konsequenz daraus sieht Rapoport die Notwendigkeit, die Disziplin der Architektur, die Bedeutung des Entwerfens und die „Environmental Design Professions“, auch im Hinblick auf ihre Implikationen für die Architektur-Ausbildung, neu zu diskutieren. (vgl. Rapoport 2010: 4)

Es sind häufig die ArchitektInnen selbst, die das Gefühl entwickeln, mit den herkömmlichen Werkzeugen der Architektur heute nicht mehr das Auslangen zu finden. Der Aktionradius der Architektur hat sich durch Globalisierung, Urbanisierung und internationale Vernetzung erheblich erweitert und die Fragestellungen haben an Komplexität zugelegt. Das Betätigungsfeld der ArchitektInnen ist größer geworden und für sie oftmals unbekannt. Die heutigen Themenstellungen sind so umfassend, dass die Disziplin der Architektur damit überfordert ist. Um dem zu begegnen und um optimale Ergebnisse zu erzielen, ist eine interdisziplinäre Herangehensweise notwendig.

> „*Die Disziplin der Architektur ist genauso betroffen wie jede andere Fachrichtung, und der Austausch von Erfahrungen zwischen einzelnen Forschungsfeldern aber auch anwendungsorientierten Bereichen ist unumgänglich*.“ (Rieger-Jandl 2008: 159)

Eine globale Welt bedarf eines holistischen Zugangs, der offen ist für Diversität. Es muss dies ein Zugang sein, der die entwickelte und die sich entwickelnde Welt gleichermaßen im Fokus hat. In diesem Sinn ist Architektur Diversität, die auf einer gemeinsamen Grundlage basiert. Diese gemeinsame Grundlage ist der Mensch, der im Mittelpunkt jedes Planungs-Prozesses steht. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 65)

Es gibt verschiedene Disziplinen, derer sich die Architektur unterstützend bedienen kann: die

Soziologie, die Psychologie, die Philosophie und vor allem die Anthropologie. Die Anthropologie als kultur- und sozialwissenschaftliche Disziplin stellt ebenso wie die Architektur den Menschen (*Anthropos* = der Mensch) in den Mittelpunkt der Arbeit. Das methodologische Werkzeug und der holistische Ansatz der Anthropologie, der den Menschen in seinem „Menschsein", mit seinen Bedürfnissen und Erwartungen erfasst, können und sollen ArchitektInnen und PlanerInnen dabei unterstützen, eine adäquate und optimale gebaute Umwelt zu schaffen.

Wohnen reflektiert Lebensstil, Ideologie und Identität eines Menschen. Architektur ist Teil der materiellen Kultur einer Gesellschaft, in der sich die Sozialstruktur manifestiert. Architektur ist der physische Ausdruck von Kultur. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 125)

So wie alle menschlichen Tätigkeiten auch materielle Begleitumstände haben, gibt es

> „*[...] auch kein Artefakt […], das ohne Kontext der lebenden Kultur, einschließlich des Glaubensbereichs und der Technik, der Sozialorganisation und des traditionellen Wissens, verstanden werden könnte.*" (Malinowski 1930 zit. in Feest/Janata 1999: 7)

„Kultur" ist jenes Element, das für ArchitektInnen gleichermaßen wie für AnthropologInnen ein zentrales Anliegen und ein wichtiges Kernthema darstellt. „Kultur" ist jener Punkt, an dem sich die Wege der Disziplinen Architektur und Anthropologie nicht nur kreuzen, sondern an dem beide auch für eine Zeit lang gemeinsam verweilen sollten.

„Kultur" als verbindendes Element

About „culture"

Der Terminus „Kultur" hat eine komplexe Geschichte und ein weit gefächertes Spektrum an Anwendungsbereichen. Für die Anthropologie ist „Kultur" ein zentrales Thema und es gibt unzählige, sehr unterschiedliche Definitionen von „Kultur", die den Wandel und die Entwicklung der Disziplin über die Zeit widerspiegeln. In der Folge einige Beispiele, die die Diversität und Breite an Sichtweisen auf „Kultur" dokumentieren, denn es ist vor allem die Diversität, die die Anthropologie auszeichnet und die ihr die Möglichkeit eröffnet, mit

anderen Disziplinen zu kooperieren.

E.B. Tylor, ein Vertreter des Evolutionismus, über „Kultur“:

> „*Culture or civilization, taken in its wide ethnographic sense, is that complex whole which includes knowledge, belief, art, morals, law, custom, and any other capabilities and habits acquired by man as a member of society*.“ (Tylor 1871 zit. in Barnard/Spencer 2006: 137)

Die amerikanische Anthropologin Ruth Benedict, Schülerin von Franz Boas, definiert „Kultur“ vor allem in Abgrenzung zum wissenschaftlichen Rassismus:

> *„For culture is the sociological term for learned behaviour: behaviour which in man is not given at birth, which is not determined by his germ cells as is the behaviour of wasps or the social ants, but must be learned anew from grown people by each new generation. The degree to which human achievments are dependent on this kind of learned behaviour is man's great claim to superiority over all the rest of creation; he has been properly called 'the culture-bearing animal*'.“ (Benedict 1943 zit. in Barnard/Spencer 2006: 139)

In den 1970er Jahren entwickelte der amerikanische Anthropologe Clifford Geertz („*Interpretation of Culture“*, 1973), basierend auf der Theorie Talcott Parsons, seine Sicht von „Kultur“ und begründete damit den symbolischen, interpretativen Zugang in der Anthropologie:

> „*The concept of culture I epouse […] is essentially a semiotic one. Believing, with Max Weber, that man is an animal suspended in webs of significance he has himself spun, I take culture to be those webs, and the analysis of it to be therefore not an experimental science in search of law but an interpretive one in search of meaning.“* (Geertz 1973 zit. in Barnard/Spencer 2006: 141)

Geertz (1994: 465) ist der Meinung, dass wir heute mehr und mehr in einer, wie er es nennt, „*cultural collage*“ leben, und dass Kulturanalyse ein sehr viel schwierigeres Unterfangen geworden sei:

> „*[…] one must in the first place render oneself capable of sorting out its elements, determining what they are […] and how, practically, they relate to one another, without at the same time blurringe one's own sense of one's own location and one's own identity within it.*“ (Geertz 1994: 465)

Ich verwende in meiner Arbeit, die sich mit Architektur, Anthropologie, aber auch mit Entwicklungsthemen beschäftigt, diesen eher weit gefassten Kulturbegriff der Symbolischen Anthropologie in der Interpretation von Geertz. Die Sicht von „Kultur" als ein System von Bedeutungen, *„a set of shared meanings"* (Spencer 2006: 538), aber auch das Leben in einer *„cultural collage"* (Geertz 1994: 465) sind wichtige Themen in meinen Analysen beim Aufspüren von Interdependenzen und komplexen Strukturen von „Bauen in Entwicklungsländern".

„Kultur" als Verbindungsglied zwischen Architektur und Anthropologie

Sieht man „Kultur" als ein System von Bedeutungen und als integrales Ganzes dessen, was Menschen tun, dann ist „Kultur" der gemeinsame Nenner und die Basis, auf der sich die Disziplinen Architektur und Anthropologie annähern können. Die Architektur, als Teil der materiellen Kultur einer Gesellschaft und wichtiges Mittel, Lebensstil und Ideologie eines Menschen auszudrücken, kann als physischer Ausdruck von „Kultur" bezeichnet werden. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 125)

In der Architektur, so Rieger-Jandl (2006: 38 f) werden zwei unterschiedliche Annäherungen an das Thema „Kultur" praktiziert: Architektur wird entweder als strukturierendes Element von „Kultur" gesehen, oder aber „Kultur" wird strukturierend für die Architektur verstanden. Betrachtet man nach letzterem Verständnis „Kultur" als übergeordnete Domäne und Architektur als gebaute Form und Teil der materiellen Kultur, dann wird die Beziehungsproblematik zwischen den Disziplinen Architektur und Anthropologie sichtbar. Rieger-Jandl vertritt in dieser Frage den Standpunkt, dass das kulturelle Umfeld sehr wohl Einfluss auf die gebaute Umwelt ausübe, die Architektur selbst jedoch kaum die Kraft habe, kulturelle Aspekte ihrerseits zu beeinflussen. Daher könnte ein veränderter Zugang mit einem stärkeren Fokus auf kulturelle Belange nach ihrem Dafürhalten der Architektur ein neues Selbstverständnis und neue Kraft verleihen.

Verwendet man den angesprochenen weit gefassten Kulturbegriff, dann ist „Kultur" ein Thema, mit dem ArchitektInnen in ihrer täglichen Arbeit in vielerlei Hinsicht konfrontiert werden. Jede gebaute Form, jedes Haus, ob traditionelles Haus oder modernes Bauwerk, hat

Bezug zu kulturellen Belangen. ArchitektInnen sollten in ihren Bestrebungen, optimale Ergebnisse zu erzielen, nicht außer acht lassen, dass es auch und vor allem um die NutzerInnen von Gebäuden geht, um die Menschen, für die Architektur gemacht wird. Dies erfordert eine Beschäftigung mit dem kulturellen und sozialen Umfeld der künftigen NutzerInnen und hier kreuzen sich die Wege der ArchitektInnen und AnthropologInnen. AnthropologInnen verfügen über das notwendige theoretische und methodische Werkzeug, um ArchitektInnen in diesen kulturspezifischen Fragen zu unterstützen. Die Bereitschaft, mit AnthropologInnen zusammenzuarbeiten, hält sich jedoch vielerorts in Grenzen. Meines Erachtens sind die Gründe einerseits darin zu suchen, dass Fragen nach dem Umfeld der künftigen NutzerInnen von PlanerInnen und ArchitektInnen als nicht essentiell für ein optimales architektonisches Ergebnis erachtet werden, und andererseits, dass gewisse Ressentiments bestehen, sich einer anderen Disziplin als Unterstützung für die eigenen Arbeit zu bedienen. Meine Beobachtungen gehen dahin, dass ArchitektInnen sehr wohl merken, dass ein Mehr an Beschäftigung mit dem sozialen und kulturellen Umfeld notwendig wäre. Anstatt sich jedoch der „SpezialistInnen“ zu bedienen, mühen sie sich ab, das notwendige Wissen mehr oder weniger selbst zu erarbeiten. Hier wäre, nicht zuletzt durch die Anthropologie, noch viel Aufklärungsarbeit zu leisten, um die ArchitektInnen von den Vorteilen einer Zusammenarbeit zu überzeugen.

Amos Rapoport (1976) thematisierte bereits in den 1970er Jahren die sozio-kulturellen Aspekte der wechselseitigen Interaktionen von Mensch und gebauter Umwelt. In interdisziplinären Studien filtert er heraus, wie architektonische Planungs-Prozesse ablaufen, welche Auswirkungen die gebaute Umwelt auf Menschen hat und welche Mechanismen die Menschen mit ihrer gebauten Umgebung verbinden. Rapoport bezeichnet diese Studien als „Man-Environment Studies“. (vgl. Rapoport 1976: IX)

Geht man ins Feld, so Rapoport (1976: 7 ff), dann sind zunächst drei Basisfragen zu stellen:
die erste Frage betrifft die Charakteristika der Menschen als Individuen und als Mitglieder sozialer Gruppen. Dieses Wissen um die physische und soziale Umgebung muss für die PlanerIn die Basis ihrer Arbeit darstellen. Die zweite Frage zielt auf die Auswirkungen der gebauten Umwelt auf das Wohlbefinden und das Verhalten der Menschen ab. Die dritte und wichtigste Frage ist die nach den Mechanismen, die Menschen und Umgebung in ihren

Interaktionen verbinden. Rapoport bezeichnet die gebaute Umwelt als eine Form non-verbaler Kommunikation, als einen Code, der von der NutzerIn decodiert wird, und die Umgebung als ein System von Symbolen. Dies alles zeigt die enge Verflechtung der gebaute Umwelt mit Kultur, Sozialstruktur und ähnlichen Bereichen und das Konglomerat an architektonischen und sozio-kulturellen Fragen, das auf PlanerInnen und ArchitektInnen zukommen. Wenn es der Architektur ein Anliegen ist, auf die Anforderungen bestmöglich zu reagieren und wenn sie den Fokus auf den Menschen als NutzerIn der Gebäude richtet, dann sollte sie sich einer Zusammenarbeit mit der Anthropologie nicht verschließen.

Architekturanthropologie/Architektur-AnthropologInnen

Gibt es eine Disziplin, die eine Synthese zwischen Architektur und Anthropologie zum Inhalt hat? Die Frage kann mit ja beantwortet werden, es gibt sie, die Disziplin der Architekturanthropologie. Auf der Suche nach VertreterInnen findet man jedoch nur wenige Namen von Personen, die sich explizit als Architektur-AnthropologInnen outen.

Ein Vertreter dieser Disziplin im deutschsprachigen Raum ist der Schweizer Architekt und Anthropologe Nold Egenter[3]. Er definiert Architekturanthropologie als „*die gezielte, wissenschaftliche Verbindung des Begriffes Architektur mit dem Begriff Anthropologie*“ (1992: 22) und als neuen, recht jungen Zweig der Architekturforschung. (Egenter 1997: 25)

Die Architekturanthropologie (Egenter 1992: 22) verfolgt im wesentlichen zwei Ziele: sie will die Architektur anthropologisch betrachten und sie will die Anthropologie aus der Sicht der Architektur verstehen. Es werden somit zwei Felder angesprochen, zum einen die Geschichte der Anthropologie und zum anderen der Begriff der „Architekturtheorie“. Architektur wird in dieser Betrachtung in einem sehr weiten Sinn verstanden, als ein „*konstruktives humanes Verhalten*“ und als *„ein neues, nicht historisch, sondern systematisch rekonstruiertes Kontinuum von Sachkultur, das sinngemäß die ganze Anthropologie tangiert.*“ (Egenter 1992: 12)

3 Nold Egenter, geb. 1938 in Muttenz/Basel, Lehrender an der Universität Zürich, ETH-Zürich und ETH-Lausanne, Gastprofessor an Architekturschulen in Ahmedabad/Indien, Oslo und Helsinki, Direktor des „Documentation Office for Fundamental Studies in Building Theory“, Zürich. (Internet-Ressource: Nold Egenter/Curriculum [15.10.2012])

Egenter ist der Meinung, dass, makrotheoretisch gesehen, Architekturanthropologie und Architekturtheorie einander sehr nahe stehen:

> „*[...] Architekturtheorie beschäftige sich theoretisch umfassend mit dem Gebiet Architektur, arbeite breit im Sinne von Sachforschung das Phänomenfeld Architektur wissenschaftlich auf und sei dazu da, der Architektur verlässliche Grundlagen zu vermitteln.*“ (1992: 38).

Er ortet ein Versagen der Architekturtheorie, dessen Ursache er in der Diskrepanz bei der begrifflichen Verbindung zwischen Architektur und Theorie sieht. Die Begriffskombination sei, so Egenter (1992: 50) makrotheoretisch angelegt, werde aber im kunsthistorisch restriktiven Sinn mit mikrotheoretischen Ansätzen angegangen.

Die Architektur (Egenter 1992: 76 ff) hat in den vergangenen Jahrzehnten durch das verstärkte Interesse an der Architektur der traditionellen Gesellschaften eine enorme Horizonterweiterung erfahren. Bauformen von Ethnien und Kulturen, die bisher vor allem für die Anthropologie von Interesse waren, rückten ins Blickfeld der Architektur. Die „*Architektur-Ethnologie*“ entdeckte zum einen die hohen ästhetischen Entwicklungen traditioneller Gesellschaften, zum anderen aber richtete die „*architektur-ethnologische*“ Forschung ihr Interesse auch auf formal einfachere Architekturen. Der Basisbereich des Begriffes Architektur wurde damit grundlegend erweitert und neue theoretische Zugänge notwendig. Architektur-theoretisches Forschen steuerte und steuert heute nach Meinung von Egenter auf eine globale, interdisziplinäre Universalisierung zu.

Die Erweiterung des architektonischen Basisfeldes macht für Egenter eine Neudefinition des Gebauten, der Architektur, notwendig. Dafür gibt es seiner Meinung nach zwei Möglichkeiten: entweder

> „*[...] man integriert Architektur von ihrem allgemeinen Kriterium* [dem Gebauten zuzugehören, Anm. der Autorin] *unter Vernachlässigung ästhetischer Aspekte als Bauen in die wissenschaftliche Diskussion, oder man enthebt den Begriff Architektur seiner ästhetischen Ausschließlichkeit [...] und macht ihn zum anthropologisch erweiterten Fachbegriff, der objektiv und universell alles Gebaute umfasst.“* (Egenter 1992: 80)

Egenter bevorzugt die zweite Definition: Architektur als ein anthropologisches Kontinuum

mit komplexen Gesichtspunkten, die weit über die nur ästhetische Beurteilung hinausgehen. Sieht man Architektur auf diese Art, so Egenter, dann verbindet sie sich mit dem ganzen Spektrum der Anthropologie.

Methodologisch gesehen (Egenter 1992: 82) entwickelt sich aus einer Architektur, die als Anthropologie betrieben wird, eine neue „*induktiv strukturierbare Theorie*". Das heißt, es wird nicht mehr von einer „*aprioristischen Ästhetik*" deduziert, vielmehr werden die definierten und empirisch zugänglichen Objekte vorerst nach architekturimmanenten Kriterien erfasst, charakterisiert und dokumentiert. Auf dieser Grundlage wird dann weiter theoretisch vorgegangen.

Egenter ist der Meinung, dass die Architekturanthropologie mit ihrer induktiven Vorgehensweise das Potential hätte, einen neuen makrotheoretischen Ansatz in die Architektur einzubringen. (vgl. Egenter 1992: 84)

> *„Wenn sich Architektur anthropologisch definiert und das Definierte zum Basisfeld ihrer 'Architektur-Anthropologie' macht, wird Architektur zum humanen Universalium, das synchronisch die einzelnen Kulturen übergreift, diachronisch alle Kulturen ins Blickfeld fasst und dabei bei verschiedenen Kulturen nach dem Gleichen oder Analogen sucht."* (Egenter 1992: 86 ff)

Diese theoretischen Ausführungen von Nold Egenter weisen auf die enge Verflechtung zwischen Architektur und Anthropologie hin, sie repräsentieren aber nur eine Meinung von vielen, denn es ist davon auszugehen, dass es in der Architektur-Community eine ganze Reihe unterschiedlicher Sichtweisen zu diesem Thema gibt. Evident ist, dass Architektur sowohl für AnthropologInnen ein extrem spannendes Feld ist, wie auch vice versa die Anthropologie für ArchitektInnen eine Disziplin verkörpert, die in ihrem Arbeitsbereich ständig präsent ist. Architektur, wie Egenter es vorschlägt, als Anthropologie zu betreiben, ist sicherlich eine interessante Sichtweise, die es wert ist, darüber zu reflektieren.

1.2 ENTWICKLUNG

„Bauen in Entwicklungsländern“: zum Begriff

„Bauen in Entwicklungsländern“ als „headline“ meiner Arbeit ist ein ambivalenter Begriff, er ist ungenau, angreifbar und bedarf einer umfassenden Erklärung. Darüber hinaus muss über die Begriffs-bildenden Termini „Bauen“ und „Entwicklungsländer“, diskutiert werden. Die Reflexionen und Begriffsdefinitionen aus anthropologischer Sicht finden sich im vorliegenden Kapitel, die Sichtweisen meiner InterviewpartnerInnen in der nachfolgenden Feldstudie. Eines möchte ich aber vorweg nehmen: es hat sich im Zuge der umfangreichen Recherchen und gemeinsamen Überlegungen, zusammen mit meinen Interview-PartnerInnen, letztendlich kein Begriff herauskristallisiert, der die Thematik „Bauen in Entwicklungsländern“ besser, schlüssiger und für alle akzeptabel beschreiben könnte. Daher verwende ich trotz aller Schwächen den Begriff „Bauen in Entwicklungsländern“ weiter, weil er für jedermann fassbar ist, obwohl die Inhalte, die in den Begriff hinein interpretiert werden, eine bemerkenswerte Vielfalt aufweisen.

„Entwicklung“[4]

Nohlen definiert „Entwicklung“ als einen

> *„[...] Begriff, dessen Definition einen guten Teil der Entwicklungsproblematik selbst ausmacht. Er ist weder vorgegeben noch allgemein gültig definierbar noch wertneutral, sondern abh. von Raum und Zeit sowie insb. von individuellen und kollektiven Wertvorstellungen. E. ist folglich ein normativer Begriff, in den Vorstellungen über die gewünschte Richtung gesellsch. Veränderungen, Theorien über die Ursachen von Unterentwicklung, Aussagen über die sozialen Trägergruppen und Ablaufmuster sozioökon. Transformationen, Entscheidungen über das Instrumentarium ihrer Ingangsetzung und Aufrechterhaltung etc. einfließen.“* (Nohlen 2002: 227)

In der Anthropologie, so James Ferguson (2006) , hat „Entwicklung“ zwei verschiedene, historisch miteinander verwobene Bedeutungen: einerseits die im 19. Jahrhundert

4 Der Themenkomplex „Entwicklung“ wurde auch in meiner Diplomarbeit „Bauen für eine bessere Welt. SARCH-Projekte: Studierende aus Europa planen und bauen in den Townships von Johannesburg. Eine ethnologische Betrachtung.“ (Leithner 2008) in verschiedenen Kapiteln auf den Seiten 19-22 und 28-32 abgehandelt.

vorherrschende Idee des Sozial-Evolutionismus, die die menschliche Entwicklung als eine unilineare betrachtete, eine Entwicklung von der Barbarei zur Zivilisation, repräsentiert durch die moderne westliche Gesellschaft. Ab Mitte des 20. Jahrhunderts erfuhr der Begriff „Entwicklung“ eine Bedeutungsveränderung in Richtung eines ökonomischen Prozesses. Die Steigerung der Produktion und Konsumption und die Anhebung des Lebensstandards vor allem in den armen Ländern der „Dritten Welt“ wurden als vorrangige Ziele betrachtet. Diese Sicht von „Entwicklung“ war der Auslöser zur Bildung von Entwicklungshilfe-Agenturen und Entwicklungshilfe-Projekten und führte auch in der Anthropologie zu einem Umdenken in Richtung „Development-Studies“ und „Development-Anthropology“. (vgl. Ferguson 2006: 154)

„Entwicklungsländer“

Wie für den Begriff „Entwicklung“ gibt es auch für „Entwicklungsländer“ keine allgemein gültige Definition. So kann laut Nohlen (2002: 233) „Unterentwicklung“ unterschiedlich gesehen werden, als ein Zustand, ein Stadium oder als Struktur. Dementsprechend divergieren auch die Definitionen von „Entwicklungsländern“.

Franz Nuscheler spricht von einem „*trilateralen Weltbild*“ und von einer „*Triadisierung*“ der Welt:

> „*Das trilaterale Weltbild beruht auf der Annahme, dass die 'OECD-Welt' der westlichen Industriestaaten, die durch einen hohen Grad der ökonomischen Interdependenz und politischen Koordination zusammengehalten wird, nicht nur das weltwirtschaftliche Gravidationszentrum, sondern auch den weltpolitischen Nabel bildet.*“ (Nuscheler 2005: 35)

Dies bedeutet gleichzeitig, so Nuscheler (2005: 36), dass ein großer Teil der Welt an diesem Prozess der wirtschaftlichen Dynamik nicht teilnimmt bzw. nicht teilnehmen kann und an den Rand, an die Peripherie des weltpolitischen Machtgefüges gedrängt wird. Auf dieser Perzeption beruht auch das bei den Menschen im Süden vorherrschende Bild der Ohnmacht und des Machtgefälles in den Nord-Süd-Beziehungen, das eine erfolgreiche Zusammenarbeit mit diesen Regionen zu einer großen Herausforderung macht, die viel Sensibilität und ein umfassendes historisches und kulturelles Verständnis erfordert.

Eine der besonderen Problematiken der „Entwicklungsländer“ liegt in der historischen Entwicklung, in ihrer großteils kolonialen Vergangenheit. Es ist ein schwieriger Weg, den diese Länder zu gehen haben, um „neue“ Staaten zu werden. Diesen Prozess des „nation buildings“, greift Clifford Geertz (2005) in dem Artikel „Die Dritte Welt. Vom Fatal der Revolution zur postkolonialen Realitätsbewältigung“ auf. So entstanden zwischen 1945 und dem Ende des 20. Jahrhunderts weltweit mehr als 110 neue Staaten mit neuen Grenzen, neuen Hauptstädten, neuen politischen Grundsätzen und neuen Namen.

> „ *In wenigen Jahrzehnten wurde die ganze Welt neu aufgeteilt, neu gegründet und erhielt einen grundsätzlich anderen Zuschnitt. Das war ohne Zweifel eine Art Revolution.*“ (Geertz 2005:46)

Die revolutionären Kräfte dieser Zeit, Antikapitalismus und Antiimperialismus, schufen die Welt von heute. Geertz stellt die Frage, was aus dieser revolutionären Entwicklung, die sich die Ideale von Freiheit und Wohlstand auf die Fahnen geheftet hat, geworden ist?

Die Theorie des „nation buildings“, so Geertz (2005: 46 f), ein Ansatz der Modernisierungstheorien, sah vor, die gesellschaftliche Entwicklung der Industrieländer analog auf die „Entwicklungsländer“ zu übertragen, ein Vorhaben, das so nicht funktionierte. Die Realität sah anders aus. Die Hoffnungen und Erwartungen der neuen Staaten stützten sich auf drei Säulen: die Entwicklungspolitik, die Modernisierung und Wachstum bringen sollte, den Integralismus, der alten und neuen Ländern eine gemeinsame politische Grundlage geben sollte, und den Partikularismus, als kultureller Ausdruck der ursprünglichen, kollektiven Persönlichkeit. Das Ziel, das man erhoffte, waren der wirtschaftliche Aufschwung, Souveränität und ein gemeinsames „Volkstum“. Ein sozialer Wandel, der bis heute Wunschdenken und Mythos für die neuen Staaten der „Dritten Welt“ geblieben ist. Die neuen Staaten sind heute vielmehr mit einer Unzahl von Hürden konfrontiert. Das „nation building“ findet in einem Kontext globaler Umordnung statt, deren Auslöser die Entkolonialisierung und die Zerstückelung der Imperien waren. Die neuen Staaten sind konfrontiert mit einer unkontrollierbaren Urbanisierung, mit Migration in alle Richtungen, mit ethnischer und ethnisch-religiöser Gewalt und mit Kleinkriegen infolge der postkolonialen, willkürlichen Grenzziehungen. Vor diesem schwierigen Hintergrund müssen die neuen Staaten geschaffen werden. Das „nation building“, so Geertz, hat sich anders entwickelt als geplant. Die Realität

widerspricht den theoretischen Intentionen und es wird tiefgreifender Umdenkprozesse bedürfen, um Lösungen für die komplexen Probleme dieser so genannten „Entwicklungsländer“ zu finden.

Entwicklungsproblematik – Entwicklungsdebatten

„*Entwicklungshilfe“ versus „Entwicklungszusammenarbeit“*

> „*Aid, by its very definition, is a manifestation of inequality.*“
> (Robb 2004 zit. in Schicho/Nöst 2006: 43)

Der Terminus „Entwicklungshilfe“ stammt aus der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg und ist durch einen ständigen Wandel seiner Bedeutungsinhalte geprägt: von „nachholender Entwicklung“ über „Grundbedürfnisbefriedigung“ bis hin zu den „Milleniumszielen“[5]. (vgl. Schicho/Nöst 2006: 44)

Auch der Begriff „Entwicklungshilfe“ wurde über die Zeit sehr unterschiedlich interpretiert. Die als „*paternalistisch anmutende Bezeichnung*“ (Hödl 2006:26) „Entwicklungshilfe“ wurde in den 1980er Jahren immer mehr durch „Entwicklungszusammenarbeit“ ersetzt. Diese sprachliche Modifizierung, die dem Begriff eine positive Konnotation in Richtung Gemeinsamkeit und Partnerschaftlichkeit mit den Ländern des Südens vermitteln sollte, mündete jedoch nicht notwendigerweise in einer Haltungsänderung. Der Umdenkprozess von „Hilfe“ zur „Zusammenarbeit“ ist bis heute nicht in vollem Umfang realisiert worden und es wird noch einiger Zeit bedürfen, bis sich „Entwicklungszusammenarbeit“ im Denken und Handeln der AkteurInnen manifestiert hat.

„Entwicklungszusammenarbeit“ (Schicho/Nöst 2006: 45 f) steht heute oft in engem Konnex mit nationaler und internationaler Wirtschaft, wobei das Handeln von ökonomischen Konzepten dominiert wird. Diese Art der Verflechtung wird jedoch von einem Großteil der Entwicklungszusammenarbeits(EZA)-AkteurInnen nicht gut geheißen. Sie betrachten

5 Die Millenium Development Goals sind acht von der UNO verfasste Ziele, die bis 2015 erreicht werden sollen: „End Poverty and Hunger, Universal Education, Gender Equality, Child Health, Maternal Health, Combat HIV/AIDS, Environmental Sustainability, Global Partnership“ (Internet-Ressource: UN Millenium Goals [05.10.2012])

„Entwicklungszusammenarbeit“ grundsätzlich als etwas Eigenes mit jeweils unterschiedlichen Kontexten und Zielen. Die EZA-AkteurInnen bedienen sich zwar derselben zentralen Begriffe wie Entwicklung, Partnerschaft, Empowerment, Ownership, Partizipation etc., passen aber die Bedeutungsinhalte der Begriffe den jeweils gegebenen Situationen an.

„Entwicklungszusammenarbeit“, so Schicho/Nöst (2006: 45 f), ist immer ein Zusammenspiel zwischen drei Komponenten:

- den „AkteurInnen“, das sind jene, die über die politische, finanzielle und technologische Macht verfügen,
- dem „Gegenstand“, auf den sich die Arbeit der „AkteurInnen“ konzentriert, und
- den „Betroffenen“, den Menschen in den „Entwicklungsländern“, deren Leben und Umwelt auf eine positive Weise verändert werden soll.

„Entwicklungszusammenarbeit“, richtig verstanden, sollte sich auf die dritte Gruppe, die „Betroffenen“, konzentrieren und diesen ermöglichen, „*[...] ihre Fähigkeiten umzusetzen, Selbstvertrauen aufzubauen und ein erfülltes und menschenwürdiges Leben zu führen.*“ (Schicho/Nöst 2006: 47)

Post-Development-Diskurs und Kritik am Post-Development

Über „Entwicklung“ als Begriff, als Kategorie und Konzept wird schon sehr lange und auf unterschiedlichste Weise diskutiert und wissenschaftlich reflektiert. Auch für die Anthropologie ist „Entwicklung“ immer ein Thema, das in vielfacher Weise präsent ist. Ich möchte mich im Folgenden auf einen Ansatz der Entwicklungs-Diskussion beschränken, von dem ich glaube, dass er in seiner Konzeption und seinen Aussagen sehr gut zum Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ passt.

Der Post-Development-Ansatz (Ziai 2006: 98 f) entstand in den späten 1980er Jahren als theoretischer Ansatz im internationalen Entwicklungsdiskurs. Er artikuliert eine massive Kritik an Theorie und Praxis der Entwicklung. Die Grundthese des Post-Development-Ansatzes beruht auf der Feststellung, dass das Projekt „Entwicklung“ gescheitert und die „Entwicklungsära“ am Ende sei. Es müsse nach Alternativen zur „Entwicklung“ gesucht

werden, wobei „Entwicklung“ als Gesamtkomplex auf drei Ebenen kritisiert wird: „Entwicklung“ als politisches Projekt, als gedankliche Struktur und als Begriff.

Der Ansatz des Post-Development wurde vor allem im angelsächsischen Raum breit rezipiert, aber auch heftig kritisiert. Die Vorwürfe richteten sich vor allem gegen die unkritische Sichtweise gegenüber lokalen Gemeinschaften und kulturellen Traditionen, gegen die Ablehnung von Modernität und Entwicklung und gegen die Legitimation von Unterdrückung und Gewalt durch Bestehen auf kultureller Differenz und Zurückweisung universalistischer Konzepte. Auch seien die Post-Development-Konzepte nach Meinung der Kritiker genauso autoritär, wie jene Entwicklungskonzepte, die sie kritisieren und würden keine Alternativen für sozialen Wandel anbieten. (vgl. Ziai 2006: 101 f)

Innerhalb des Post-Development haben sich zwei miteinander rivalisierende Diskurse herauskristallisiert: der eine, der die traditionellen Kulturen als festgefügte Einheiten romantisiert und die Moderne ablehnt und der andere Diskurs, der den kulturellen Traditionen skeptischer gegenübersteht und die Moderne weniger kritisch betrachtet. Diese beiden Diskurse, so Ziai (2006: 107), werden als „neo-populistische“ und „skeptische“ Varianten des Post-Development bezeichnet.

In seinem Fazit räumt Ziai (2006: 113) die durchaus berechtigte Kritik an den Theorieansätzen des Post-Development und vor allem an der „neo-populistischen“ Denkweise ein, ist aber der Meinung, dass diese Ansätze auch ihr Gutes hätten und als anregende Grundlage für kritische Diskussionen über mögliche Alternativen in Entwicklungstheorie und -praxis dienen könnten.

Um die Brücke zwischen Post-Development-Diskurs und „Bauen in Entwicklungsländern“ zu schlagen und die Theorie des Post-Development in ihrer praktischen Anwendung zu veranschaulichen, möchte ich zwei VertreterInnen dieses Ansatzes zu den Begriffen „Partizipation“ und „Hilfe zur Selbsthilfe“ zu Wort kommen lassen, da diese Begriffe für „Bauen in Entwicklungsländern“ von besonderer Relevanz sind.

Majid Rahnema zu „Partizipation“:

Rahnema, der die entwicklungspolitische Arbeit aus der Praxis kennt[6], wirft in seinem Beitrag zum „polemischen Handbuch zur Entwicklungspolitik“ von Wolfgang Sachs[7], einen sehr kritischen Blick auf den Begriff „Partizipation“.[8]

Es war die Intention der Entwicklungspolitiker, so Rahnema (1993: 250), mit Hilfe eines „Beteiligungsmodelles“, durch die Teilhabe der Betroffenen, der Entwicklungspolitik eine neue Richtung zu geben. Für ÖkonomInnen, PlanerInnen und PolitikerInnen, die bislang nichts von „Partizipation“ wissen wollten, verlor der Begriff mit einem Mal seinen „*subversiven Charakter*“. Die Beteiligung der Betroffenen bedeutete nicht länger eine Gefahr, man konnte vielmehr durch „Partizipation“ bei der Zielbevölkerung Bedürfnisse kreieren und so die Ökonomisierung im jeweiligen nationalen Rahmen vorantreiben. „Partizipation“ wurde auch Wahl-politisch interessant, da man glaubte, durch das Signalisieren von Gemeinschaftsgefühl politische Strategien leichter durchsetzen zu können.

Vom neuen Partizipationsmodell wollten alle profitieren, die Weltbank, Investoren aus reichen Ländern und die Hilfsorganisationen, denn „*[...] heute haben alle Entwicklungspolitiker erkannt, dass ihre Zukunft von der geschickten Förderung des Partizipationsprinzips abhängt*.“ (Rahnema 1993: 256)

Rahnema sieht „Partizipation“ als einen sehr ambivalenten und kritisierbaren Begriff: „*Dass ganzen Bevölkerungen die Möglichkeiten genommen werden, sich zu verständigen und zum eigenen Wohl zusammenzuwirken, ist ein ernstes Problem*“ (Rahnema 1993: 265). Im Gegenzug fordert Rahnema die Entwicklung von Handlungsstrategien, um solchen Vergewaltigungen, wie er es nennt, entgegen zu wirken.

> „*Nur die zwanghaften Macher und Planer, die sendungsbewußten Ideologen und die obsessiven Wohltäter glauben, sie allein seien berufen, die vermeintlich hilflosen*

6 Majid Rahnema war in den 1960er Jahren iranisches Regierungsmitglied, verließ später den Iran und arbeitete für die UN-Entwicklungshilfe (UNDP). Er ist ein qualifizierter Kritiker der entwicklungspolitischen Praxis. Sein Interesse gilt vor allem der Wiedergewinnung einer spirituellen Dimension in den Bemühungen um Erneuerung. (vgl. Sachs 1993 [1992]: 478)

7 Wolfgang Sachs (ed.) 1993 [1992]: „Wie im Westen – so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik“.

8 Der Begriff „Partizipation“ tauchte erstmals Ende der 1950er Jahre im Sprachgebrauch der Entwicklungsspezialisten auf. (vgl. Rahnema 1993: 249)

> *Opfer aus ihrer Zwangslage zu befreien. Aber genau diese arrogante und uneinsichtige Haltung hat dann zumeist die Folge, dass die hilfreich gemeinten Einwirkungen sich als kontraproduktive und manipulative Eingriffe erweisen*." (Rahnema 1993: 265)

Wirkliche „Partizipation", so Rahnema (1993: 268), muss anders verstanden werden. „Partizipation" bedeutet, dass jeder auf seine Weise leben und am Leben teilhaben kann. Dies verlangt vor allem innere Freiheit: die Fähigkeit zuzuhören, Anteil zu nehmen und sich frei zu machen von Ängsten und vorgefassten Meinungen. Innere Freiheit macht äußere Freiheit möglich und gibt dem Leben einen Sinn.

Aus diesem Gedankengang formuliert Rahnema eine neue Form von „Partizipation", eine, die gleichzusetzen ist mit den Begriffen: Aufmerksamkeit, Einfühlungsvermögen, Güte und Mitgefühl, Zuhören, Lernen und Einlassen auf Beziehungen. (1993: 270)

Marianne Gronemeyer[9] zu „Hilfe zur Selbsthilfe"

> „*Die Zeiten, da das Helfen noch geholfen hat, sind unwiderruflich vorbei. Aber damit nicht genug: Hilfe ist nicht nur matt geworden, ihrer rettenden Kraft beraubt. Hilfe kann heutzutage fast nur noch angedroht werden; und wem sie angedroht wird, der muss auf der Hut sein*." (Gronemeyer 1993: 170)

Gronemeyers (1993: 189) Kritik richtet sich vor allem gegen den engen Zusammenhang zwischen Hilfe und Macht. „Hilfe zur Selbsthilfe", so Gronemeyer, war die einzige Hilfe, die von den kritischen Entwicklungs-AkteurInnen nicht als anrüchig und kontraproduktiv verstanden wurde, sondern vielmehr als Ausweg aus dem Dilemma. Deshalb wurde „Hilfe zur Selbsthilfe" zur entwicklungspolitischen Leitidee auch der nichtstaatlichen Hilfsorganisationen. „*In der Ertüchtigung zur Selbsthilfe findet die Hilfe scheinbar ihre Unschuld wieder*."

Die Idee, die diesem „Selbsthilfe-Konzept zu Grunde liegt, beruht darauf, dass Hilfe sich selbst in einer angemessenen Frist überflüssig macht. Für Gronemeyer bleibt „Hilfe zur Selbsthilfe" dennoch ein kritisierbares Konzept, denn es sei der Entwicklungsgedanke, die Notwendigkeit, Rückständigkeit in Fortschritt umzuwandeln, der dieser Idee zu Grunde liege,

9 Marianne Gronemeyer ist Universitätslehrerin und Autorin in Deutschland mit Erfahrungen in der Friedensbewegung. (vgl. Sachs 1993 [1992]: 476)

und Entwicklungshilfe zerstöre zuvor,

> *„[...] was sie zu heilen vorgibt: die Fähigkeit einer Gemeinschaft, ihr Leben aus eigenen Kräften zu erhalten und zu gestalten. Sie ist die elegantere, moralisch weitaus besser legitimierte Form der Einmischung.*“ (1993: 190)

„Partizipation“ und „Hilfe zur Selbsthilfe“ sind Schlüsselbegriffe, die heute nicht nur in der Entwicklungspolitik, sondern auch in vielen anderen Bereichen Verwendung finden. Ich denke, dass die beiden Reflexionen auf „Partizipation“ und „Hilfe zur Selbsthilfe“ von zwei VertreterInnen des Post-Development Diskurses eine zwar extreme Sichtweise wiedergeben, die sicherlich nicht von jedermann geteilt wird, sie machen dennoch deutlich, wie ambivalent und vielschichtig Entwicklungs-Begriffe sind und wie sorgsam damit umgegangen werden muss.

Neuorientierungen im Entwicklungsdiskurs

Der Post-Development-Ansatz ist nur einer von zahlreichen Versuchen, Lösungsmöglichkeiten für das Problem „Entwicklung“ in Theorie und Praxis anzudenken. Eines zeigt sich sehr klar, es gibt kein Allheilmittel und keine allgemein gültige Theorie, um diesem Phänomen adäquat zu begegnen. Man ist sich jedoch sicher: so wie bisher kann es nicht weiter gehen. Neue Zugänge müssen gefunden werden, um das globale Problem in den Griff zu bekommen. Aus meiner Beobachtung der „Entwicklungs-Szene“ zeichnet sich derzeit ein gewisser Paradigmenwechsel ab. „Hilfe“ wird zunehmend durch „Kooperation“ ersetzt. Wird „Entwicklungshilfe“ nun doch zur „Entwicklungszusammenarbeit“?

Neuerdings sieht man die Zukunft der Entwicklungszusammenarbeit in einer „Globalen Partnerschaft für Entwicklung“[10] . Bei dieser Neuorientierung sollen Schwellenländer als entwicklungspolitische AkteurInnen die traditionellen Nord-Süd-Kooperationen um neue Süd-Süd-Kooperationen erweitern. Durch diese „globale Partnerschaft für Entwicklung“ erhofft man sich eine größere Wirksamkeit der Entwicklungszusammenarbeit. „Alte“ und „neue“ GeberInnen sollen in Zukunft sowohl PartnerInnen sein, die mehr als bisher miteinander kooperieren, aber auch im Wettbewerb miteinander stehen. Von dieser

10 Siehe Podiumsdiskussion mit internationalen EntwicklungsexpertInnen, veranstaltet von der Austrian Development Agency (ADA) am 11.10.2012 zum Thema „Change and Challenges for Development Cooperation“.

Konstellation erwartet man sich nicht nur zusätzliche Finanzmittel, sondern auch eine Verbesserung der Position der „Entwicklungsländer“ bei den Verhandlungen mit den traditionellen GeberInnen. Man setzt in diesem neuen Diskurs auf größere Diversität und auf ein Mehr an Selbstbestimmung für die „Entwicklungsländer“.

> „*Die globale Partnerschaft ist ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung, wir müssen aber rasch die notwendigen Rahmenbedingungen schaffen, um diese Partnerschaft zu verwirklichen.*“ (Henrique Banze, Vize-Außenminister von Mosambik)[11]

Architektur, Anthropologie und „Bauen in Entwicklungsländern“

Ein „holistischer Approach“

> „*Architektur ist nicht bloß eine Frage der Technik und Ästhetik, sondern der Rahmen für eine - im besten Fall vernünftige - Lebensweise.*“ (Bernhard Rudofsky[12] zit. in Architekturzentrum Wien 2007: 11), und

> „*Es ist müßig, über die Wohnarchitektur fachzusimpeln, so lange wir uns nicht Rechenschaft geben, wie der Bewohner sitzen, schlafen, essen, baden, sich reinigen und sich kleiden soll. Von allen diesen Funktionen hat* er [der Architekt, Anm. der Autorin] *vage oder falsche Vorstellungen.*“ (ebd. 2007: 75)

Für Bernhard Rudofsky, Kosmopolit und Querdenker innerhalb der Architektur des 20. Jahrhunderts, ist Architektur nicht eine Sache von Technik oder Ästhetik, nicht messbar an eindimensionalen Parametern, sondern der Rahmen für ein ganzes Konvolut von Bedingtheiten, die bestmöglich erfüllt werden müssen, um (gute) Architektur zu gestalten. Rudofsky vertritt damit einen ganzheitlichen (holistischen) Zugang in der Architektur, einen Zugang, der den Menschen in seiner Gesamtheit als Referenzgröße mit einbezieht. Der Mensch als Individuum, verhaftet in seinem kulturellen und sozialen Umfeld, rückt damit (wieder) in den Fokus des Planungs-Prozesses. Seine Wünsche, Bedürfnisse und seine ganz individuelle Art, das Leben zu gestalten, werden bei dieser Form des Zugangs zu wichtigen Eckpfeilern und Gestaltungselementen der Architektur. Folgt man Rudofsky und den von ihm formulierten Anforderungen an die ArchitektInnen, dann wird klar, dass die Architektur allein dieses Feld in vielen Fällen nicht abdecken kann. Um das notwendige Basiswissen zu

11 Internet-Ressource: Globale Partnerschaft für Entwicklung [15.10.2012]
12 Bernhard Rudofsky, 1905-1988, Architekt und Kulturwissenschaftler.

erlangen ist es hilfreich, SpezialistInnen mit an Bord zu holen, die mit dieser Form des Wissens vertraut sind. Die Disziplin der Anthropologie bietet sich dafür an, da sie über die notwendigen Tools verfügt, den Menschen in seiner Gesamtheit zu erfassen. Durch anthropologische Feldforschung, vor allem beim „Bauen in Entwicklungsländern“ und verschiedene Interviewtechniken können AnthropologInnen ein Gesamtbild der Betroffenen, jener Menschen, für die gebaut werden soll, erzeugen.

Ich denke, dass die von Rudofsky eingeforderte ganzheitliche Denkweise einen zentralen Platz innerhalb der Disziplin der Architektur einnehmen sollte. In der gebauten Umwelt wohnen Menschen. Die Funktion eines Gebäudes geht über die reine Behausung hinaus. Gebaute Strukturen erfüllen soziale, ökonomische und kulturelle Zwecke und ArchitektInnen und PlanerInnen sollten auf diese Anforderungen angemessen reagieren. ArchitektInnen tun dies auch in vielen Fällen, wenngleich es unzählige Negativ-Beispiele unter dem Dogma der Technik oder des „l'art pour l'art“ gibt und manchmal geht es ganz einfach nur um „Selbstverwirklichung“.

Die Art der Zugangsweise ist bestimmend für das Ergebnis des architektonischen Prozesses. ArchitektInnen und PlanerInnen, die Projekte in unserem „westlichen“ Kontext verwirklichen, bewegen sich in einem für sie gewohnten Umfeld und ein gewisses Abweichen von Prinzipien der holistischen Denkweise hat durch das unbewusst immanente Kontextwissen der ArchitektInnen weniger gravierende Auswirkungen als beim Bauen auf unbekanntem Terrain. Die so genannten „Entwicklungsländer“ sind für ArchitektInnen in den meisten Fällen Neuland. Dies erfordert einen besonderen Zugang zu und Umgang mit den Gegebenheiten, um keine Fehler zu machen, Fehler, die in diesem Kontext weitreichende Konsequenzen nach sich ziehen.

„Bauen in Entwicklungsländern“, ein interdisziplinäres Projekt

Für ArchitektInnen und PlanerInnen bedeuten Projekte in „Entwicklungsländern“ zumeist eine große Herausforderung. Sie betreten Neuland und sie bauen für Menschen, die ihnen fremd sind, für die „Anderen“, deren soziales und kulturelles Umfeld sich vom eigenen unterscheidet. Es ist notwendig, dass sich ArchitektInnen, bevor sie in die konkrete

Planungsphase eintreten, die Frage stellen, wer sind „wir“, die Menschen in den Ländern des so genannten „Westens“, und wer sind die „Anderen“, die Menschen in den Ländern des „Südens“, den „Entwicklungsländern“? Um diese Fragen kompetent beantworten zu können, ist es für die Architektur geboten, einen Schulterschluss mit anderen Disziplinen vorzunehmen. Die Disziplin der Anthropologie, die es zu einem zentralen Anliegen gemacht hat, dem „Anderen“ in seinem sozialen und kulturellen Umfeld zu begegnen, könnte für die Architektur wertvolle Hilfestellung leisten.

„Entwicklungsländer“ (Rieger-Jandl 2006: 103 f) haben sich besonders in den letzten Jahrzehnten durch den Globalisierungsprozess und die vielfältigen Kontakte mit den westlichen Industrieländern stark verändert. Dieser Wandel hat auch die Lebensweise der Menschen in den Ländern des „Südens“ entscheidend beeinflusst. Für ArchitektInnen ist es notwendig, auf diesen Wandel einzugehen. Um dies möglich zu machen ist es wichtig herauszufinden, wie diese Menschen derzeit leben, wie sie bauen, welche Materialien sie verwenden oder bevorzugen und warum sie dies tun. Durch den Einfluss des „Westens“, haben sich die Bedürfnisse der Menschen in den „Entwicklungsländern“ verändert. Neue Wünsche werden durch die Kontaktsituationen kreiert, die in Planungsprozesse integriert werden müssen. Diese anthropologischen Belange mit der Architektur zusammenzuführen, so Rieger-Jandl, und das Ergebnis in den Planungs-Prozess einfließen zu lassen, wäre eine solide Basis für Bauaufgaben in „Entwicklungsländern“ und könnte die Akzeptanz der Projekte entscheidend verbessern.

Rieger-Jandl (2005) hat dazu ein eigenes Verfahren entwickelt, die „Anthropological Pre-Design Study“ (APD), die den ArchitektInnen durch die Anwendung anthropologischer Methoden im Vorfeld von Projekten wichtige Voraussetzungen für ihre Planungsarbeit liefern soll.

> „*Applied anthropological methodology in building projects is expecially valuable since only a qualitative collection and analysis of data and a thoughtful implementation using architectural experience can lead to a technically and culturally satisfying result.*“ (Rieger-Jandl 2005: 37)

Als wichtigste Komponenten dieser Anthropological Pre-Design Study (APD) nennt Rieger-Jandl (2005: 244):

- die genaue Definition der Zielgruppe,
- ein Zusammenspiel unterschiedlicher methodologischer Tools (narrative Interviews, teilnehmende Beobachtung etc.),
- das Sammeln von Zusatzdaten über die Gesamtsituation rund um das Projekt (aus Publikationen, News, von NGOs etc.),
- ein Zeitmanagement und das Festlegen von Limits,
- einen holistischer Approach und
- die Integration „globaler" Aspekte in die „lokale" Situation.

Um all diese Daten im Vorfeld von Entwicklungs-Projekten zu erheben, ist im Idealfall die Zusammenarbeit von zwei ExpertInnen-Gruppen, ArchitektInnen und AnthropologInnen, erforderlich. Die Realität, so Rieger-Jandl (2005: 37) sieht allerdings auf Grund ökonomischer und zeitlicher Zwänge zumeist anders aus. Sie plädiert für eine, wie ich meine, interessante Variante:

> *„[...]to provide the architect, planner or development worker who is in charge of a building project with the necessary anthropological tool-kit to work with. Often it could even be better to have one person who is not perfect in any one discipline but has a good knowledge of both than to have two different experts who have a problem to communicate with each other."*

Rieger-Jandl hat damit etwas angesprochen, das beide Disziplinen, Architektur und Anthropologie, in die Pflicht nimmt: AnthropologInnen werden aufgefordert, ihre Kompetenzen abzugeben, oder besser gesagt, weiterzugeben, und von den ArchitektInnen wird verlangt, sich das methodologische Werkzeug der Anthropologie in Form von „additional skills" anzueignen. Ich denke, dieser Vorschlag weist durchaus einen neuen Weg interdisziplinärer Zusammenarbeit auf und birgt großes Potential für die Zukunft. Ich habe allerdings meine Zweifel, ob das dafür notwendige Öffnen der Disziplinen auf breiter Basis in absehbarer Zeit auch gelingen kann.

All dies unterstreicht die Bedeutung der sozio-kulturellen Dimension, wenn es darum geht, erfolgreiche Projekte in „Entwicklungsländern" zu realisieren. Im Entwicklungskontext müssen „Kultur" und „Entwicklung" immer gemeinsam betrachtet werden, eine Tatsache, die nicht immer so gesehen wurde:

„*It was only in 1984 that Peter Worsley[13] first introduced culture as the 'missing link' in development thinking*." (Rieger-Jandl 2006: 109)

Der bereits erwähnte Architekt und Anthropologe Amos Rapoport (1976: 12 f) hat im Zuge seiner „Man-Environment Studies" die enge Verflechtung zwischen gebauter Umwelt und sozio-kulturellen Aspekten wissenschaftlich analysiert und acht Kategorien ausgearbeitet, die seiner Meinung nach vor Beginn eines jeden Projektes in Form eines Fragenkataloges abgearbeitet werden sollten:

- Dokumentation der räumlichen Siedlungsorganisation
- Dokumentation der räumlichen Organisation innerhalb des Hauses
- Evaluierung der Bedeutung des Hauses in Bezug zu anderen Bereichen der gebauten Umwelt
- Analyse der Beziehungen zwischen räumlichen und kognitiven bzw. linguistischen Kategorien innerhalb des Hauses
- Dokumentation der Beziehung zwischen räumlicher und sozialer Organisation
- Datenerhebung zu Privatheit und sozialen Interaktionen
- Dokumentation der Wertvorstellungen einer Gruppe/von Gruppen hinsichtlich einer „idealen" Umgebung
- Untersuchung des Kulturwandels in Bezug auf die gebaute Umwelt.

„Bauen in Entwicklungsländern", darüber sollten sich alle involvierten AkteurInnen im Klaren sein, ist ein komplexes Vorhaben, bei dem unterschiedlichste Anforderungen zu erfüllen sind. Es ist notwendig, dass ArchitektInnen bei Bauaufgaben in „Entwicklungsländern" über die Grenzen ihrer eigenen Disziplin hinausgehen. Die Bereitschaft zu interdisziplinärer Zusammenarbeit stößt jedoch immer wieder an ihre Grenzen und ich denke, es wird noch einige Zeit dauern, bis dieser Umdenkprozess abgeschlossen ist.

„Bauen in Entwicklungsländern" steht am Schnittpunkt von Architektur, Anthropologie und Entwicklungsarbeit. Um in diesen Regionen adäquat agieren zu können, bedarf es einer ganzheitlichen Sicht der Problemstellungen und einer interdisziplinären Herangehensweise. Die Disziplinen Architektur und Anthropologie könnten durch ein Miteinander „Bauen in

13 Peter Worsley: britischer Anthropologe und Soziologe

Entwicklungsländer“ in Zukunft zu einem Erfolgsmodell machen. Es gibt mittlerweile genügend gescheiterte Projekte in „Entwicklungsländern“ und es wäre an der Zeit, mit breiteren Zugangsweisen jene Projekte zu realisieren, die bei den Betroffenen auch Akzeptanz finden.

2. Rezente Diskussionen – aktuelle Begrifflichkeiten

2.1 GLOBALISIERUNG

Anthropologie und Globalisierung

> *„Globalisierung ist ein komplexer multidimensionaler Prozess der Entgrenzung und Enträumlichung zum einen, der Verdichtung und Vernetzung zum anderen.“* (Tetzlaff 2000 zit. in Nuscheler 2005:53)

Eine sehr allgemeine Definition für äußerst komplexe Prozesse mit vielen transnationalen und transdisziplinären, globalen Implikationen. Das heute so populäre Wort „Globalisierung“ ist nicht unumstritten. Es ist ein Wort, das beinahe in jedem Kontext Anwendung findet, über dessen Bedeutung und Inhalt jedoch kaum eine Reflexion stattfindet.

Der Terminus „Globalisierung“ ist zwar relativ neu, über globale Verknüpfungen wurde aber schon sehr früh nachgedacht. Thomas Hylland Eriksen (2007: 1) bezeichnet Hegel (1770 - 1831) als den ersten Theoretiker der Globalisierung, da dieser erstmals die Zusammenhänge zwischen getrennten Räumen bewusst machte. In seinem „Weltgeist“-Konzept („Weltgeist“ als ein jedem Menschen immanenter abstrakter „spirit“) sah Hegel eine Möglichkeit, alles Menschliche in einer einzigen community zusammenzufassen. Auch Kant (1724 – 1804) hatte bereits die Idee des Kosmopolitismus, einer friedlichen Welt, in der Menschen sich im respektvollen Dialog und ohne Ansehen von Differenz begegnen.

Im 19. Jahrhundert, der Zeit des Kolonialismus und der zunehmenden Industrialisierung, gab es neue Überlegungen und Versuche, diese Prozesse in einen globalen Kontext zu stellen. Neue Weltmodelle entstanden, die politische Philosophie von Marx hatte eine globale Ausrichtung und die Evolutionisten sahen die gesamte Menschheit in einer unilinearen

Entwicklung, wobei sie die eigene Gesellschaft an die oberster Stelle dieser Entwicklung stellten. Im ausgehenden 19. Jahrhundert rückte durch die Erfindung der Telegraphie die Welt entscheidend zusammen. Die Perzeption von Ort und Distanz erhielt eine neue Dimension, die im 20. Jahrhundert ihre Entsprechung fand. In den frühen 1960er Jahren verwendete der kanadische Theoretiker Marshall McLuhan erstmals den Begriff des „global village". Er beschrieb damit die neue Situation, die durch die Massenmedien entstanden war. Das „global village" war für ihn das Synonym einer Welt, in der die Menschen gemeinsame Bezugspunkte und wechselseitiges Wissen miteinander teilen. (vgl. Eriksen 2007: 1 f)

Eriksen (2007: 4) ist der Meinung, dass Globalisierung auf drei Ebenen abläuft. Für ihn sind die ansteigenden transnationalen ökonomischen Aktivitäten, die schnelleren und dichteren Kommunikations-Netzwerke und die steigenden Spannungen zwischen und innerhalb kultureller Gruppen durch stärkere wechselseitige Konfrontation, die „drei Dimensionen der Globalisierung" und die treibenden Kräfte ökonomischer, politischer und kultureller Dynamiken auf transnationalem Niveau. Auch Roland Robertson (1992) ein Theoretiker zeitgenössischer Globalisierung, vertritt diese Theorie einer Verdichtung der Welt: „*Globalization as a concept refers **both** to the compression of the world **and** the intensification of consciouness about the world as a whole.*" (Robertson zit. in Eriksen 2007: 4) Globalisierung bringt uns einander näher mit allen Konsequenzen, den positiven und den negativen. So gesehen ist Globalisierung eine Chance, sie macht aber auch verletzlich. (vgl. Eriksen 2007: 4)

Für die Anthropologie hat die Globalisierung entscheidende Veränderungen gebracht. Den „einen" Ort und die „eine" Gesellschaft, die es zu untersuchen galt, gibt es nicht mehr. Die Einheit von Kultur, Raum und Sprache hat sich aufgelöst. Die Kultur, wie sie heute gesehen werden muss, ist beweglich, sie wird Raum-übergreifend weitervermittelt, modifiziert, neu geschaffen und auch instrumentalisiert. (vgl. Hauser-Schäublin/Braukämper 2002: 9)

Wernhart (1998: 50) sieht in der Globalisierung eine historische Realität, die bei jedem Vorhaben mitberücksichtigt werden muss, „*[...] auch wenn im Netzwerk weltweiter Strukturen kultureller Individualität und kulturellem Selbstverständnis weiterhin Platz eingeräumt wird.*"

Globalisierung bedeutet nicht, dass alle Kulturen dieser Welt einer Vereinheitlichung oder „*McDonaldisierung*“ entgegengehen (Gingrich 1999: 11). Der Globalisierungsprozess selbst benötigt Vielfalt und Unterschiedlichkeit, um die „*[...] Konkurrenz und Rivalität untereinander auszutragen*“, ebenso wie die „*[...] Waren-, Kommunikations- und Technologieströme*“ auf lokale KonsumentInnen angewiesen sind, deren Lebenswelten sie zwar beeinflussen, die aber auch ihrerseits auf den Globalisierungsprozess einwirken und diesem lokale und regionale Bedeutungsmuster aufprägen. Globalisierung, Regionalisierung und Individualisierung sind für Gingrich Aspekte ein und desselben Gesamtprozesses.

Geertz (1994: 465) bezeichnet die Situation, in der wir heute agieren, sehr treffend als eine riesige „kulturelle Kollage“. In diesem vielschichtigen Umfeld, so Geertz, müssen wir in der Lage sein, die verschieden Elemente auszusortieren um zu bestimmen, was sie bedeuten und wie sie miteinander interagieren, ohne dabei die eigene Identität aus den Augen zu verlieren. Diese Tatsache mache Kulturanalyse heute zu einem so schwieriges Unterfangen.

Einer der interessantesten Theoretiker auf dem Gebiet der Globalisierung, Arjun Appadurai, geht sogar noch einen Schritt weiter. Für ihn stellt die „Imagination“ das Neue im globalen kulturellen Prozess dar. „Imagination“, so Appadurai (1996: 31), ist nicht nur zentral für alle Formen des Handelns, sondern auch selbst eine soziale Tatsache und Schlüsselkomponente globalen Handelns.

Appadurai (1996: 32 f) vertritt die These, dass die heutige globale kulturelle Ökonomie nicht mehr mit den bisher üblichen Modellen erklärt werden kann. Er sieht die Welt in einem ganz neuen Sinn, als ein interaktives System, das bestimmt wird durch die Beziehungen zwischen imaginierten Konstrukten: den „ethnoscapes“, „mediascapes“, „technoscapes“, „financescapes“ und „ideoscapes“.[14] Diese Landschaften („landscapes“) formen die

14 „ethnoscapes“: die Landschaft aller jener Menschen, die die sich gegenwärtig verändernde Welt ausmachen (Touristen, Einwanderer, Flüchtlinge, Gastarbeiter und andere Personen, die real oder imaginär in Bewegung sind)
„mediascapes“: die elektronischen Möglichkeiten, Informationen zu produzieren und zu erteilen und die mittels Medien geschaffenen Bilder der Welt.
„ technoscapes“: die globale, ständig im Fluss befindliche Konfiguration der Technologie.
„financescapes“: immer komplizierter, schneller und schwieriger werdende Landschaft der Verfügbarkeit globalen Kapitals.
„ideoscapes“: Bildverkettungen, die meist direkt politisch sind und häufig mit Staatsideologien und Gegenideologien von Bewegungen zusammen hängen, die darauf ausgerichtet sind, die Staatsmacht oder Teile davon zu übernehmen. (vgl. Appadurai 1996: 33 f)

„imagined worlds“, multiple Welten, gebaut aus Imaginationen von Personen rund um den Globus. Solche übergeordnete Welten haben keine Plätze mehr. Die Kategorien Raum und Ort sind getrennt und werden in die Dimension Zeit integriert.

Globalisierung ist ein wichtiges Thema in der Anthropologie. Zahlreiche AnthropologInnen haben Theorien zur Globalisierung entwickelt, die sich in ihren Argumentationen und Zielrichtungen beträchtlich voneinander unterscheiden Sie reichen von realistischen Zugängen bis zu visionären, von positiven Szenarien bis zu Katastrophenszenarien, wie Samuel P. Huntington diese mit zahlreichen Argumenten und Annahmen in seinem „Kampf der Kulturen“ (1996) skizziert. In einem sind sich aber alle ProtagonistInnen einig, die homogenisierte Welt ist ein sehr unwahrscheinliches Szenarium geworden. Und wie es die „eine“ Welt nicht gibt, so gibt es auch nicht die „eine“, alles erklärende Theorie der Globalisierung, sondern viele Erklärungsversuchen. Wir müssen uns heute auf eine Vielzahl kreativer Transformationen einstellen, die das Phänomen der Globalisierung mit sich bringt. Um diesen Herausforderungen begegnen zu können ist es notwendig, neue konzeptuelle Zugänge zu den Problemen der Weltordnung zu entwickeln. Globalisierung ist ein vielschichtiges Thema und zahlreiche Disziplinen sind davon betroffen. Die Disziplinen Anthropologie, Soziologie, Psychologie aber auch andere Disziplinen können dazu beitragen, die neuen Globalisierungs-generierten Aufgabenstellungen zu bewältigen.

Globalisierung in der Architektur

Die Architektur ist von der Globalisierung genauso betroffen, wie viele andere Disziplinen. Für ArchitektInnen haben sich durch die Globalisierung viele Bedeutungsinhalte verändert. Die rasant ansteigenden weltweiten Interaktionen durch Medien, Tourismus und Migration zwingen die Disziplin der Architektur, genauso wie andere Disziplinen, auf diese Veränderungen zu reagieren. Wir haben es heute mit interdependenten Welten zu tun, die neue Zugänge erfordern. In einer globalisierten Welt hat sich aber auch der Aktionsradius der ArchitektInnen entscheidend verbreitert. Die Globalisierung hat die Disziplin geöffnet und neue Regionen mit einbezogen. Vor allem die so genannten „Entwicklungsländer“ rücken

(vgl. Kreff 2003:132 f)

immer mehr ins Blickfeld der Architektur. „Entwicklungsländer“ sind aber nur schwer mit den westlichen Zugängen kompatibel. Sie erfordern ein neues Denken in breiteren Begriffen.

Die neue Ortlosigkeit

Der Ort als wesentliches Kriterium in der Architektur, hat sich in den vergangenen Jahrzehnten aufgelöst. Die neue Ortlosigkeit schafft Verunsicherung:

> „*Place is not a ground, keeping faith with certain images; nor is it the strength of topography or of archeological memory. Place is, rather, a conjectural foundation, a ritual of and in time, capable of fixing a point of particular intensity in the universal chaos of our metropolitan civilization*.“ (Ignasi de Sola-Morales 1990 zit. in Rieger-Jandl: 2006: 22)

Diese „placelessness“ der modernen Welt, die sich auch in den „imagined worlds“ und den „landscapes“ von Arjun Appadurai (1996: 33) wiederfindet, fordert die Architektur, aber auch andere Disziplinen heraus. Sie zwingt zum Umdenken und zum Zulassen neuer Sichtweisen im Umgang mit den Phänomenen unserer Zeit.

„The Urbanization of the World“ – das globale urbane Zeitalter

Die Globalisierung und die mit ihr einher gehende Verdichtung der Welt hat in den letzten 30 Jahren eine ungewohnte und expansive Art der Urbanisierung mit sich gebracht. Soja/Kanai[15] (2007: 54 f) sprechen in diesem Zusammenhang von einem „globalen urbanen Zeitalter“ und meinen damit sowohl die Urbanisierung des gesamten Globus wie auch die Globalisierung des Urbanen als „way of life“, als Form gelebter Globalisierung. So wie die Welt sich urbanisiert, so globalisieren sich auch die Städte. Dieses Wechselspiel der Kräfte führt letztlich zu einer Rekonfiguration des sozialen Lebens und der räumlichen Strukturen und zu der bisher noch nie da gewesenen ökonomischen und kulturellen Heterogenität der heutigen urbanen Zentren.

Dass diese Urbanisierung der Welt für die Architektur zu einem wichtigen Thema geworden ist, wird durch die Tatsache erhärtet, dass heute bereits mehr als die Hälfte der

15 Edward Soja ist Professor für Städteplanung und Soziologie an der London School of Economics. Miguel Kanai ist argentinisch-japanischer Stadtforscher.

Weltbevölkerung im urbanen Raum lebt. Um diese urbanen Agglomerationen definieren zu können, wurden neue Termini geprägt, von der „global city region" über „megacity regions" bis zu „megalopolitan city regions", je nach Populationsgröße und anderen demografischen und ökonomischen Parametern. (vgl. Soja/Kanai 2007: 54 f)

Bemerkenswert an diesem Urbanisierungsprozess ist die Tatsache, wie sich die größten urbanen Zentren der Welt in den vergangenen Jahrzehnten entwickelt haben. Zählten 1950 nur drei Städte aus den so genannten „Entwicklungsländern" zu den zehn größten Städten weltweit, so waren es 2005 bereits acht. Betrachtet man jedoch die insgesamt 20 größten urbanen Gebiete, die so genannten „megacity regions", dann befinden sich heute 15 davon in „Entwicklungsländern", und Soja/Kanai (2007: 65) fragen sich: leben wir auf einem „*planet of slums*"?

Wir leben in einer Welt, in der einer von sechs Menschen in einem Slum lebt und die Anzahl der Slum-BewohnerInnen nimmt ständig zu (Soja/Kanai 2007: 65). Man kann die Augen vor diesem Problem nicht mehr verschließen und es ist längst an der Zeit, nach Lösungen zu suchen und diese auch anzugehen. Es gibt verschiedene Wege, wie man im Rahmen der urbanen Entwicklung eine größere soziale und räumliche Gerechtigkeit erreichen kann. Eines ist aber klar, die anstehenden Probleme können nur in Kooperation unterschiedlicher SpezialistInnen und Institutionen auf verschiedenen Ebenen gelöst werden. StädtebauerInnen, ArchitektInnen und PlanerInnen sind neben VertreterInnen vieler anderer Professionen und Disziplinen wichtige AkteurInnen in solchen Prozessen und sollten, nach Rem Koolhaas, diese ganz spezielle Herausforderung annehmen, denn

> „*[this is] the first generation of architects that has had a direct experience of working in so many different urban systems at any one time.*" (Koolhaas 2006 zit. in Soja/Kanai 2007:69)

Das „Lokale" im globalen Prozess

Für die Disziplin der Architektur bietet „Bauen in Entwicklungsländern" eine Gelegenheit, Realitäten zu gestalten, die den Anforderungen des urbanen globalen Zeitalters genügen, ohne dabei das Lokale, das Einzigartige der jeweiligen Region, aus den Augen zu verlieren.

Globalisierung und Architektur sind eng miteinander verknüpft. Die Globalisierung und die damit verbundenen neuen Problemstellungen bewirken in der Architektur zweifellos einen Umdenkprozess und lassen neue Sichtweisen zu. Eines ist aber klar: Globalisierung bedeutet für die Architektur nicht, die Welt zu einem „uniformen Habitat“ zu machen, auch wenn man versucht ist, dies angesichts der weltweit ähnlich anmutenden Gebäude von „StararchitektInnen“ oder global agierenden Architekturunternehmen anzunehmen. Architektur ist immer auch und vor allem eine lokale Angelegenheit. Auch wenn sich in unserer globalisierten Welt die Architektur vom eigentlichen Ort entfernt hat, so bleibt sie dennoch immer eine lokale Sache. Die unterschiedlichen materiellen Bedingungen vor Ort, aber vor allem der Faktor Mensch, eingebettet in sein soziales Umfeld, sind jene Parameter, die die gebaute Umwelt prägen. Und so sind Globalisierung, Individualisierung und das Betonen lokaler Identität mit Gingrich (1999: 263) Aspekte ein und desselben Prozesses und die zwei Seiten ein und derselben Medaille.

2.2 IDENTITÄT

Identität in der Anthropologie

In der Anthroplogie (Byron 2006 [1996]: 292) hat der Begriff „Identität“ eine zweifache Bedeutung. Einerseits vermittelt Identität Einzigartigkeit und Individualität, also alles, was Differenz ausmacht und Individuen voneinander unterscheidet, andererseits aber impliziert der Begriff auch Gleichheit im Zusammenhang mit Gruppen, die gemeinsame Merkmale aufweisen. Diese Gemeinsamkeiten mit anderen Personen basieren entweder auf Eigenzuschreibung der Personen selbst, oder auf Fremdzuschreibung, das heißt, sie werden von anderen auf Grund gemeinsamer Kategorien mit einer bestimmten Gruppe assoziiert (z.B. ethnische Identität).

Der Begriff „Identität“ bewegt sich somit auf zwei Bedeutungsebenen:

- auf der Ebene des Individuums, die individuelle „Identität“ und
- auf der Ebene der Gruppe oder der Gesellschaft, die kollektive „Identität“.

„Identität“, „individuelle Identität“ und „kulturelle Identität“ finden sich nach dem zweiten

Weltkrieg immer mehr in den Begrifflichkeiten der Human- und Sozialwissenschaften. In den späten 1950er Jahren wurde der Begriff „Identität“ durch den Psychoanalytiker Erik H. Erikson erstmals auf breiter Ebene zur Diskussion gestellt. Erikson sieht „Identität“ als ein zutiefst im Unterbewussten eines Individuums verankertes Konzept, „*[...]a person's view of the Individual's sense of the continuity and sameness of his or her own personality*.“ (Sevänen 2004: 4 f)

Die Anthropologie greift diesen sehr tiefenpsychologisch besetzten Ansatz von Erikson für ihre Disziplin auf und erweitert den Begriff der „Identität“ durch die Hineinnahme soziologischer Faktoren, wie des kulturellen und sozialen Umfeldes und der Mechanismen der Sozialisierung und kulturellen Aneignung. (vgl. Byron 2006 [1996]: 292)

Wörtlich übersetzt bedeutet „Identität“, ein Begriff, der ursprünglich in der Philosophie und der Mathematik beheimatet war, „dasselbe seiend“ (Gingrich 2011: 143 f). In der gängigen Praxis wird „Identität“ zur Beschreibung von Aspekten des „Selbst“ von Personen und Gruppen verwendet. Durch die Globalisierung, so Gingrich, und die damit verbundene Entwurzelung und Orientierungslosigkeit hat der Begriff in den letzten Jahrzehnten eine inflationäre Ausdehnung erfahren. Für die Anthropologie aber bedeutet „Identität“ immer dieses zweidimensionale Konstrukt: die individuelle, persönliche Identität und die kollektive, die Gruppen-Identität.

Kulturelle Identität /Soziale Identität

Wenn wir von „kultureller Identität“ sprechen, dann ist damit vor allem die kollektive Identität gemeint, oder, auf Grund der Pluralität von Identität, die kollektiven „Identitäten“. „Kulturelle Identität“ ist Ausdruck der Zugehörigkeit zu einer bestimmten „cultural entity“. Man teilt gemeinsame kulturelle Merkmale und Werte, wie Sprache, Religion, Mythen, Bräuche etc. und grenzt sich damit von anderen ab.

Erst das Denken von Differenz und das Respektieren von Verschiedenheit ermöglicht die Wahrnehmung „kultureller Identitäten“:

> „*Kultur und kulturelle Identität verstehen und erklären heißt, sich auf Dialog einzulassen. Dies ist ein Dialog zwischen Verschiedenem, zwischen der Außensicht der jeweils Fremden und der Innensicht der jeweils Betroffenen, und diese Positionen oszillieren kontinuierlich im dialogischen Prozess*." (Filitz/Gingrich/Rasuly-Paleczek 1993: III)

Erkki Sevänen[16] (2004: 8 f) schlägt zum besseren Verständnis der Vielschichtigkeit des Phänomens „cultural identity" eine Unterteilung in verschiedene Dimensionen vor. Als erste und wichtigste Dimension „kultureller Identität" nennt Sevänen die geo-kulturelle Dimension, dazu kommen:

- die nationale, ethnische, religiöse und linguistische Dimension,
- die Dimension sozialer Verhaltensweisen,
- die Generationen-spezifische Dimension,
- die Dimension der sozialen Position einer Person und
- die organisatorisch-korporative Dimension.

All diese Dimensionen, so Sevänen, formen die Identität eines Menschen auf unterschiedliche Weise. Die ersten beiden Dimensionen, die geo-kulturelle und die nationale, ethnische, religiöse und linguistische Dimension, beeinflussen vor allem die „kulturelle Identität". Die beiden letzteren, die soziale Position und die organisatorisch-korporative Dimension, sind Teil der „sozialen Identität" eines Menschen. Die Dimensionen des sozialen Verhaltens und die Generationen-spezifische Dimension nehmen Zwischenpositionen ein und wirken sowohl auf die „kulturelle" wie auch auf die „soziale Identität".

Sevänen ist der Meinung, dass es mit Hilfe dieser analytischen Betrachtung von „cultural identity" einfacher sei, sehr unterschiedliche und komplexe Lebenssituationen zu beschreiben und konzeptionell zu erfassen.

> „*[...] for it is well-known that people who have different social positions and roles may still have adopted a similar cultural [geocultural, national, ethnic, religious, linguistic] identity.*" (Sevänen 2004: 9)

„Kulturelle Identität" und das damit verbundene Gefühl von Einzigartigkeit und Differenz

16 Erkki Sevänen, Professor für Literatur an der University of Joensuu, Finnland. In der Publikation, auf die Bezug genommen wird, beschäftigt sich Sevänen und andere AutorInnen mit Kulturwandel als globales Phänomen.

wurde seit den 1960er Jahren immer mehr auch zu einer legitimen Ressource in der politischen Auseinandersetzung. Eriksen (1995: 293) sieht eine mögliche Erklärung dafür in der zunehmenden Globalisierung und der damit einhergehenden Bedrohung kultureller Differenzen. In einem solchen Szenario, so Eriksen, werden „soziale Identitäten" zu wichtigen Playern und es kommt zu Gegenströmungen in Form ethnischer oder nationalistischer Bewegungen. Aus dieser Realität heraus haben sich in den letzten Jahrzehnten weltweit zwei gegensätzliche Strömungen parallel entwickelt: Homogenisierung und Differenzierung.

Eriksen (1995: 294) betont die allgegenwärtige Interrelation von Kultur und Identität, eine Beziehung, die subjektiv und intersubjektiv sein kann, nicht aber objektiv. Wie unterschiedlich „soziale Identität" konstruiert werden kann, demonstriert Eriksen am Beispiel der AnthropologInnen: „*Anthropologists, for example, have a shared identity wherever they are; they form a community of sorts*." Letztlich aber ist für die soziale Validität von „Identität" immer die bereits erwähnte Eigen- und Fremdzuschreibung ausschlaggebend.

Ethnizität/Ethnische Identität

> „*Ethnizität bezeichnet die soziale und ideelle Konstruktion einer kollektiven Identität, die sich auf breit verankerte Vorstellungen von einem gemeinsamen Ursprung und einer gemeinsamen Kultur sowie auf kulturelle Unterschiede zu anderen gründet. Ethnizität ist daher ein relationales Phänomen, das mit Abgrenzungen und oft auch mit Aufwertung einer 'Wir-Gruppe' und der Abwertung anderer Gruppen einhergeht."*
> (Comaroff/Comaroff 2011: 68)

Der Terminus „Ethnizität" (Sokolovskii/Tishkov 2006 [1996]: 190) findet sich erstmals in den frühen 1970er Jahren im anthropologischen Sprachgebrauch. Seit Mitte der 1970er Jahre beschäftigt sich die Anthropologie auch auf theoretischer Basis mit „Ethnizität", einem Konzept, dessen Wurzeln in den postkolonialen geopolitischen Verschiebungen und den zunehmenden Aktivitäten ethnischer Minderheiten in den Industriestaaten liegen. Man versuchte, die Phänomäne dieser Zeit, wie sozialer und politischer Wandel, Identitätsbildung, soziale Konflikte, Rassen-Beziehungen, nation-building, Assimilation etc. mit anthropologischen Theorien zu erklären.

In der Anthropologie gibt es drei unterschiedliche, einander konkurrierend Zugänge zum Verständnis von „Ethnizität“. Die „primordialen“ Theorien, die „Ethnizität“ als dominantes biologisches Phänomen wahrnehmen. Die „instrumentalistischen“ Theorien, die ihre Wurzeln im soziologischen Funktionalismus haben und „Ethnizität“ als politisches Instrument sehen, das von kulturellen Eliten zum Erreichen ihrer Ziele missbraucht wird, sowie die konstruktivistischen Zugänge, die „ethnische Identität“ als einen fortwährenden Prozess des Werdens betrachten, der durch bestimmte soziale und historische Kontexte geprägt, aber nicht, wie bei den Primordialisten, als von vornherein gegeben ist. (vgl. Sokolovskii/Tishkov 2006 [1996]: 190 f)

Seit den frühen 1980er Jahren (Eriksen 1995: 249) hat in der Anthropologie ein Umdenken, was die Konzeption von „Ethnizität“ betrifft, stattgefunden. Bisher gebräuchliche Termini, wie „Stamm“ oder „tribale Organisation“ wurden weitgehend durch den Begriff „ethnische Gruppe“ ersetzt und die fixen Grenzen zwischen dem „wir“ und den „Anderen“ aufgeweicht. Von nun an waren „ethnische Gruppen“ für AnthropologInnen omnipräsent und Teil der eigenen Gesellschaft. Für Eriksen ist „Ethnizität“ ein Phänomen, das, abhängig von der jeweiligen Situation, unterschiedliche Bedeutungsinhalte aufweist. Im Alltagsgebrauch bezeichnet man als „ethnische Gruppen“ Minoritäten, die sich kulturell von der Majorität unterscheiden. In der Anthropologie wird der Terminus „ethnische Gruppe“ aber auch dazu verwendet, um Majoritätsgruppen zu beschreiben und „Ethnizität“ bedeutet dann die Beziehung zwischen Gruppen, deren Mitglieder sich als kulturell unterschiedlich betrachten.

„Ethnizität“ hat mit kultureller Differenz zu tun. Dort, wo Gruppen eng zusammenleben, ist „Ethnizität“ ein wichtiges Instrumentarium, um sich voneinander abzugrenzen. Es gibt aber auch das Paradoxon, dass „ethnische Identität“ dann besonders wichtig wird, wenn kulturelle Differenzen auf Grund von Globalisierung und Modernisierung verschwimmen. Das bedeutet, je ähnlicher die Menschen werden, umso wichtiger werden für sie die Unterschiede und die bereits erwähnte Homogenisierung und Differenzierung als globale Trends unserer Zeit sind die sichtbaren Zeichen dieser Entwicklung. (vgl. Eriksen 1995: 250)

„Ethnische Identität“ (Tambiah 1994: 430 f) ist vor allem eine kollektive Identität. Menschen schließen sich auf Grund gemeinsamer Attribute, wie Hautfarbe, Sprache, Religion etc., die

sie als ihr mythisch-historisches Erbe betrachten, zu Gemeinschaften zusammen. „Ethnische Identität“ basiert auf gemeinsamen Vorstellungen von Ahnen, Abstammung, Ursprungsterritorium und Verwandtschaft. Menschen, die diese Vorstellungen teilen, betrachten sich als „ethnische Kollektive“, als miteinander verbunden, sich selbst reproduzierend und die Zeiten überdauernd. Aus einer dynamisch prozessualen Perspektive betrachtet, werden aber diese scheinbar fix gezogenen und für alle Zeit definierten Grenzen oftmals von den AkteurInnen überschritten. Durch die Inkorporation und Assimilation neuer Mitglieder entstehen dann neue kollektive „Identitäten“, die sich an anderen Kriterien orientieren. „Ethnizität“, so Tambiah, ist ein Label, das sich in seiner Anwendung als äußerst porös erweist.

„Ethnizität“ und „ethnische Identität“ sind relationale Phänomene. Sie brauchen den Kontext und die Differenz, um sich selbst definieren zu können.

> „*People become aware of their culture when they stand at its boundaries: when they encounter other cultures, or when they become aware of other ways of doing things, or merely of contradictions to their own culture*.“ (Anthony P. Cohen 1985 zit. in Eriksen 1995: 249)

Identität und „Bauen in Entwicklungsländern“

Was hat „Identität“ mit „Bauen in Entwicklungsländern“ zu tun und welche Rolle spielt der Identitätsbegriff in der Architektur? Ist „Identität“ für ArchitektInnen ebenso wie für AnthropologInnen ein Thema, an dem man nicht vorbeikommt, wenn man seine Profession ernst nimmt? Ich denke, ja. „Identität“ ist ein integraler Bestandteil auch von Architektur und auch ArchitektInnen sollten darüber reflektieren - ganz besonders beim „Bauen in Entwicklungsländern“.

Wir sind von Architektur umgeben. Gebaute Umwelt, als physischer Ausdruck von Kultur, vermittelt Haltung und Positionierung in der Gesellschaft, sowohl der Bauenden, der ArchitektInnen, als auch derer, die bauen lassen oder für die gebaut wird, die AuftraggeberInnen oder späteren NutzerInnen.

Andrea Rieger-Jandl (2009: 41) sieht eine dialektische Beziehung zwischen gebauter Form

und „kollektiver Identität“: „*Architektur drückt aus, wie sich eine Kultur, eine soziale Gruppe selbst erfährt, sie verkörpert ihre Ideale und die Art, wie diese von anderen aufgenommen werden*.“

In der Architektur stellt „Identität“ einen Reflexionsprozess dar. In den verschiedenen Architekturtraditionen werden unterschiedliche architektonische Identitäten produziert. Die unterschiedlichen Ausdrucksformen von Architektur verändern aber nicht die Architektur selbst, sondern repräsentieren vielmehr unterschiedliche Formen von Wahrnehmung. Architektur als „*Reaktion des 'Publikums*'“. (vgl. Rieger-Jandl 2009: 45)

Betrachtet man „Identität“ unter dem Gesichtspunkt von Gleichheit und Differenz und als ein Produkt von Eigen- und Fremdzuschreibung, dann wird klar, in welchem Spannungsfeld ArchitektInnen heute agieren. Lokal und Global sind zu wichtigen Themen in der Architektur geworden. Als Reaktion auf den fortschreitenden Globalisierungsprozess hat das Lokale an Bedeutung gewonnen. Lokale „Identitäten“ mit starkem Bezug zu lokal verhafteten Kategorien, wie Sozialverhalten, Religion, Ökonomie oder Politik, müssen im Gesamtkonzept der Architektur ihren Platz finden. Re-Traditionalisierungs- und Identitätsfindungs-Prozesse sind heute überall auf der Welt spürbar. Bestehende Traditionen gewinnen an Bedeutung, verlorene Traditionen werden wieder belebt und neue Traditionen erfunden. Rieger-Jandl sieht diese Rückbesinnung, die heute in vielen Disziplinen Platz greift, auch für die Architektur. Man versucht heute, immer mehr mit dem Identitätsbegriff zu arbeiten, so Rieger-Jandl, und den starren und eher unhandlichen Begriff „Kultur“ durch den flexibleren und wesentlich praktikableren Begriff der „Identität“ zu ersetzen. (Rieger-Jandl 2009: 74 ff)

Der neue Umgang mit „Identität“ in der Architektur führt uns direkt zum „Bauen in Entwicklungsländern“. Prozesse, wie Globalisierung, Homogenisierung, Differenzierung, Individualisierung, Lokalisierung, Re-Traditionalisierung und die Suche nach neuen Identitäten sind für die so genannten „Entwicklungsländer“ von besonderer Relevanz und das macht „Bauen in Entwicklungsländer“ für ArchitektInnen zu einem ganz speziellen Vorhaben. Bauen in solchen Regionen bedeutet nicht nur, mit technischen Machbarkeiten umzugehen, sondern vor allem auch, Standpunkt zu beziehen gegenüber dem „Anderen“. Dazu ist es notwendig, die eigene Position zu reflektieren und für sich selbst die Rolle als

ArchitektIn zu definieren.

Kosta Mathéy[17] (2010: 52 f) sieht einen engen Zusammenhang zwischen „kultureller Identität“, sozialem Zusammenhalt und gebauter Umwelt. Für ihn ist „kulturelle Identität“ der physische und nicht-physische Unterschied von Orten, der auf unterschiedliche Faktoren, wie Funktion, Material, Einkommen, Topographie, Klima, Glaube oder Alter zurückzuführen ist. Diese Faktoren prägen zumeist die jeweiligen „identities of place“. Es gibt aber auch Orte, die sich nicht auf diese Einflussfaktoren reduzieren lassen. An diesen Orten, so Mathéy, gilt „*form follows culture*“ und die Qualität dieser Orte kann man am besten als „genius loci“ bezeichnen. Es ist dies eine Qualität, die aus einem kulturellen kollektiven Gedächtnis entstanden ist, eine „kulturelle Identität“, der Menschen diese Einzigartigkeit verliehen haben.

> „*Cultural identity, social sustainability, and social cohesion are among the central urban issues today, and respond to the major global concerns, namely the effects of globalization*, *environmental degradation and unruly cities*.“ (Mathéy 2010: 57)

Um mit den Interdependenzen unserer Zeit klar zu kommen und die komplexen globalen Prozesse einigermaßen durchblicken zu können, ist es notwendig, sich mit neuen, und für manche Disziplinen ungewohnten Begriffen zu beschäftigen. „Identität“ in all ihren Ausformungen und Interpretationen, ist ein Thema, das in den letzten Jahrzehnten nicht nur in den Sozial- und Geisteswissenschaften, sondern auch in vielen anderen Disziplinen Eingang gefunden hat. Für die Architektur birgt die Beschäftigung mit „Identität“ ein großes Potential in der Bewältigung der immer globaler werdenden Herausforderungen der Disziplin.

2.3 TRADITION

„Tradition“ als anthropologisches Konzept

In der Anthropologie (Brumann 2011: 381) war „Tradition“ lange Zeit ein Begriff, der kaum hinterfragt wurde. Das Hauptaugenmerk anthropologischer Forschung lag vor allem auf unberührten, traditionellen Gesellschaften. Dichotomien, wie traditionell und modern, wurden

17 Kosta Mathéy: Architekt, von 2002 bis 2011 Professor für „Planning and Building Overseas“ an der Technischen Universität Darmstadt. Seit 2011 Direktor des Global Urban Studies Institute (GLOBUS) der internationalen Akademie an der Freien Universität Berlin.

als analytische Begriffe verwendet um Differenzen zwischen dem „Wir“ und den „Anderen“ auszudrücken. Für die gegenwärtige Anthropologie gilt diese Sicht nicht mehr. Traditionell und modern werden nicht weiter als zentrale analytische Begriffe verwendet und auf Grund des ständigen Wandels ist eine Untersuchung von Kultur als Gesamtkomplex nicht mehr vorrangiges Erkenntnisinteresse der Anthropologie. Von nun an richtet die Disziplin ihr Augenmerk vor allem darauf, was einzelne Gesellschaften für sich selbst als traditionell empfinden.

In den letzten zwei Jahrzehnten wurde vor allem das Konzept der „invention of traditions“ der britischen Historiker Eric Hobsbawn und Terence Ranger (1983) in der Anthropologie rezipiert. Für Hobsbawn bedeutet „Tradition“ ein repetitives Verhalten vor allem symbolischer oder ritueller Natur, das Kontinuität mit der Vergangenheit impliziert. „Invented traditions“ hingegen, so meint er, weisen diese, auf einer historischen Grundlage beruhende Kontinuität, nicht auf.[18] Hobsbawn hält die „erfundenen Traditionen“ für eine menschliche Universalie und als ein Phänomen unseres globalen Zeitalters. (vgl. Brumann 2011: 381)

Die Hobsbawn'sche Unterscheidung zwischen echten und erfundenen Traditionen blieb innerhalb der Anthropologie nicht unwidersprochen. Unter dem Einfluss postmoderner Strömungen kam es sogar zu einem teilweise völligen Abrücken von dieser Konzeption. Heute vertritt man innerhalb der Anthropologie die Meinung, dass „Tradition“ ein flexibles Phänomen sei, das sich der jeweiligen Situation anpasst und „invention of traditions“ wird im Hobsbawn'schen Sinn als ein Prozess verstanden, der im Zuge der zunehmenden Globalisierung der Welt immer mehr an Bedeutung gewinnt. (vgl. Brumann 2011: 382)

Marshall Sahlins (1999) übt auf interessante Weise Kritik am Funktionalismus des Hobsbawn'schen „invention of tradition“-Ansatzes. Er demonstriert an Hand eines Beispiels, des als besonders traditionell geltenden japanischen Sumo-Ringens, dass trotz permanenter Innovationen auch sehr wohl alte „Traditionen“ in den „invented traditions“ ihren Platz finden und deren „inventiveness“ sogar entscheidend beeinflussen können. „*Traditionen werden im spezifischen Sinn derjenigen erfunden, die sie konstruieren*.“ (Sahlins 1999 zit. in Brumann 2011: 383)

18 Mückler (2012: 13) gibt zu bedenken, dass man den Begriff „invention“ auch im Sinne einer manipulierten oder absichtlich zurechtgelegten Überlieferung verstehen könnte, deren Traditionalität nur vorgespielt ist.

Hermann Mückler (2012: 7 f) setzt den Begriff der „Tradition“ in den Kontext von „Illusion“ und „Dauerhaftigkeit“. „Illusion“ wird dabei vor allem als Projektion gesehen, als unbewusste Verlagerung eigener Wünsche und Vorstellungen auf andere Personen oder Objekte und „Dauerhaftigkeit“ wird mit Stabilität und Regelmäßigkeit assoziiert, alles Begriffe, die der „Tradition“ immanent sind.

„Tradition“ hat eine wichtige Funktion im sozio-kulturellen Kontext einer Gesellschaft. Durch “Tradition“ wird Gruppenidentität im Sinne von Abgrenzung und Selbstdefinition manifestiert, „Tradition“ ist aber auch eine „*[...]normative Kraft, Werte und Verhaltensnormen einzuüben und zu festigen*.“ (Mückler 2012: 18)

Jan Assmann (1972) spricht in diesem Zusammenhang vom „kulturellen Gedächtnis“,

> „*[...]der Tradition in uns, die über Generationen, in jahrhunderte-, ja teilweise jahrtausendelanger Wiederholung gehärteten Texte, Bilder und Riten, die unser Zeit- und Geschichtsbewusstsein, unser Selbst- und Weltbild prägen*.“ (Assmann 1992 zit. in Mückler 2012: 18)

„Tradition“ birgt aber auch Erneuerung in sich. Für Assmann ist diese Erneuerungskraft synonym mit dem „kulturellem Gedächtnis“. Und so konstruiert „Tradition“ nicht nur Kontinuität, sondern unterstützt auch Wandlungsprozesse und ist zu einem wichtigen Asset unserer Zeit geworden. (vgl. Mückler 2012: 19)

Modernität versus Traditionalität

In der Anthropolgie (Marcus 2011: 267 f) war die Moderne lange ein Konzept, das im Gegensatz zur „Tradition“ stand. Die Forschungsschwerpunkte der Anthropologie lagen außerhalb der Moderne. Dieser offensichtlich eurozentrische Gegensatz zwischen modernen und traditionellen Gesellschaften wurde vielfach, auch im Zuge des neuzeitlichen Kolonialismus, kritisiert. In den 1980er Jahren begann die Anthropologie, sich mit der Moderne auseinanderzusetzen. Postmoderne Theorien, mit ihrer radikalen Infragestellung aller etablierten Auffassungen von Moderne, entstanden, wurden aber bereits in den 1990er Jahren wieder von den Globalisierungstheorien abgelöst. Heute agiert die Anthropologie nicht mehr mit dem Gegensatz von „Tradition“ und „Moderne“. Forschungssubjekte werden als

modern in einem globalen Zeitalter betrachtet.

Die Kategorien „Modernität“ und „Traditionalität“ (King 2002: 63) wurden in den Geistes- und Sozialwissenschaften lange Zeit als strukturierende Prinzipien verwendet, um soziale Phänomene und Verhaltensmuster zu beschreiben. Es waren dies zwei Konzepte, die eng miteinander verbunden waren und die nur in ihrer Dualität als binäre Oppositionen existierten.

Für Fabian (1987) bedeuten „Tradition“ und „Modernität“ keine gegensätzlichen Phänomene, sondern Kategorien, die gleichzeitig ablaufen:

> „*Tradition and modernity are not 'opposed' [except semiotically], nor are they in 'conflict'. All this is [bad] metaphorical talk. What are opposed […] are not different societies at different stages of development, but different societies facing each other at the same time*.“ (Fabian 1987 zit. in King 2002: 68)

Im Zuge der Diskurse über die Repräsentation „der Welt“ und ihrer Gesellschaften haben sich in der Anthropologie seit Mitte der 1970er Jahre zwei grundlegende Denkrichtungen entwickelt: erstere ist die Debatte über die „*Zeit-Raum-Kompression*“ (Harvey 1989) und die Theorien über „Globalisierung“ und die Welt „*als ein einziger Ort [space]*“ (Robertson 1992). Die zweite Denkrichtung geht von pluralistischen Vorstellungen von „Modernität“ aus und beschäftigt sich mit „*multiplen Modernitäten*“. Der Begriff „Modernität“ wird also relativiert und durch den Plural „Modernitäten“ ersetzt. (vgl. King 2002: 68)

> „*[M]odernity always unfolds within a specific cultural and civilizational context, and different starting points for the transition to modernity lead to different outcomes*.“ (Gaonkar 1999 zit. in King 2002: 68)

Alle Gesellschaften gestalten „Modernität“ selbst und gehen dabei ihren eigenen Weg, wie auch Appadurai (1996) in „Modernities at Large: Cultural Dimensions of Globalization“ betont.

King (2002) versucht, die Gründe für diese neuen, pluralistischen Repräsentationen von „Modernität“ aufzuspüren und findet sie in der Globalisierung des 20. uns 21. Jahrhunderts und der damit verbundenen allgemeinen Akzeptanz der Prinzipien von Diversität und Multikulturalismus. Außerhalb des Westens, so King, würden jedoch neue Generationen

heranwachsen,

> *„[...] welche durch das Versagen der Dekolonialisierung und seiner Versprechen desillusioniert sind. Für sie besteht Modernität weniger im Ankommen als vielmehr darin, alte Traditionen hinter sich zu lassen*.“ (King 2002: 70)

Gegenwärtig finden sich in unserer globalisierten Welt eine Vielzahl von Sichtweisen, wie „Modernität“ gestaltet werden kann. Menschen mit unterschiedlichen Weltsichten, Religionen und Werten haben unterschiedliche Vorstellungen, wie ihr Weg in die Zukunft aussehen soll. „Modernities“ haben viele Gesichter, der Unterschied liegt im Auge des Betrachters.

„Vernacular Design“ - „Architecture without Architects“

Beschäftigt man sich mit vernakulärer Architektur, dann stellt sich zunächst die Frage, was ist das genau und in welcher Form und Bedeutung ist vernakuläre Architektur innerhalb der Disziplin der Architektur positioniert. Erstere Frage könnte man ganz allgemein damit beantworten: es geht um Bauwerke, die nicht von professionellen ArchitektInnen errichtet wurden, sondern vielmehr von den NutzerInnen selbst. Die Baumaterialien dieser Gebäude sind meist lokal verfügbar und die verwendeten Technologien basieren auf lokalem, traditionellem Wissen. Vernakuläre Architektur steht nicht im leeren Raum, sie bezieht den Umweltkontext mit ein und repräsentiert lokale Werte, Ökonomien und Lifestyle. Vernakuläre Architektur ist aber auch offen für Wandel und Anpassung an sich verändernde Bedürfnisse. *„[...] vernacular architecture is the highest form of sustainable building, as it not only uses the most accessible materials, but also employs the widest available technologies.“* (Özkan 2006: 108)

Über verakuläre Architektur (Özkan 2006: 99) ist viel geschrieben worden. Bernhard Rudofsky und Paul Oliver waren Pioniere dieses Genres, was die neuere Geschichte der Architektur betrifft: Bernhard Rudofsky mit seiner Ausstellung 1964 im Museum of Modern Art in New York, mit dem provokanten Titel „Architecture without Architects“ und Paul Oliver mit seinem Werk „Shelter and Society“, 1969, dem er ein dreibändiges „Opus Magnum“, die „Encyclopedia of Vernacular Architecture of the World“ 1997 folgen ließ. Seit 1970 hat die vernakulärer Architektur, nicht zuletzt dank obiger Persönlichkeiten, in der

Architekturforschung und der Architekturtheorie ihren Platz gefunden.

Für den architektonischen Gesamtkomplex, den wir unter „vernakulärer Architektur“ subsumieren (Özkan 2006: 100), gibt es noch eine ganze Reihe anderer Begriffe, je nach Fokus und Blickwinkel des Betrachters. Mit dem Begriff „traditionelle Architektur“ wird zum Beispiel das Prozesshafte in den Mittelpunkt gestellt und „Tradition“ fungiert als Bindeglied zwischen Bauwerk und Gesellschaft. „Primitive Architektur“ meint nach Guidoni (1975) eine Architektur, die die Grundbedürfnisse des Wohnens in einer Gesellschaft auf die einfachste Weise deckt und unter „indigener Architektur“ werden Gebäude verstanden, die als einzigartig in einem bestimmten geographischen Setting betrachtet werden. Der Begriff „anonyme Architektur“ wiederum soll signalisieren, dass die Erbauer von Gebäuden namentlich nicht bekannt sind. Auch die Bezeichnung „nicht-institutionalisierte Architektur“ findet sich in so manch akademischem Diskurs.

Im Grunde aber geht es bei jedem dieser Begriffe um ein und dasselbe Phänomen, es geht um eine Architektur, von der wir laut Rudofsky (1993 o.S.) so wenig wissen, *„[...] dass wir nicht einmal einen Namen für sie haben. Mangels einer generischen Beziehung nennen wir sie je nachdem einheimisch, anonym, spontan, bodenständig oder ländlich.“*
Und Paul Oliver (1969): „*Thus, the term vernacular defined the subject by embracing its entirety, including the complexities of societal and cultural processes.“* (Özkan 2006: 100)

„Vernakuläre Architektur“ steht im Spannungsfeld von Wandel und Fortschritt. „Tradition“ ist in diesem Wandlungsprozess der Garant einer gewissen Kontinuität. Traditionelle Architektur ist die Hüterin einer identifizierbaren Umgebung, da „Tradition“ als sozio-kultureller Aspekt den Weg zur Identität weist. ArchitektInnen, so Rieger-Jandl (2006: 68), sollten sich der kulturellen Merkmale einer Gesellschaft und der Bedeutung der gebauten Umwelt bewusst sein. Im Bestreben nach Selbstverwirklichung gehen ArchitektInnen jedoch oft andere Wege und der Wunsch nach Innovation ist so dominant, dass keine weiter reichenden Überlegungen angestellt werden. Es ist aber unumgänglich, dass der Planungs-Prozess auf einer sorgfältigen Analyse aufbaut, die der ArchitektIn eine realistische Interpretation der Bedürfnisse der künftigen NutzerInnen ermöglicht. Nur wenn diese Aspekte in das „Endprodukt“ einfließen, können Identität und Akzeptanz garantiert werden.

Amos Rapoport (2006: 180)) bricht eine Lanze für das Studium von „vernacular design“ und fordert die ArchitektInnen auf, daraus zu lernen. Es geht ihm dabei nicht nur um das Studium von Gebäuden, sondern um das ganze Setting, in dem Aktivitäten stattfinden und die die „*cultural landscapes*“ einer Gesellschaft ausmachen. „*At the most abstract level vernacular design produces particular types of environments, which can be conzeptualized as organizations of space, time, meaning and communication.*

Der augenscheinliche Grund, warum ArchitektInnen die „vernakuläre Umwelt“ studieren sollten, liegt laut Rapoport (2006: 181) aber in der Tatsache, dass diese fast alles umfasst, was je gebaut wurde. Alle Typen der gebauten Umwelt, aber auch die gesamte Geschichte und alle Kulturen können im weitesten Sinn als „vernakulär“ bezeichnet werden. Nur zwei Prozent aller Gebäude, so Rapoport, werden heute von ArchitektInnen geplant, die restlichen 98 Prozent der gebauten Umwelt fallen unter „vernakuläre Architektur“, ein Prozentsatz, der nicht länger ignoriert werden kann.

Für Bernhard Rudofsky[19] ist die Beschäftigung mit dem „Fremden“, wie er es nennt, ein Weg, sich selbst kennenzulernen; „*[...] etwas über die Architektur anderer Länder zu lernen erlaubt uns, unsere eigene Architektur in neuem Licht zu sehen.“* Die Auseinandersetzung innerhalb der Architektur mit „vernakulärer Architektur“, der „*architecture without architects*“ sieht Rudofsky als Parabel: „*Eine Parabel unserer Selbstgefälligkeit - und unserer Unfähigkeit, befriedigend mit unserer Umwelt zurecht zu kommen*.“[20]

„Tradition“ und „Bauen in Entwicklungsländern“

Der weltweite Prozess des Wandels lässt keine Kultur unberührt. Die so genannten „Entwicklungsländer“ sind von diesem Prozess der Veränderung besonders betroffen. Moderne Kommunikationsmedien und steigende Kontakte mit anderen sozio-kulturellen Realitäten durch Tourismus, Migration und ökonomische Gegebenheiten kreieren bei den Menschen in den „Entwicklungsländern“ neue Bedürfnisse, neue Ideen und neue Sehnsüchte. In der Hoffnung auf Verbesserung der Lebensqualität ist man offen für neue Wege, die

19 Bernhard Rudofsky: Vortrag Kopenhagen, 3. März 1975, in: Architekturzentrum Wien (ed.) 2007, Lessons from Bernhard Rudofsky. Das Leben eine Reise, Birkhäuser, Basel, Boston, Berlin: 97.

20 Bernhard Rudofsky: Vortrag Bennington, Vermont, 1973, in: Architekturzentrum Wien (ed.) 2007, Lessons from Bernhard Rudofsky. Das Leben eine Reise, Birkhäuser, Basel, Boston, Berlin: 41.

positive Ergebnisse verheißen. Dass diese Wege oft trügerisch sind und die in sie gesetzten Erwartungen nur allzu oft nicht erfüllt werden, ist eine Realität, mit der die Menschen in diesen Ländern konfrontiert sind.

In den „Entwicklungsländern", so Rieger-Jandl (2006: 55), sind die Menschen oft gefangen zwischen dem Wunsch nach Fortschritt und der Angst vor Veränderung. Diese Ambivalenz zeigt sich in der gebauten Umwelt. Während die in der Tradition verhaftete Umwelt einem langsamen Wandlungsprozess folgt, ändert sich die moderne Umwelt sehr rasch. Dies entspricht dem ungleichen Bauprozess von „traditionell" und „modern". Traditionelle Bauprozesse sind langfristig, ohne fix definierte Endpunkte und können auf Veränderung von Gegebenheiten reagieren. Rascher Wandel, der mit „modern" assoziiert wird, macht die Architektur unflexibel, da das Endergebnis fix und kaum veränderbar ist. Diese Unmöglichkeit zu reagieren, so Rieger-Jandl, widerspricht dem, was Architektur sein sollte: langfristig und flexibel, um den Veränderungen der Umwelt entsprechen zu können.

Die Situation in den „Entwicklungsländern" stellt sich heute so dar, dass kaum ein Kommunikationsprozess zwischen PlanerInnen und lokaler Bevölkerung stattfindet. Die ExpertInnen der Projekte kommen von außerhalb und was für die Menschen „gut" ist, was „Entwicklung" repräsentiert, sagen die „Anderen" und nicht die künftigen NutzerInnen von Gebäuden. Auch traditionelles Wissen und lokale Kompetenzen finden in der heutigen Entwicklungsarbeit nur selten Eingang in die gebaute Umwelt.

Es ist eine Tatsache, dass ArchitektInnen oft und gerne in „Entwicklungsländern" intervenieren. Die Motive sind sehr unterschiedlich, sie reichen von Sinnkrise über ökonomische Aspekte, „Helfersyndrom" bis hin zu einer ernst gemeinten Absicht, einen positiven Beitrag für benachteiligte Menschen zu leisten. Sehr oft aber scheitern ArchitektInnen mit ihren Gebäuden und die große Anzahl „weißer Elefanten", Gebäuden, die keine Akzeptanz finden, sind weltweit Zeugen dieses Scheiterns. Es gibt aber auch Beispiele, die gelungen sind, die von der lokalen Bevölkerung angenommen werden und wo ein Identifikationsprozess zwischen Gebäuden und NutzerInnen stattfinden kann. Diese Positivbeispiele beruhen großteils auf einer gemeinsamen Prämisse: der Bereitschaft der ArchitektInnen, in die lokale Kultur einzutauchen, mit den Menschen vor Ort zu

kommunizieren, ihre Wünsche und Bedürfnisse wahrzunehmen, ihre Kompetenzen zu würdigen und, im Idealfall, auch gemeinsam mit ihnen zu bauen.

„Bauen in Entwicklungsländern“ ist eine vielschichtige Aufgabenstellung. Von ArchitektInnen, die diesen Weg gehen wollen, wird verlangt, in eine Materie einzutauchen, die sie nicht von vornherein mit ihrer Profession verbinden. Die Beschäftigung mit Tradition und Kultur der „Anderen“ ist aber unverzichtbar, wenn „Bauen in Entwicklungsländern“ verantwortungsvoll betrieben werden soll. Architektur ist der physische Ausdruck von Kultur und Kultur ist all das, was Menschen in ihrem Menschsein ausmacht, Lebensstil, Weltbild, Religion, Rituale und Symbole. Alle diese Aspekte sind zutiefst in der Tradition verwurzelt, daher sollte sich Architektur immer auch auf Tradition beziehen. In Regionen, wie den „Entwicklungsländern“, die zumeist über ein reiches kulturelles Erbe verfügen, ist diese Verbindung zwischen Tradition und Architektur besonders wichtig. Auf ArchitektInnen kommt daher beim „Bauen in Entwicklungsländern“ großen Verantwortung zu:

> „*We are playing the role of a master builder who has to understand the values and importance of the traditional, including the rituals and symbolic meaning, not only of the building itself but also of the whole process. Dealing with tradition offers a base in the search for solutions of how to respond to a given situation*.“ (Rieger-Jandl 2006: 82)

Innerhalb der Architektur gibt es oft Ressentiments gegenüber allem, was mit „Tradition“ assoziiert wird. Man hat die Befürchtung, dass das Eingehen auf Tradition die Freiheit und Kreativität der ArchitektInnen einschränken könnte. Rieger-Jandl (2006: 82) stellt das in Abrede und meint, dass das Involvieren in Traditionen, das oft arrogant als unnötige Last und Restriktion empfunden wird, den Entscheidungsprozess wesentlich bereichern kann. Architektur, die sich von der Geschichte und den Werten der Menschen, für die gebaut wird, distanziert, führt zu unbefriedigenden Ergebnissen und marginalisiert die Architektur und die Rolle der ArchitektInnen.

Derzeit gibt es eine Tendenz, dass durch den raschen Wandel das Fortbestehen von Traditionen gefährdet wird. Kulturelle Konfusion und eine komplette Zerstörung sozialer Werte könnten die Folge sein. In diesem Fall, so Rieger-Jandl (2006), macht der Blick zurück auf alte Traditionen nur wenig Sinn. Statt in Nostalgie zu schwelgen gilt es vielmehr, neue

tragfähigen Lösungen zu finden, die eine nachhaltige Zukunft für die Menschen garantieren können. Denn Fortschritt bedeutet auch Opfer zu bringen „*[...] and there is no use to bark up an old tree. It makes much more sense to plant new ones that are of the same branch.*" (Rieger-Jandl 2006: 83)

3. Anthropologische Reflexionen auf Architektur und Entwicklung

3.1 DAS „HAUS"

Das „Haus" in der Anthropologie

In der Anthropologie war die Beschäftigung mit der gebauten Umwelt immer ein Randthema. Das „Haus" war für EthnographInnen Teil der materiellen Kultur, es war ein Objekt mit Symbolcharakter, ein Ort häuslicher Domäne und ein System häuslicher Produktion. Die Architektur war für AnthropologInnen lediglich Mittel zum Zweck, um soziale Beziehungen und symbolische Merkmale zu untersuchen. In letzter Zeit hat sich das Interesse der Anthropologie an der Architektur jedoch gewandelt und es gibt Bestrebungen, in einer „Anthropologie des Hauses", das Haus als gebaute Umwelt, als Kategorie und zentrale Idee der Konzeptualisierung und Praxis sozialer Beziehungen in einer gemeinsamen Analyse zusammenzuführen. (vgl. Thomas 2006 [1996]: 281)

Viele AnthropologInnen ließen sich von Claude Lévi-Strauss und dessen Modell der „house societies" inspirieren. Für Lévi-Strauss, dessen Fokus sehr stark auf elementaren Verwandtschaftsstrukturen beruht, ist die „house society" eine Institution, die sich zwischen elementaren und komplexen Systemen bewegt und Elemente wie Abstammung und Allianzen, wie sie in voneinander getrennten Gesellschaften vorkommen, miteinander kombiniert.

> „*[...] the 'house' acts to 'solidify' the 'unstable relation of alliance', a form of 'objectification' born of the oppositions characteristic of 'house societies', in particular the competing principles of descent and alliance*." (Lévi-Strauss 1987 zit. in Thomas 2006 [1996]: 282)

Innerhalb der Anthropologie fand das Modell der „house societies" nicht nur Zustimmung sondern wurde auch heftig kritisiert. Die Kritiker lehnten das Modell als zu strikt und für die

Praxis ungeeignet ab. In der Folge wurde die Theorie der „house societies“ von verschiedenen AnthropologInnen neu überdacht und neu formuliert. Ein Beispiel dafür sind Carsten und Hugh-Jones (1995), die unter dem Titel „About the house: Lévi-Strauss and Beyond.“ ein breites Spektrum an unterschiedlichen anthropologischen Studien über das „Haus“ zusammengetragen und veröffentlicht haben. (vgl. Thomas 2006 [1996]: 284)

Für ArchitektInnen ist das Modell der „house societies“ in Praxis und Theorie jedoch kaum anwendbar. Rieger-Jandl (2006: 90) hält fest, dass sie als Architektin und Anthropologin die Akzeptanz der Vorstellungen von Claude Lévi-Strauss innerhalb der Anthropologie nicht teilen könne. Das Konzept der „house societies“, so Rieger-Jandl, habe nur wenig oder gar nichts mit der physischen Struktur des Hauses zu tun und sei für ArchitektInnen nur schwer nachvollziehbar.

Für Lévi-Strauss (1999 [1955]) war, abgesehen vom Modell der „house societies“, auch das „Haus“ an sich ein zentrales Thema. So zeigte er in seinen Analysen über die Bororo-Dörfer im brasilianischen Regenwald in eindrucksvoller Weise die enge Verflechtung zwischen dem Haus als physische Struktur und dessen symbolische Bedeutung im sozialen Leben der Bororo.

Auch andere AnthropologInnen widmeten sich dem Thema „Haus“. So analysierte Edmund Leach (1954) die Architektur der Kachin im burmesischen Hochland, einer Gesellschaft, in der das „Haus“ als Ausdruck komplexer sozialer Verflechtungen und als Repräsentant von Status und Prestige ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal innerhalb der Gesellschaft darstellt. Auch von Pierre Bourdieu (2009 [1972]) gibt es eine interessante Studie über das Kabyle-Haus in Marokko. In der kabylischen Gesellschaft, mit ihrem ausgeprägten bipolaren Weltsystem und geschlechtsspezifischen Differenzierungen, nimmt das „Haus“ eine wichtige und zentrale Symbolfunktion ein.

Das „Haus“ als „built environment“ / Eine Anthropologie des „Hauses“

Für AnthropologInnen hat das Thema „Haus“ zumeist einen indigenen Kontext. Das Forschungsinteresse richtet sich dabei auf das traditionelle Haus und die Wechselwirkungen

zwischen der physischen Struktur des Hauses und der symbolischen Bedeutung für die sozialen Lebenswelten der Menschen. Das Haus diente den AnthropologInnen lange Zeit als Medium, um Gesellschaft zu verstehen. Um den Kontext des Hauses auf eine breitere Basis zu stellen, fand innerhalb der Anthropologie in der letzten Zeit ein gewisser Umdenkprozess in Richtung einer „Anthropologie des Hauses“ statt. Ich denke, dass dieser Schritt, das Forschungsfeld Haus zu erweitern, ein wichtiger ist, denn das Haus ist mehr als das, was AnthropologInnen in ihm bisher sahen, es ist aber auch mehr als das, was ArchitektInnen sich darunter vorstellen. Das Haus ist built environment, ist gebaute Umwelt und physischer Ausdruck von Kultur. Es ist nicht Bauwerk allein sondern auch Lebensbereich von Menschen und wert, sich umfassend über all jene Aspekte Gedanken zu machen, die der gebauten Umwelt inhärent sind. Unterschiedliche Aspekte erfordern aber auch unterschiedliche Blickwinkel von unterschiedlichen SpezialistInnen. Der Ruf nach einem multidimensionalen Zugang und einem Blick über den Tellerrand der eigenen Disziplin steht im Raum.

Bauen bedeutet für Hauser-Schäublin (1987: 14) ein aktives Gestalten des Lebensumfeldes, sei es in Form von Veränderung oder Bewahren. Bauen bringt das Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt zum Ausdruck und ist weit mehr als das Errichten eines Daches über dem Kopf. Gebaute Umwelt, so Hauser-Schäublin, ist vor allem in traditionellen Gesellschaften Ausdruck kultureller Identität und gibt den Lebenden und den Toten, den Ahnen, Göttern und Geistern Wohnung und ein Zuhause.

In der Afrikanischen Architektur wird das Haus immer als ein Set von Beziehungen mit Gott und der Natur verstanden (Bourdier/Minh-ha 2011). Das Haus, das aus einer tiefen spirituellen Beziehung zwischen BewohnerInnen und der Wohnung entstanden ist, ist sowohl Heimat sozialer Implikationen als auch Garant für die fortwährende Existenz einer Gruppe. Das afrikanische Haus ist zugleich menschlich und kosmisch. Es entspricht dem menschlichen Körper, den es zu beschützen gilt, es ist soziales Terrain, das die Kommunikation mit den Ahnen, den Göttern und der Natur gewährleistet und auch Lebenselement, das in ständiger Veränderung begriffen ist. „*The house is neither a means nor an end in itself; it is both constructed space and space of construction - a framework within which, with which, and thanks to which one lives.“* (Bourdier/Minh-ha 2011: 15)

Die Verbindung zwischen anthropologischen und architektonischen Aspekten findet sich auch in einer interessanten Studie des Anthropologen Karl Gustav Izikowitz[21] (1982) über das Haus in Ost- und Südost-Asien. An Hand unterschiedlicher Beispiele verschiedener AutorInnen zeigt Izikowitz die Notwendigkeit auf, gesellschaftliche Aspekte zu hinterfragen, bevor man sich architektonischen Belangen zuwendet, denn erst das Verständnis von Gesellschaft und sozialen Kontexten des Wohnens macht seiner Meinung nach Architektur erklärbar und begreifbar. „*The house is not a purely technical or physical object, but made by human beings for human beings. Unfortunately the human beings are often forgotten in this connection.*" (Izikowitz 1982: 3)

Mit seiner Studie will Izikowitz vor allem die Auswirkungen des raschen sozialen Wandels auf die Form des Hauses im ost- und südostasiatischen Raum aufzeigen. Er demonstriert das an unterschiedlichen Reaktionsmustern, wie das Festhalten am traditionellen Stil, die Verwendung neuer Materialien oder die Schaffung neuer Strukturen. In diesem komplexen und komplizierten Umfeld, so Izikowitz, müssen ArchitektInnen heute eine Balance finden, und er kommt zu dem Schluss: „*It might be that some anthropologists who have been working on architecture and are trained to analyse different societies will be able to help*." (1982: 5)

Einem anderen Aspekt gebauter Umwelt als erklärender Faktor für soziale Realitäten geht Linda W. Donley-Reid[22] (1990) in ihrer Analyse des Swahili-Hauses in Ostafrika nach. An Hand der Strukturierung und räumlichen Anordnung innerhalb des Swahili-Steinhauses rekonstruiert sie die Interaktionen zwischen Architektur und Lebenswelten der BewohnerInnen. Donley-Reid schließt daraus, dass diese Steinhäuser, die von reichen Swahili-StadtbewohnerInnen erbaut wurden, früher als Symbole von Status und Macht dienten und die Autorität innerhalb einer domestic group manifestierten.

Der Architekt Punto Wijayanto[23] (2007) nimmt das traditionelle „tube house" in Hanoi zum Anlass, um gebaute Umwelt mit dem Thema Kulturerbe und Bewahren traditioneller Güter in

21 Karl Gustav Izikowitz: emeritierter Professor für Sozialanthropologie an der Universität Göteborg, Schweden.
22 Linda W. Donely-Reid: Anthropologin, Ethnoarchäologin und Psychoanalytikerin
23 Punto Wijayanto: Architekt am Center for Heritage Conservation, Gadjah Mada University (UGM) in Yogyakarta, Indonesien

einen gemeinsamen Kontext zu setzen. Er sucht nach Begründungen, warum gerade diese spezielle Hausform, das „tube house“ im Zentrum von Hanoi, als traditionelle Architektur und kulturelles Erbe angesehen wird. Wijayanto (2007: 167) sieht zwei Zugänge, wie Haustypologien und Konservierungsstrategien miteinander verbunden werden können: durch die Untersuchung der Einbettung von Gebäuden in die Geschichte einer Stadt einerseits, und die Analyse der Gebäude und deren Elemente auf deren Besonderheit und Einzigartigkeit auf der anderen Seite. Das traditionelle „tube house“, so Wijayanto, erfüllt beide Anforderungen, denn es vereint Historie mit Einzigartigkeit. Das „tube house“ spielt eine wichtige und strukturierende Rolle in der historischen Entwicklung der Stadt Hanoi und spiegelt gleichzeitig die traditionelle Konstruktion und spezifische Art vergangener Lebensweise wider. Die Authentizität dieses traditionellen Hauses ist ein wichtiges Kriterium für das Bewahren von Architektur aus der Vergangenheit, um den Menschen die verschiedenen historischen Perioden einer Stadt vor Augen zu führen. Heute wird in den zum Kulturerbe erklärten „tube houses“ im Old Quarter von Hanoi nicht mehr gewohnt, sie dienen vielmehr als Museum.

> „*In the case of Hanoi, conservation aims at a meaningful integration of traditional house into the modern city. It is an important element in the authorities' attempts to show Hanoi's historic formation and its potential for future development.*“ (Wijayanto 2007: 167)

Die Anthropologin und Archäologin Susan Kent forciert bei ihrer Studie über „Domestic architecture and the use of space“ (1990: 2) eine interdisziplinäre Betrachtungsweise. Sie ist der Meinung, dass interdisziplinäre Forschung eine Vielzahl von unterschiedlichen Ansichten und neuen Zugängen ermöglicht. Das für sie zentrale Thema ist die Beziehung zwischen menschlichem Verhalten und gebauter Umwelt und die Wechselwirkungen zwischen Architektur und kulturellem Umfeld aus der Sicht unterschiedlicher Disziplinen, wie der Architektur, Archäologie, Prähistorie oder Anthropologie. Alle AutorInnen der Studie, die durchaus kontroversielle Standpunkte vertreten, sind sich in einem Punkt einig, nämlich dass es die kulturellen Komponenten sind, die als wichtigste Variablen zwischen Architektur und dem Gebrauch des Raumes fungieren, wobei „Kultur“ von den ProtagonistInnen in einem holistischen Sinn verstanden wird. Uneinig ist man sich über die Art und Weise, wie „Kultur“ direkt oder indirekt die Architektur und den Gebrauch des Raumes beeinflusst. Aber gerade diese Diversität an Standpunkten und das Überschreiten der Grenzen der eigenen Disziplin

macht den Blick frei für neue Sichtweisen und Susan Kent ist der Überzeugung, „*[...] that the end result of an interdisciplinary approach is better interpretations, more holistic explanations, and fuller understandings of past architecture and the use of space.*“ (1990: 7 f)

Architektur und Psychoanalyse / Die Psychoanalyse des Wohnens

Um den Appell von Susan Kent nach mehr Interdisziplinarität in der wissenschaftlichen Arbeit aufzunehmen, scheint es mir interessant, Architektur und Anthropologie in den Kontext einer Disziplin zu stellen, zu der sich auf den ersten Blick keine unmittelbare Affinität auftut, der Psychoanalyse.

Die Psychoanalyse (Spencer 2006), die um die Wende zum 20. Jahrhundert von Siegmund Freud als Schule intellektueller Denkansätze über Körper und Geist und als Therapieansatz begründet und vor allem in Wiener und Nordamerikanischen Kreisen stark rezipiert wurde, weist eine enge historische Verbindung zur Anthropologie auf. Eine, wie Georg Stocking vermerkt, „*[...] sometimes fruitful and often contentious relationship of two twentieth-century discourses that seek in somewhat different ways, rational explanations of the apparently irrational.*“ (Stocking 1986 zit. in Barnard/Spencer 2006: 454)

Anthropologie und Psychoanalyse wollen Erklärungen für Phänomene finden, die unerklärbar erscheinen und gehen dabei Wege, die sich im Grunde nur wenig voneinander unterscheiden und eine gemeinsame Wurzel haben: die viele Stunden dauernden Gespräche zwischen AnalytikerIn und AnalysandIn in der Psychoanalyse und die oft Monate andauernde intensive Feldarbeit der AnthropologInnen. Die Freud'sche Theorie und Praxis und das Erkenntnisstreben der Anthropologie beruhen letztendlich beide auf einer konstanten und endlosen Arbeit der Interpretation. Aus dieser Perspektive und nach einer Reinterpretation der Psychoanalyse als eine Form hermeneutischer Praxis durch die Sozialphilosophen Paul Riceur und Jürgen Habermas, entwickelte sich in der Anthropologie in den späten 1960er Jahren ein ganz neues Modell einer „interpretativen, symbolischen Anthropologie“. (vgl. Spencer 2006: 455)

Anthropologie und Psychoanalyse haben viele Berührungspunkte und Gemeinsamkeiten,

mehr als man auf den ersten Blick annehmen würde. Die Anthropologie, so meine ich, wäre gut beraten, sich psychoanalytischer Erkenntnisse und Praktiken zu bedienen, denn Phänomene wie Übertragung und Gegenübertragung, die die Beziehung zwischen AnalytikerIn und AnalysandIn prägen, finden auch in der Feldarbeit zwischen AnthropologInnen und InformantInnen statt.

Die Frage nach Berührungspunkten zwischen Architektur und Psychoanalyse erscheint zunächst als eine wesentlich abstraktere als die nach Gemeinsamkeiten zwischen Anthropologie und Psychoanalyse. Um hier entsprechende Antworten zu finden, bedarf es einer differenzierten Betrachtungsweise aus unterschiedlichen Blickwinkeln, zumal diese Thematik nur wenig in der Literatur behandelt wurde.

Auf der Suche nach Gemeinsamkeiten zwischen Architektur und Psychoanalyse können grundsätzlich zwei Wege eingeschlagen beziehungsweise zwei unterschiedliche Zugänge praktiziert werden. Ein Großteil der neueren Lehre auf diesem interdisziplinären Gebiet, so die Architekturtheoretikerin Jane Rendell (2012: 36), setzt sich vor allem mit dem Nutzen von Psychoanalyse für die Interpretation von Architektur auseinander. Ihr Anliegen ist es, eine Umkehrung der gängigen Praxis zu versuchen und den architektonischen Strukturen in der Psychoanalyse auf den Grund zu gehen. Rendell stellt die Frage, wie der architektonische Raum in der psychoanalytischen Theorie erkennbar ist?

Freud bedient sich in seinen „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ (1917)[24] räumlicher - oder architektonischer - Metaphern, um die Anordnung psychischer Strukturen und Prozesse und die Beziehung zwischen Ich, Über-Ich und Es zu erklären.

Für Rendell ist der „psychoanalytische Raum des Settings“, das ist jener Rahmen, in dem die Begegnung zwischen AnalytikerIn und AnalysandIn und die Prozesse der Übertragung und Gegenübertragung stattfinden, das architektonische Paradebeispiel eines psychoanalytischen Raums. Das psychoanalytische Setting als räumliche Konstruktion und als strukturierendes Element bezeichnet Rendell als den deutlichsten Indikator für die Beziehung zwischen Psychoanalyse und Architektur. Es sei eine Tatsache, so Rendell,

24 Sigmund Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1916 – 1917) (Vorlesung XIX „Widerstand und Verdrängung“). GW XI, 305 (Rendell 2012: 40)

> *„[...]dass dieser Raum in der Psychoanalyse am offenkundigsten architektonisch ist. Das Setting existiert als physische und materielle architektonische Form […] und erlaubt uns damit nicht nur über die ganze Bandbreite von architektonischen Räumen in der professionellen Praxis der Psychoanalyse zu reflektieren, […] sondern auch über mögliche Analogien zwischen den Prozessen der Analyse, das heißt Übertragung und Gegenübertragung, welche innerhalb des Settings stattfinden können einerseits und jenen, die im architektonischen Entwurf und der architektonischen Praxis zum Tragen kommen andererseits*." (2012: 51)

Durch diese sehr analytische Betrachtungsweise von Architektur möchte Rendell dazu anregen, den Akt architektonischen Entwerfens und Produzierens sowohl in psychischen wie auch in materiellen Begriffen zu erfassen und damit aufzeigen, dass diese psychischen Vorgänge auch in der Begegnung zwischen den verschiedenen Individuen beim Entwerfen und der Ingebrauchnahme von Architektur vorkommen. (vgl. Rendell 2012: 52)

Ein ganz anderer Zugang zu Gemeinsamkeiten zwischen Architektur und Psychoanalyse eröffnet sich in einem Gespräch zwischen dem Architekten Christian Kerez und dem Psychoanalytiker Olaf Knellessen (2012). Man entdeckt gewisse Ähnlichkeiten in der Vorgangsweise und in der Zielsetzung von Architektur und Psychoanalyse. Ähnlich wie die Architektur, die immer eine Arbeit an Widerständen ist, woraus neue Formen entstehen, geht es in der Psychoanalyse darum, gewohnte Habits und Formen zu hinterfragen, sie in andere Zusammenhänge zu setzen, sie zu übersetzen und neu zu definieren. Und so, wie es in der Psychoanalyse einen Subtext gibt oder das gewisse Verhalten, das sich wiederholt und gleichsam repetitiven Charakter, eine Begründung und einen Zusammenhang hat, gibt es in der Architektur hinter der bildhaften ersten Erscheinung ebenfalls Regelwerke und Zusammenhänge, die durch ständiges Hinterfragen freigelegt werden können. (vgl. Kerez/Knellessen 2012: 124)

Einen interessanten Aspekt des Hin- und Her-Switchen zwischen Architektur und Psychoanalyse liefern Kerez/Knellessen (2012) mit Begriffen, die in beiden Disziplinen verwendet und mit ähnlichen Bedeutungsinhalten gefüllt werden. So spricht man zum Beispiel von einer „physischen Präsenz", oder einer „Körperlichkeit" in der Architektur, wobei die Psychoanalyse immer davon ausgeht, dass Architektur auch eine Auseinandersetzung mit dem Körper ist, sowohl mit dem eigenen, wie auch mit dem fremden.

Es stellt sich auch die Frage nach der „Erotisierung“ in der Architektur. Wie wichtig ist die sinnliche, physische Erscheinung eines Gebäudekörpers? Oder, wie steht es mit der „Obsession“, dem Leiden in der Arbeit des Planens und des Entwerfens? Kunst als Erlösung des „Nützlichen“ durch das „Schöne“? Freiheit wird signalisiert, die aber auch „Obsession“ beinhaltet und Handlungen, die einem Zwang unterliegen. (vgl. Kerez/Knellessen 2012: 134 ff)

Der Psychoanalytiker Olaf Knellessen sieht viele Gemeinsamkeiten zwischen Architektur und Psychoanalyse, wie ähnlich gelagerte Strukturen, Situationen und Verhältnisse, aber auch weite Strecken, wo sich die beiden Disziplinen überhaupt nicht begegnen. Für den Architekten Christian Kerez liegen die Gemeinsamkeiten vor allem im Prozesscharakter beider Disziplinen. Die Wiederholungen, so Kerez, eröffnen die Chance, neue Erkenntnisse zu gewinnen und das sei beim Entwerfen ebenso wie in der Psychoanalyse. Ständiges Wiederholen von Fragen ermöglicht neue Antworten, denn in der Wiederholung ist Bewegung und Entdeckung eingeschrieben. (vgl. Kerez/Knellessen 2012: 137 f)

Für die Architektur (Kerez 2012: 139) ist die Psychoanalyse darüber hinaus auch deshalb interessant,

> *„[...] weil sie dem Einzelnen eine große Bedeutung gibt. Sie hat nichts Generalisierendes. So sind für mich auch alle Versuche schädlich, Architektur vorherzubestimmen […] immer viel zu vereinfachend. Sie trivialisieren jede psychologische Betrachtung, sie trivialisieren aber auch jede architektonische Erscheinungsform.*“

Ein etwas anderer Konnex zwischen Psychoanalyse und Architektur sieht Funke (2006: 13) in der psychoanalytischen Metapher der „dritten Haut“. Psychoanalyse, so Funke, findet in Räumen statt und Freud benutzte häufig bauliche Bilder, um den Vorgang des Psychoanalysierens zu beschreiben. Während die „erste Haut“ Teil unseres Körpers ist und als „zweite Haut“ die textilen Umhüllungen verstanden werden, steht die Metapher der „dritten Haut“ für die uns umgebenden Wände, Decken und Böden. Daraus erschließt sich ein Körper-nahes Verständnis von Wohnen und Bauen in der Psychoanalyse. Die „dritte Haut“ als psychoanalytischer metaphorischer Begriff ist somit nicht nur Teil unseres Körpers, unseres Ichs, sondern auch Teil der Außenwelt.

Die Verwendung von Körpersymboliken, wie die Metapher des Wohnens als „dritte Haut“, ist bei Freud häufig zu finden. So bezeichnet er zum Beispiel das Wohnhaus als einen Ersatz für den Mutterleib, als „*[...] die erste, wahrscheinlich noch immer ersehnte Behausung, in der man sich sicher war und sich wohl fühlte*“ (Freud 1930[25] zit. in Funke 2006: 32). Bauen und Wohnen ist für Freud der Beginn der Kulturarbeit des Menschen und ein Vorgang, der die verloren gegangene Behausung des Mutterleibes ersetzt. (Funke 2006: 95)

Ein weiterer, von der Psychoanalyse geprägter Begriff ist der des „Wohn-Ichs“ (Funke 2006: 60). Durch das Wohnen an einem bestimmten Ort strukturiert sich die Psyche des Menschen neu und es entsteht ein zweipoliges „Wohn-Ich“. Dieses neue „Wohn-Ich“ trägt einerseits die Umwelt in sich, unterscheidet sich aber gleichzeitig von dieser. Außen und Innen werden vereint, aber auch als Kontrast zueinander erlebt. Das Ich im zweipoligen Sinn und das neue Selbstbewusstsein entstehen durch Differenzierung und Abgrenzung von der umgebenden Umwelt. Das Haus als Metapher (Funke 2006: 87) wird in der Psychoanalyse somit zum Abbild der seelischen Struktur. Die Abgrenzungen (die Innen-Außen-Orientierung) und die vertikale und horizontale Ausrichtung des Hauses geben eine jeweils eigene Dimension der seelischen Struktur wider.

Wohnen füllt vielleicht den größten Teil unseres Lebens und wir sollten diese Zeit, so Funke, nicht als unerfüllte Zeit vorbeigehen lassen.

> „*Wenn es gelingt, den Umgang mit der dritten Haut mit Wachheit und Bewusstheit zu vollziehen, erhält das Leben in seinen alltäglichen Vollzügen eine kreative Färbung. Wohnen als Lebenskunst […] hieße [dann], unsere dritte Haut als einen nach außen verlagerten Teil unseres Selbst zu verstehen und ihn, öffnend und schließend, zu gestalten.“* (Funke 2006: 249)

Dies sind nur einige Facetten und Aspekte, an denen sich das Ineinandergreifen dieser, im wissenschaftlichen Spektrum sehr unterschiedlich angesiedelten Disziplinen festmachen lässt. Interdisziplinäre Verflechtungen von Architektur, Psychologie, Psychoanalyse, aber auch Anthropologie sind evident und dem entsprechende Zugänge notwendig.

Ich denke, dass dieser etwas ungewöhnliche Exkurs in den Bereich der Psychoanalyse wichtig

25 Sigmund Freud, 1930. *Das Unbehagen in der Kultur*, G.W. XIV, 421 – 506.

ist, weil er zeigt, wie stark Architektur und Wohnen das psychische Befinden von Menschen beeinflussen. Architektur als „dritte Haut“ hat starke Rückwirkungen auf die Lebensqualität von Menschen. Die „dritte Haut“ adäquat zu gestalten, muss das vorrangige Ziel auch beim „Bauen in Entwicklungsländern“ sein. Und um mit Bernhard Rudofsky (1982) zu sprechen: „*Das Haus muss wieder werden, was es früher einmal war: ein Lebensinstrument statt einer Lebensmaschine*.“ (Architekturzentrum Wien 2007: 124)

Das „Haus“ im entwicklungspolitischen Kontext

„*Adequate shelter for all*“ und „*Sustainable human settlements development in an urbanizing world*“[26] sind zwei grundlegende Forderungen auf globaler Ebene, die in der Preambel der „Habitat Agenda Goals and Principles, Commitments and the Global Plan of Action“[27] der Vereinten Nationen festgehalten werden. Das Haus, die Behausung, shelter oder dwelling, wie immer man es nennen mag, sind zentrale Themen im entwicklungspolitischen Umfeld, sie sind aber auch das Herzstück der vorliegenden Arbeit. Laut Habitat Agenda (Paragraph 53) sind mehr als eine Milliarde Menschen ohne adäquate Behausung und leben in inakzeptablen ärmlichen Verhältnissen. Das trifft vor allem auf die „Entwicklungsländer“ zu, wo ein großer Teil der Bevölkerung in Slums urbaner Zentren oder informellen Siedlungen lebt. UN-Habitat konzentriert sich vor allem auf diesen informellen Sektor und stellt ihn in den Fokus ihrer Housing Policy: „*policies should also encourage and support the people who, in many countries, particularly developing countries, individually or collectively act as important producers of housing*.“[28]

Das starke Anwachsen informeller Siedlungen auf Grund weltweiter Urbanisierungsprozesse vor allem in „Entwicklungsländern“ ist in den letzten Jahrzehnten immer mehr ins Zentrum entwicklungspolitischer Debatten gerückt. Die urbanen Marginalsiedlungen und die damit verbundenen Problematiken gehören zu den großen Herausforderungen heutiger Entwicklungspolitik.

Aus sozialwissenschaftlicher Sicht (Kersting 1996) unterscheidet man zwischen

26 Internet-Ressource: Habitat Agenda Goals [13.11.2003]
27 Habitat II Konferenz 1996, Istambul, Agenda von 171 Ländern unterzeichnet.
28 Internet-Ressource: Habitat Housing Policy [17.01.2013]

konventionellem und unkonventionellem Wohnraum, wobei letzterer in Slum- und Squatter-Siedlungen zu differenzieren ist. Diese, in der Literatur als Marginalsiedlungen bezeichneten Siedlungsformen sind durch eine mangelnde Bausubstanz, hohe Wohndichte, mangelnde Wohninfrastruktur und fehlende öffentliche Infrastruktur gekennzeichnet. (vgl. Kersting 1996: 29)

Slum- und Squatter-Siedlungen unterscheiden sich sowohl nach ihrem sozialen Status, als auch nach der Art und Weise, wie sie entstanden sind. Während als Slums degradierte Viertel, die früher von oberen Schichten bewohnt wurden, bezeichnet werden, aber auch Hüttenviertel am Stadtrand, die eine nachträgliche Legalisierung erfahren haben, sind Squatter-Siedlungen illegale Siedlungen im innerstädtischen Bereich und in urbanen Randzonen. Squatter-Siedlungen unterscheiden sich von anderen Siedlungsformen vor allem dadurch, dass sie vorwiegend im Eigenbau produziert werden, keinen Titel auf Grund und Boden besitzen und gegen baurechtliche Bestimmungen verstoßen, das heißt, nicht den geltenden Baustandards entsprechen und daher keine Baugenehmigung vorliegt. (vgl. Kersting 1996: 32 f)

Seit dem Ende der 1960er Jahre wird versucht, neue Konzepte zur Lösung der Probleme der Squatter-Siedlungen zu finden. Innerhalb der sozialwissenschaftlichen Forschung kam es zu einer Neubewertung der Bevölkerung in den Squatter-Siedlungen, aber auch von den Vereinten Nationen wurden neue Wohnbaustrategien entwickelt. Man entdeckte das entwicklungspolitische Potential dieser illegalen Siedlungen und setzte auf Erstellung von Wohnraum durch Selbsthilfe. Dieser Selbsthilfe-Ansatz, der in den 1970er Jahren auch von der Weltbank und den Vereinten Nationen als theoretische Grundlage aufgenommen wurde, ist jedoch nicht unumstritten und führte auch zu keiner entscheidenden Verbesserung der Lage der Menschen in den betroffenen Gebieten. (vgl. Kersting 1996: 204 f)

Die offizielle Entwicklungspolitik ist nur eine der AkteurInnen die im Entwicklungskontext tätig werden und deckt nur einen Teil jener Maßnahmen ab, die in diesem Bereich so dringend gesetzt werden müssen. Was die Errichtung von Wohnraum betrifft, sind es zumeist andere Organisationen, die die entsprechenden Aktivitäten setzen. Vor allem die unabhängigen Nicht-Regierungs-Organisationen (NGOs) übernehmen wichtige Aufgaben bei der Problembewältigung in den „Entwicklungsländern“ und spielen eine tragende Rolle in den

Krisen- und Katastrophenszenarien, aber auch im ganz „normalen“ Leben der Menschen in diesen Regionen. NGOs sind nach Katastrophen, die den Menschen ihr Hab und Gut und ihr Dach über dem Kopf genommen haben, meist schnell vor Ort. Zuweilen besteht sogar ein Wettbewerb an Helfern aus der ganzen Welt und es werden unterschiedlichste Lösungen angeboten, wie in möglichst kurzer Zeit adäquater Wohnraum für die Betroffenen geschaffen werden kann. Der Zeitfaktor spielt eine wesentliche Rolle. Das vorhandene Budget muss in einer vorgegebenen Zeit verbaut werden, die Zeit, die Wünsche und Bedürfnisse der Betroffenen zu erfragen, ist knapp bemessen und oftmals wird die Meinung vertreten, man wüsste ohnehin, was für die betroffenen Menschen das Beste sei. Die Architektur spielt zumeist eine untergeordnete Rolle und die involvierten ArchitektInnen sind sich oft nicht bewusst, dass sie über „additional skills“ im Sinne eines holistischen Zugangs verfügen sollten, wenn sie sich in diesen Kontext einbringen. Die Resultate sprechen in vielen Fällen für sich: der zur Verfügung gestellte Wohnraum wird von den Betroffenen nicht angenommen oder entspricht erst nach Umbau und Adaptierung jenen grundlegenden Anforderungen, die die Menschen mit einem „Haus“ verbinden.

Es gibt aber auch zahlreiche Positiv-Beispiele für das „Haus“ im Entwicklungskontext. Analysiert man solche „Erfolgsprojekte“, dann wird schnell klar, dass hier sehr viel mehr getan wurde, als einfach ein Haus zu bauen. Wohnen ist ein äußerst vielschichtiges Phänomen, das auf den individuellen Kontext abzielt, und je mehr Wissen um die komplexen Zusammenhänge man sich im Vorfeld erwirbt, umso größer ist die Chance, dass das „Haus“ so gestaltet ist, wie die künftigen NutzerInnen es sich vorstellen.

3.2 DAS „OTHERING“ - DER UMGANG MIT FREMDHEIT

Wer sind „Wir“ und wer sind die „Anderen“ ist eine Frage, die sich jedem stellt, der mit offenen Augen durch die Welt geht. Für die Anthropologie war und ist die Frage ein zentrales Thema, für die Architektur ist sie nicht immer so präsent, vertritt man doch vielfach den Standpunkt, einigermaßen zu wissen, wie der oder die „Andere“, für den oder die Architektur gemacht wird, denkt und worin deren Wünsche und Erwartungen bestehen. Diese Annahme, den „Anderen“ zu kennen, mag für Bauen in einem bekannten Umfeld vielleicht legitim sein, nicht aber dort, wo Architektur sich auf unbekanntes Terrain begibt. An diesen Orten wird die

Beschäftigung mit dem „Othering“ unumgänglich und es müssen wichtige Fragen gestellt und beantwortet werden, bevor man in den Planungs-Prozess eintritt.

Um den „Anderen“ zu begreifen, muss man sich selbst kennen. Selbstreflexion ist ein immanenter Bestandteil des Prozesses des Kennenlernens und Begreifens des „Anderen“. Ortfried Schäffter (1991) bezeichnet Fremdheit als ein Beziehungsverhältnis, denn erst wenn wir einander näher kommen, wird uns die Fremdheit des „Anderen“ bewusst. Fremdheit ist demnach ein relationaler Begriff und was wir als fremd erleben, hängt im Wesentlichen von unserer eigenen Geschichte ab. Man kann Fremdheit auf ganz unterschiedliche Weise erleben: Fremdheit als das Auswärtige, Fremdheit als das Fremdartige, das Unbekannte oder vielleicht auch Unheimliche. Fremdheit kann als Gegenbild unseres Selbst erfahren werden, oder als Ergänzung unserer eigenen vielleicht lückenhaften oder fehlerhaften Selbsterfahrung, oder im Sinne von Komplementarität als ein Prozess, in dem sich Eigenes und Fremdes wechselseitig relativieren und bestimmen. (vgl. Schäffter 1991: 12 ff)

Der Umgang mit Fremdheit im Sinne Schäffters, als ein selbstreflexives, nach allen Seiten offenes Verhalten gegenüber dem „Anderen“, ist ein wichtiger Pfad, den ArchitektInnen beim „Bauen in Entwicklungsländern“ einschlagen sollten. Den ehemalig „Fremden“, der weit weg war, gibt es nicht mehr. In einer globalisierten Welt, hat vieles seine Gültigkeit verloren. Es gibt kein sicheres Wissen mehr darüber, wie der „Fremde“ heute leben will. Es ist die Aufgabe der Architektur, diesen Veränderungen Rechnung zu tragen. Die eurozentrische Sichtweise und das Übertragen westlicher Standards auf nicht-europäische oder nicht-westliche Regionen hat keinen Platz. Der Anspruch besteht vielmehr darin, dem „Anderen“ in seinem Umfeld zu begegnen und in direkter Kontaktsituation dessen Wünsche und Bedürfnisse zu erheben. Indem man lernt, den „Anderen“ zu verstehen, kann man für sich selbst und für den „Anderen“ zu optimalen Lösungen kommen.

Den „Anderen“ verstehen bedeutet aber auch, ihn mit einzubeziehen, seine Kompetenzen anzuerkennen und ihm im Bauprozess eine entsprechende Rolle zu übertragen. Sich der Kompetenzen der „Anderen“ im Sinne Schäffters zu bedienen, als wertvolle Ergänzung des eigenen Wissens und der eigenen Fähigkeiten, schafft gegenseitigen Respekt und Wertschätzung. Für Claude Lévi-Strauss ist die Fähigkeit zur Improvisation eine

Besonderheit, die die Menschen aus dem „Süden“ auszeichnet. Er nennt dies die Fähigkeit zur „*Bricolage*“ (Bastelei), die uns westlichen Menschen weitgehend verloren gegangen ist. „*Heutzutage ist der Bastler jener Mensch, der mit seinen Händen werkelt und dabei Mittel verwendet, die im Vergleich zu denen des Fachmanns abwegig sind*“ (Lévi-Strauss 1997: 29 [1962]). Das mythische Denken, das dem Prozess des Improvisierens, der „*Bricolage*“, immanent ist, ist nach Lévi-Strauss durchaus vergleichbar und gleichviel wert, wie das wissenschaftlichen Denken des westlichen Ingenieurs.

„Bauen in Entwicklungsländern“ braucht ein Überdenken des Selbstverständnisses in der Architektur. ArchitektInnen, die diesen Weg gehen wollen, müssen ihre Rolle neu definieren. Der eigentliche Planungs-Prozess muss aus dem Fokus genommen werden. Denn nur wenn man im Vorfeld den „Anderen“ in seinem Umfeld abgeholt, erfasst und begriffen hat, ist es möglich, durch den nachfolgenden Entwurfs-Prozess seine Lebensqualität zu verbessern. Dies erfordert eine Erweiterung des Wissensspektrums, um verantwortlich agieren zu können. Die dafür notwendigen Fähigkeiten müssen von den ArchitektInnen als „additional skills“ entweder selbst erworben oder in Kooperation mit anderen Disziplinen an Bord geholt werden.

3.3 NACHHALTIGKEIT - „SOCIAL AND SUSTAINABLE ARCHITECTURE“

Nachhaltigkeit, ein viel strapazierter Begriff und eine Forderung, die alle Lebensbereiche umfasst, hat auch vor der Architektur nicht Halt gemacht. Nachhaltigkeit ist heute zum modernen Schlagwort geworden, das jeder mit anderen Bedeutungsinhalten füllt. Es erscheint notwendig, in einigen grundsätzlichen Definitionen festzuhalten, was der Begriff der Nachhaltigkeit in seinem Kern meint, um die unterschiedlichen Bedeutungsinhalte auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.

Marschall (2011: 279) bezeichnet Nachhaltigkeit als „*[...] Einstellung und Praxis einer gegenwärtigen Gesellschaft, ihre Bedürfnisse so zu befriedigen, dass zukünftigen Generationen entsprechende Möglichkeiten erhalten bleiben*.“

Nachhaltigkeit berührt viele Bereiche des menschlichen Lebens, „*[...] Nachhaltigkeit hat*

neben einer ökonomischen und ökologischen auch eine soziale und politische Dimension." (Nuscheler 2005: 246)

Nohlen (2002: 585) spricht von einem Drei-Säulen-Modell der Nachhaltigkeit, einer ökologischen, sozialen und ökonomischen Nachhaltigkeit und einem Modell, das mit entsprechenden Maßnahmen gefüllt, die Verbesserung der Lebenssituation der Menschen vor allem in den „Entwicklungsländern" zum Ziel hat.

Ich denke, wenn man von Nachhaltigkeit in der Architektur spricht, dann ist es wichtig, neben Ökonomie und Ökologie auch die soziale Komponente, die normalerweise in der Architektur wenig akzentuiert behandelt wird, besonders herauszuheben. Dies gilt vor allem, aber nicht nur, für „Bauen in Entwicklungsländern". Bauen in diesen Regionen hat Anspruch auf „social and sustainable architecture" in seiner wahren Bedeutung. Denn Nachhaltigkeit bedeutet nicht nur, den technischen Anforderungen zu genügen und die Gegebenheiten der Umwelt zu beachten. Nachhaltigkeit bezieht sich nicht nur auf die physische Umwelt, sie bedeutet vielmehr ein ausgewogenes Miteinander von Ökonomie, Technologie, Ökologie und der sozialen Lebenswelt der Menschen. Architektur, die sich an diesen Parametern orientiert, wäre zu Recht eine „soziale und nachhaltige Architektur" und könnte definiert werden als

> *„eine Architektur, die die soziale Lage der Menschen auf Dauer verbessert mit dem Ziel einer selbstbestimmten Lebensführung, die soziale Gerechtigkeit beachtet, Partizipation und Ownership gewährleistet, den Faktor Ökologie im Hinblick auf Verringerung des Rohstoff- und Energieverbrauchs durch moderne Umwelttechnologien hochhält und den Menschen eine ökonomisch positive Perspektive für die Zukunft gibt.*" (Leithner 2008: 37)

TEIL II: FELDSTUDIE IM ARCHITEKTONISCHEN UMFELD

1. Der anthropologische Zugang

Die Annahme, die dieser Arbeit zu Grunde liegt, ist die große Heterogenität von Sichtweisen auf das Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ innerhalb der Architektur. „Bauen in Entwicklungsländern“ hat besonders in den letzten Jahrzehnten bei ArchitektInnen stark an Aufmerksamkeit zugelegt und so scheint es mir interessant, einen etwas intensiveren Blick auf diesen Themenkomplex zu werfen. Es ist zwar ein Blick von außen, aus der Sichtweise einer anderen Disziplin, aber gerade das, so meine ich, macht die Sache spannend für beide Seiten. Für die Anthropologie ist „Bauen in Entwicklungsländern“ ein ebenso interessantes Thema wie für die Architektur und wiewohl sich das Augenmerk auf dieses Thema innerhalb der Anthropologie bislang in Grenzen hält, eröffnet es doch ein weites Feld an Möglichkeiten, die Kernkompetenzen der Disziplin einzubringen.

Ich bin der Meinung, dass „Bauen in Entwicklungsländern“ auch ein zutiefst anthropologisches Thema ist und machte es mir zur Aufgabe, mich als Anthropologin der Architektur anzunähern, einer Disziplin, mit der mich viel Sympathie aber nur wenig Fachwissen verbindet. Es war mir klar, dass die Nähe und Interdependenz von Architektur und Anthropologie weder in den Köpfen noch in der Argumentation von ArchitektInnen von vornherein gegeben ist. Das wollte ich ändern und ich hoffe, es ist mir auch ein Stück weit gelungen.

Wenn man sich als Vertreterin einer anderen Disziplin, als Nicht-Insiderin oder so zu sagen als Branchen-Fremde einer Disziplin annähert und, wie in meinem Fall, sich aufs glatte Parkett der Architektur begibt, dann bedarf es einigen Mutes und auch einer gewissen Affinität zur Architektur, um in diesem neuen Feld Gehör für anthropologische Argumentationen zu finden.

Ich bin überzeugt, dass „Bauen in Entwicklungsländern“ ein sehr zukunftsweisendes Thema ist und in Zeiten der Globalisierung und der häufig wiederkehrenden weltweiten Katastrophen-Szenarien immer mehr an Bedeutung gewinnt. „Bauen in Entwicklungsländern“

wird nicht nur für ArchitektInnen in Zukunft immer wichtiger und attraktiver werden, auch AnthropologInnen sollten nicht anstehen, sich dieser „modernen“, zukunftsweisenden Thematik vermehrt anzunehmen.

Es war mir wichtig, für meine Analyse einen einigermaßen repräsentativen Querschnitt durch jenen Teil der österreichischen Architekturszene zu legen, für den „Bauen in Entwicklungsländern“ von gewisser Relevanz ist, und, um diesen in seiner Gesamtheit erfassen zu können, den Bogen von der Ausbildung an den Architektur-Fakultäten bis hin zu den „praktizierenden“ ArchitektInnen zu spannen. Ich habe versucht herauszufinden, wie „Bauen in Entwicklungsländern“ von ArchitektInnen rezipiert wird, wie es verstanden wird und wie in der Realität mit dieser Thematik umgegangen wird. Das Reizvolle und Spannende an dieser Arbeit war das Disziplinen-Übergreifende, waren die Reaktionen der ArchitektInnen auf die Einmischung von außen und letztendlich die Herausforderung, den logischen Konnex zwischen Architektur und Anthropologie plausibel darzustellen. Für mich war es eine sehr interessante und lehrreiche Erfahrung, mich als Anthropologin im architektonischen Umfeld zu bewegen und zurecht zu finden. Ich fühlte mich zuweilen auf Feldforschung und in der Rolle der teilnehmenden Beobachterin der Architektur-Szene. Des öfteren war ich erstaunt und erfreut über die Offenheit und die artikulierte Bereitschaft der ArchitektInnen, mit AnthropologInnen zusammenzuarbeiten und den anthropologischen Argumenten Gehör zu schenken. Aber auch Ressentiments gegenüber der Anthropologie wurden in so manchem Interview hörbar und spürbar. Resumierend muss gesagt werden, dass die Disziplinen Architektur und Anthropologie, trotz aller Sympathien füreinander, in der Realität von einer echten Zusammenarbeit noch ein Stück weit entfernt sind. In den Interviews wurden viele Gründe ins Treffen geführt, warum einer Zusammenarbeit zwischen Architektur und Anthropologie, die man zwar theoretisch anstrebt, in der Realität so selten Platz greift. Vielleicht kann das Bewusstmachen von Zusammenhängen ein erster Schritt in eine positive Richtung sein.

Annäherung an das Feld

Mein Anspruch war es, die thematisch interessierte Architekturszene Österreichs in einer einigermaßen repräsentativen Weise zu erfassen und diese auf das dort vorherrschende

Verständnis von „Bauen in Entwicklungsländern“ zu untersuchen. Es war mir dabei vor allem wichtig, die Situation in der Lehre in Bezug auf „Bauen in Entwicklungsländern“ zu überprüfen, da dort der Grundstein dafür gelegt wird, wie zukünftige ArchitektInnen mit dieser Herausforderung umgehen. Es war interessant zu erfahren, welch unterschiedliche Bedeutung dem Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ an den verschiedenen Architektur-Fakultäten und Architekturschulen zugemessen wird. Ausschlaggebend dafür, wie intensiv man sich mit „Bauen in Entwicklungsländern“ befasst, so war zumindest mein Eindruck, sind oft persönliche Präferenzen von Lehrenden. Im offiziellen Lehrplan der Architektur-Ausbildung ist das Thema zumeist nur als Wahlfach vertreten. Bei den Studierenden, so haben es mir meine Interview-PartnerInnen versichert, besteht hingegen großes Interesse sowohl an der Theorie wie auch an der praktischen Umsetzung von „Bauen in Entwicklungsländern“.

Ich habe für meine Recherchen Architektur-Fakultäten der Technischen Universität Wien, der Technischen Universität Graz, der Kunstuniversität Linz und der Fachhochschule Kärnten ausgewählt, weil man sich an diesen Architekturschulen doch sehr intensiv mit dem Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ beschäftigt und auch zahlreiche Projekte in unterschiedlichen Regionen umsetzt und/oder in der Vergangenheit bereits umgesetzt hat. Meine Interview-PartnerInnen waren Lehrende, AbsolventInnen aber auch Studierende dieser Architektur-Fakultäten.

Bei den so genannten „praktizierenden“ ArchitektInnen, die ich für meine Arbeit als Interview-PartnerInnen gewinnen konnte, war es mir wichtig, den richtigen Mix zu finden zwischen Personen, die aktiv mit Projekten in die Thematik involviert sind, Personen, die als lehrende und praktizierende ArchitektInnen „Bauen in Entwicklungsländern“ für sich in Theorie und Praxis zum Thema machen und ArchitektInnen, für die „Bauen in Entwicklungsländern“ ein Anliegen darstellt und die vielleicht in Zukunft Akzente in dieser Richtung setzen werden. Aus dieser breiten Palette von Aussagen thematisch affiner Interview-PartnerInnen ergab sich ein interessantes und vielfältiges Spektrum an Sichtweisen auf „Bauen in Entwicklungsländern“, was die Relevanz meines Vorhabens untermauerte, ein wenig Licht und Geordnetheit in dieses vielschichtige und heterogene Feld zu bringen.

Angewandte Methodologie

Für meinen Einstieg als Anthropologin in die österreichische Architekturszene habe ich aus methodologischer Sicht einen qualitativen Zugang gewählt. Qualitative Forschung ist flexibel für ForscherInnen und Beforschte, sie ermöglicht Fragen, die das starre Korsett einer Disziplin sprengen und eröffnet Perspektiven und Sichtweisen auf Themen, die auf den ersten Blick fremd und zusammenhangslos erscheinen. Genau das sind die Anforderungen und Herausforderungen, die sich bei meiner Arbeit stellten. Ich habe mich daher für den qualitativen Zugang entschieden und mich dabei jener anthropologischen Methoden bedient, die mir am geeignetsten erschienen, Antworten auf meine Forschungsfragen zu finden.

a) Teilnehmende Beobachtung

Die von mir angewandte Methode entspricht zwar nicht einer klassischen „teilnehmenden Beobachtung" im anthropologischen Sinn, ich nenne es dennoch so, weil ich mich als Anthropologin im Feld der Architektur durchaus als Feldforscherin verstanden habe. Ich verbrachte viel Zeit in direkten und indirekten Kontakten mit den „Beforschten", den ArchitektInnen. Diese Begegnungen waren für mich sehr wichtig, weil sie mir ein Eintauchen in die Materie ermöglichten und mein Gesamtbild der österreichische Architekturszene wesentlich beeinflussten.

b) ExpertInneninterviews

Es wurden qualitative Interviews an Hand strukturierter Interview-Leitfäden durchgeführt und zwar 20 Interviews mit 21 Personen. Zur besseren Übersicht habe ich meine Interview-PartnerInnen nach drei Merkmalen kategorisiert: sechs Personen, die ausschließlich der LEHRE zuzuordnen sind, neun Personen, die sowohl LEHRE als auch PRAXIS vertreten und sechs ArchitektInnen, die ich unter der ausschließlichen Kategorie PRAXIS zusammen gefasst habe.

Die in den Interviews verwendeten Interview-Leitfäden wurden den jeweiligen Interview-PartnerInnen angepasst und bei Bedarf entsprechend modifiziert. Die Interview-Leitfäden waren in fünf grundsätzliche Fragenkomplexe gegliedert. Es waren dies Fragen zur Begrifflichkeit von „Bauen in Entwicklungsländern", Fragen zum Thema

„Interdisziplinarität“ und „Kooperationen“, Fragen zu aktuellen und zu persönlichen Tendenzen, Fragen zum Thema „Katastrophenhilfe“ und schließlich Fragen zu Erwartungen und Zukunftsperspektiven von „Bauen in Entwicklungsländern“.

Die Interviews, die entsprechend der Diversität der Interview-PartnerInnen an sehr unterschiedlichen Örtlichkeiten stattfanden, dauerten zwischen einer und zwei Stunden und waren von einem guten Klima der Zusammenarbeit und des gegenseitigen Interesses an der Sache getragen. Es wurden auch viele Themen angeschnitten, die das Korsett des Interview-Leitfadens sprengten und ich habe viel über das vielfältige und facettenreiche Feld der Architektur gelernt und erfahren und diese Erfahrungen in meine Arbeit einfließen lassen. Die geführten Interviews waren vor allem durch eine Vielfalt an Standpunkten und Sichtweisen zum Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ geprägt und eröffneten aus anthropologischer Sicht ein äußerst interessantes und aufschlussreiches Feld interdisziplinärer Forschungsarbeit.

c) Strukturierter Fragebogen

Jedem Interview war ein Fragebogen angeschlossen, in dem die Kernfragen des Interviews in komprimierter Form nochmals aufgeführt wurden. Vor allem der Stellenwert von „Bauen in Entwicklungsländern“ innerhalb der Disziplin der Architektur sowie die generelle Bereitschaft zu interdisziplinärer Zusammenarbeit wurden thematisiert. Den Interview-PartnerInnen wurden jeweils drei Möglichkeiten angeboten, auf die gestellten Fragen zu antworten.

2. Die Interviews

In der Liste der 21 Interview-PartnerInnen wurde drei Personen auf Wunsch mit Pseudonymen versehen. Sie wollten mit ihren Aussagen namentlich nicht genannt werden. Um meine Interview-PartnerInnen ihren Tätigkeitsbereichen zuzuordnen, habe ich eine Einteilung nach LEHRE und PRAXIS vorgenommen. Neben der Rubrik LEHRE sind zusätzlich jene Institutionen angeführt, an denen die jeweiligen Interview-PartnerInnen zum Zeitpunkt des Interviews lehrend tätig waren, aber auch nicht lehrende Personen wurden je nach Affinität und Möglichkeit universitären Institutionen zugeordnet. Die Einteilung und Zuordnung entspricht dem aktuellen Stand zum Zeitpunkt des Interviews.

Name	Profession	LEHRE	Zuordnung	PRAXIS
BEA (anonym)		x	Technische Universität Wien	
CARA (anonym)		x	Technische Universität Wien	x
Grün Franz	Architekt			x
Habenschuss Ingrid	Architektin			x
Heringer Anna	Architektin	x	Kunstuniversität Linz	x
Hofer Andreas	Univ. Prof.	x	Technische Universität Wien	
Kupfer Gernot	Architekt	x	Technische Universität Graz	x
Lehner Erich	Univ. Prof.	x	Technische Universität Wien	
LEO (anonym)		x	Technische Universität Wien	
Lindner Anna	Architektin	x	Technische Universität Wien	x
Müller Bärbel	Architektin	x	Universität für Angewandte Kunst	x
Nigst Peter	Architekt	x	Fachhochschule Kärnten	x
Nikodem Ursula	Studentin	x	Kunstuniversität Linz	
Pruscha Carl	Architekt	x	Akademie der Bildenden Künste	x
Quirin Clemens	Architekt	x	Kunstuniversität Linz	x
Schreieck Marta	Architektin			x
Stieldorf Karin	Univ. Prof.	x	Technische Universität Wien	
Summer Martin	Architekt			x
Tauber Gertrud	Architektin			x

Wiederin Carmen	Architektin			x
Zerlauth Katharina	Architektin	x	Technische Universität Wien	x

3. Analyse der ExpertInneninterviews nach thematisch relevanten Kategorien

Die Auswertung der ExpertInneninterviews erfolgte an Hand der von Philipp Mayring entwickelten „Qualitativen Inhaltsanalyse“. Mayring differenziert dabei drei Grundformen der Interpretation des Materials: Zusammenfassung, Explikation und Strukturierung. Es sind dies drei voneinander unabhängige Analysetechniken, aus denen je nach Forschungsfrage und Material ausgewählt werden kann (vgl. Mayring 2010: 65). Im Zentrum jeder Analyse nach Mayring steht die Entwicklung eines Kategoriensystems. Die Kategorien werden in einem Wechselverhältnis zwischen der Theorie (der Fragestellung) und dem konkreten Material entwickelt. Danach wird das Ergebnis in Richtung Hauptfragestellung interpretiert und die Aussagekraft der Analyse anhand der inhaltsanalytischen Gütekriterien eingeschätzt. (vgl. Mayring 2010: 59)

Bei der Analyse der von mir durchgeführten ExpertInneninterviews bin ich im Wesentlichen den von Mayring vorgeschlagenen Analyseschritten gefolgt, wobei mein besonderes Augenmerk der Entwicklung eines thematisch relevanten Kategoriensystems galt. Die aus den ExpertInneninterviews hervorgegangenen Kategorien bilden das Grundgerüst und Herzstück meiner empirischen Arbeit. An Hand der aus den Interviews resultierenden thematisch relevanten Kategorien war es möglich, eine Bestandsaufnahme der Repräsentation von „Bauen in Entwicklungsländern“ in der österreichischen Architekturszene vorzunehmen, die Komplexität und Interdependenzen der Thematik herauszuarbeiten und Antworten auf die von mir definierten Forschungsfragen zu finden.

Um die Aussagen meiner InterviewpartnerInnen in ein Ordnungsschema zu bringen und gewissermaßen einen roten Faden durch meine empirische Arbeit zu legen, habe ich die aus der Analyse hervorgegangenen Kategorien gebündelt und jeweils mit Überschriften beziehungsweise Überkategorien versehen. Ich wollte damit einer Logik in der Abfolge der

Themen Rechnung tragen und der Unterscheidung in LEHRE und PRAXIS genüge tun.

3.1 Zum Begriff „Bauen in Entwicklungsländern“

Assoziationen

„Bauen in Entwicklungsländern“ ist ein sehr allgemeiner Begriff und ein weites Feld, das viele Assoziationen und Interpretationen zulässt. „Bauen in Entwicklungsländern“ birgt viele ambivalente Komponenten in sich und dem entsprechend unterschiedlich sind auch die Assoziationen, die meine Interview-PartnerInnen mit diesem Begriff verbinden. Die geäußerten Assoziationen repräsentieren sehr persönliche Standpunkte, sie reichen von pragmatisch bis idealistisch, sie bringen da und dort viel Skepsis zum Ausdruck, sind von der jeweiligen Praxis geprägt und repräsentieren in jedem Fall ein breites Spektrum an Sichtweisen auf „Bauen in Entwicklungsländern“.

Für Anna Heringer (Interview 2010), die viel praktische Erfahrung mit Projekten in „Entwicklungsländern“ mitbringt, ist die erste Assoziation zu „Bauen in Entwicklungsländern“: „*[...] selber im Dreck stehen und etwas machen, etwas umsetzen. Viel Prozesshaftes, viel Spontanes, ein lebendiger Prozess.*“

Ursula Nikodem (Interview 2011) assoziiert mit „Bauen in Entwicklungsländern“ zunächst „*Bauen für arme Leute*“, eine erste Assoziation, die durch den Terminus „Entwicklungsländer“ geprägt ist. Ihrer Meinung nach wäre es nach einigen Überlegungen und einem zweiten Blick jedoch angebracht, den Begriff nicht so eng zu sehen und im Rahmen einer Vorbildwirkung auch „*reiche Leute*“ als potentielle Zielgruppen von „Bauen in Entwicklungsländern“ mit einzubeziehen.

Einige meiner Interview-PartnerInnen äußerten ihre Assoziationen zu „Bauen in Entwicklungsländern“ in Form von Schlagwörtern, die sich ihnen in diesem Kontext spontan aufdrängten. So assoziiert Ingrid Habenschuss (Interview 2011) „Bauen in Entwicklungsländern“ mit „*Improvisation, temporär oder permanent, alte und ganz neue Bauweisen, Ressourcen vor Ort, andere Technologien, Klima- und Energiefrage,*

Notwendigkeit spezieller Organisationen zur Umsetzung, andere und extreme Bedingungen."

Carmen Wiederin (Interview 2012) verbindet „Bauen in Entwicklungsländern" mit „*[...] Neugierde, Offenheit und der Möglichkeit in einen anderen Kulturkreis einzutreten und sich beeinflussen zu lassen."*

Von dieser Neugierde, etwas anderes auszuprobieren und der Herausforderung einer Selbsterfahrung in einem fremden Kontext sind auch die Assoziationen von Franz Grün (Interview 2009) geprägt. „*Ich bin nach Afrika gegangen, habe gesehen, wie die Leute dort leben, habe selbst so gelebt und versucht, mir Gedanken darüber zu machen, wie ich mich einbringen könnte*." Dabei sei er zur Erkenntnis gekommen, dass man „*[...] die Technologien, die vor Ort praktiziert werden, anschauen und versuchen muss, diese in kleinen Schritten zu verbessern. Denn mit unserer Bauweise hat 'Bauen in Entwicklungsländern' nicht viel zu tun*."

Gernot Kupfer (Interview 2011), der im südafrikanischen Raum gemeinsam mit Studierenden Projekte umsetzt, assoziiert mit „Bauen in Entwicklungsländern" Begriffe wie: *[...] Sicherheit, Tradition, Hilfe, Einfachheit und Eingeschränktheit, aber auch Freude und Begeisterung der Studierenden*."

Einen eher skeptischen Ansatz zu „Bauen in Entwicklungsländern" vertritt Peter Nigst (Interview 2011), den er in seinen Assoziationen zum Ausdruck bringt. Für ihn ist „Bauen in Entwicklungsländern" ein belasteter Begriff unter dem auch viel Negatives passiert und er meint damit das Übertragen von nicht geeigneten (westlichen) Systemen zum Nutzen und im Interesse von „Nicht-Entwicklungsländern". Chancen, das zu ändern, sieht Nigst vor allem auf der Ebene des Ausbildungsbereiches. „*Der Ausbildungsbereich ist etwas sehr Wichtiges, weil man dort ein grundsätzliches Denken anregen kann, anders als bislang mit der Thematik umzugehen*." Als wichtige Eckpunkte verantwortungsvollen Bauens nennt Nigst die Verwendung lokaler Ressourcen, basierend auf eigener Leistung, Arbeit und Wertschöpfung vor Ort sowie den respektvollen Umgang auf gleicher Augenhöhe mit dem Ziel, „*[...] dass die Menschen aus ihrem Selbstverständnis heraus mit gewisser Unterstützung, Hilfestellung und Information selber etwas schaffen können*."

Bärbel Müller (Interview 2010) relativiert in ihrer Stellungnahme zu Assoziationen zum Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ den Begriff als solchen, indem sie ihre Kritik am Terminus „Entwicklungsländer“ festmacht. Sie findet „Bauen in der nicht-westlichen Welt“ als den besseren Begriff, da er nicht den „*[...] unguten Beigeschmack von Helfertum*“ in sich berge. Der Begriff „Entwicklungsländer“ ist für sie negativ besetzt und Skepsis sei ihrer Meinung nach angesichts der zahlreichen gescheiterten Entwicklungsprojekte der letzten Jahrzehnte angebracht.

Für Martin Summer (Interview 2012) ist „Bauen in Entwicklungsländern“ der Versuch, in ein „*[...] nach UNO-Kriterien definiertes 'Entwicklungsland' Wissen zu transportieren, das wir meinen zu haben und von dem wir der Meinung sind, dass andere das nicht haben, weil sie nicht die Chance hatten, irgend welche Erfahrungen zu machen. Und insofern ist ein 'Entwicklungsland' eines, wo wir das Gefühl haben, hier etwas 'entwickeln' zu können.*“ Summer meint im konkreten Fall das Entwickeln einer adäquate Bauweise für ein nomadisches Volk in der Mongolei, das bisher mit sesshaften Wohnformen nicht konfrontiert war. Seine Intention bestehe darin, so sagt er, unterstützend vorzugehen und die eigenen Erfahrungen einzubringen.

Marta Schreieck (Interview 2012) assoziiert mit „Bauen in Entwicklungsländern“, das sie, um den Bezug zu Sozialprojekten zu vermeiden, „Bauen in anderen Kulturen“ nennt, den Anspruch, *[...] die Möglichkeiten und Ressourcen einer Kultur zu begreifen, auszuschöpfen und auf den Bedarf hin zu sehen. Unterschiedliche Hintergründe, unterschiedliche Gesellschafts- und Familienstrukturen und ein unterschiedliches Miteinander müssen beachtet werden und auf Grund dieser Gegebenheiten gilt es dann, Konzepte zu entwickeln*.“

Die Assoziation von Carl Pruscha (Interview 2010) zu „Bauen in Entwicklungsländern“ greift die beiden Termini „Bauen“ und „Architektur“ auf. Für ihn ist „Bauen“ im gegebenen Fall der richtige Begriff, zumal Pruscha eine klare Unterscheidung zwischen „Bauen“ und „Architektur“ trifft. „Bauen“ hat seiner Meinung nach etwas mit Tradition zu tun, mit dem Tun der Menschen, gleichsam mit der Basis, „Architektur“ hingegen, so meint er, wird oft mit Macht assoziiert.

Clemens Quirin (Interview 2010) geht auf Distanz zum Begriff „Bauen“ und hält fest, dass man an der Kunstuniversität Linz (seinem Tätigkeitsbereich) in diesem Kontext von „Architektur in Entwicklungsländern“ spreche. Man stelle an dieser Architekturschule eher den baukünstlerischen Aspekt und das gemeinsame Entwickeln von Architektur in den Mittelpunkt und nicht die so genannten „Baugeschenke“, die lediglich eine bestimmte Funktion erfüllen sollen. Quirins Assoziation fokussiert vor allem das gegenseitige Lernen, ein Lernen auch von den Architekturen vor Ort.

Gertrud Tauber (Interview 2010) hält es für notwendig, vor einer Reflexion über das Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ „*[...] genau zu definieren, welche Länder man in Betracht zieht und in welchem Kontext Bauen stattfindet. Welche Projekte sind das, wie sind sie aufgestellt, wer finanziert sie und für wen wird gebaut?*“ Für sie sei diese Klärung notwendig, da das Spektrum von „Bauen in Entwicklungsländern“ sehr weitreichend sei und einer Präzisierung im Vorfeld bedürfe.

Eher negative Assoziationen, wie „*Projekt-Tourismus*“ oder „*Work-Camps*“ kommen der Studentin BEA (Interview 2010) zum Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ in den Sinn. Sie kenne aber auch sehr gute Projekte, so sagt sie, wo eine Zusammenarbeit zwischen NGOs, lokalen Organisationen, den Menschen vor Ort und jenen, die Wissen von außen mitbringen, gut funktionieren würde.

Katharina Zerlauth und Anna Lindner (Interview 2011) denken bei „Bauen in Entwicklungsländern“ *[...] grundsätzlich gleich an Katastrophenhilfe, an das Mitmachen an Projekten nach Katastrophen*.“

CARA (Interview 2010) assoziiert in diesem Zusammenhang eine Lehrveranstaltung an der Technischen Universität Wien mit dem Titel „Informelles Wohnen“, aber auch Tsunami-Hilfsprojekte, bei denen sie „*[...] vieles ganz anders gemacht hätte.*“

Eine sehr differenzierte und pragmatische Sicht auf „Bauen in Entwicklungsländern“ geben die Assoziationen von LEO (Interview 2010) wieder. Seiner Meinung nach sei grundsätzlich zwischen funktionalen Zweckbauten, die er „*Wirtschaftsbauten*“ nennt und dem eigentlichen

Wohnbau zu unterscheiden. Bei beiden, in erster Linie aber beim Wohnbau, gehe es um Armutsbekämpfung und die Basis dafür sei eine funktionierende Wirtschaft. Aus „*akteursanalytischer Sicht*“, wie er es nennt, sei eine Unterscheidung in vier Gruppen vorzunehmen: Betriebe und Unternehmungen, öffentliche Rechtsträger, private Haushalte und, *[…] was in Ländern des Südens besonders wichtig ist, private Institutionen ohne Erwerbscharakter, also die NGOs.*“

Andreas Hofer (Interview 2010), der persönlich den Begriff „Bauen in Entwicklungsländern“ nicht verwendet, assoziiert mit dem Thema seine Lehrveranstaltung an der Technischen Universität Wien, die er „*Ungeplante Stadtentwicklung*“ nennt. Bei dieser Lehrveranstaltung, so Hofer, gehe es um Phänomene außerhalb der herkömmlichen Planung. Die erarbeiteten Lösungsansätze würden im Rahmen der Lehrveranstaltung von den Studierenden an Hand von Projekten dokumentiert, wobei man nicht von einer Nord-Süd-Sicht ausgehe, sondern vielmehr von der Vorstellung, wie lokale ArchitektInnen mit solchen Phänomenen umgehen. „*Das ist mein persönlicher Zugang und das ist das, was ich versuche, an Lehrinhalten zu vermitteln.“*

Von einer, seit einigen Jahren spürbaren Aufbruchstimmung in Richtung „Bauen in Entwicklungsländern“ spricht Erich Lehner (Interview 2010) in seiner Stellungnahme. Es werde derzeit viel getan auf verschiedenen Ebenen. Lehner selbst arbeitet vor allem auf der theoretischen Ebene, auf der Ebene der Grundlagenforschung. „*Ohne Grundlagenforschung geht überhaupt nichts.*“ Es sei wichtig, so betont er, die Entwicklung vor Ort durch Grundlagenforschung herauszufinden, um den Wünschen und Bedürfnissen der Menschen im Hier und Jetzt zu begegnen.

Ich habe in diesem Kapitel alle meine Interview-PartnerInnen mehr oder weniger ausführlich zu Wort kommen lassen weil ich denke, dass aus diesen ersten Assoziationen zu „Bauen in Entwicklungsländern“ eine persönliche Positionierung zum Thema herausgelesen werden kann. Diese grundsätzliche Einstellung meiner Interview-PartnerInnen zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze empirische Arbeit und findet in einem bunten Spektrum von Aussagen und Meinungen zu den unterschiedlichsten Themen rund um „Bauen in Entwicklungsländern“ ihre Entsprechung.

Begriffsverständnis

Es ist augenscheinlich und ich bin mir dessen bewusst, dass „Bauen in Entwicklungsländern", der zentrale Begriff meiner Arbeit, ein durchaus umstrittener und kritisierbarer Begriff ist. Beide Hauptkomponenten, sowohl „Bauen" wie auch „Entwicklungsländer" müssen vor einer Vertiefung in die Thematik auf ihre Validität und Aussagekraft in diesem Kontext hinterfragt und auf etwaige Alternativen überprüft werden. Ich habe die Frage nach dem Begriffsverständnis von „Bauen in Entwicklungsländern" meinen Interview-PartnerInnen gestellt und die Antworten waren so unterschiedlich und breit gefächert, wie das Thema selbst. Viel Kritik und Unbehagen wurde vor allem am Terminus „Entwicklungsländer" festgemacht, gleichsam als Spiegelbild zahlreicher kontroversieller Debatten rund um den aktuellen Entwicklungskontext (siehe Kapitel 1.2 „Entwicklung"). Auch an Stelle des Begriffes „Bauen" hätten manche meiner Gesprächs-PartnerInnen lieber den Begriff „Architektur" gesehen. Dies lässt den Schluss zu, dass die Grenzen zwischen „Bauen" und „Architektur" als fließend zu betrachten sind, zumal es auch innerhalb der Disziplin der Architektur offenbar nicht die eine, allgemein gültige Definition gibt.

Eine mögliche Alternative zu „Bauen in Entwicklungsländern", die mehrfach angesprochen wurde, war „*Bauen in anderen Kulturen*". Marta Schreieck (Interview 2012): „*'Bauen' und 'Architektur', da kann man unterscheiden, muss aber nicht, denn wenn man baut, wird man auch versuchen, 'Architektur' zu machen. Mit 'Entwicklungsländern' habe ich jedoch ein Problem. Für mich geht es einfach um Kulturen, um andere Kulturen und andere gesellschaftliche Realitäten.*"

Auch Carmen Wiederin (Interview 2012) findet die Verwendung des, wie sie sagt, negativ besetzten Begriffes „Entwicklungsländer" bedenklich und „*Bauen in anderen Kulturen*" als ungleich passender.

Katharina Zerlauth und Anna Lindner (Interview 2011), die zunächst den Gesamtbegriff „Bauen in Entwicklungsländern" heftig in Frage stellen und dessen Präzisierung in Richtung Definition eines „Entwicklungslandes" und Art und Weise der Hilfestellung einfordern „*[...] geht es um temporäre oder langfristige Hilfe, […] versuche ich, schnell zu helfen oder*

längerfristig nachwirkende Ideen zu transportieren?", kommen zu dem Schluss, dass mit „*Bauen in anderen Kulturen*" oder „*Bauen in einem anderen Kontinent*" besser vermittelt werden könne, was in diesem Kontext vor sich gehe.

„*Architektur und Stadt in der nicht-westlichen Welt*" ist ein Begriff, mit dem Bärbel Müller (Interview 2010) versucht, die Thematik in den Griff zu bekommen. Sie möchte das Wort „Bauen", das ihrer Meinung nach zu kurz greift und sich auf das reine Realisieren beschränkt, um „*[...] Architektur und Auseinandersetzung mit der Stadt*" erweitern, denn dies „*[...] impliziert schon eher eine Auseinandersetzung mit allem, was dazugehört, eben auch soziokulturelle, politische und wirtschaftliche Komponenten. Hingegen ist 'Bauen' eigentlich schon das Endprodukt*."

Eine interessante Position bezieht Ursula Nikodem (Interview 2011). Für sie muss „Bauen in Entwicklungsländern" differenziert betrachtet und unterschieden werden in: „*Bauen in armen Regionen", wo es einer gewissen Struktur bedarf.*" Das nennt sie „*[...] das eigentliche „Bauen im Entwicklungsland*". Als eine weitere Kategorie führt sie „*Bauen in Katastrophengebieten"* an*, „[...] das eine ganz andere Relevanz hat und wo extrem viel falsch läuft.*" Die dritte Kategorie ist für Nikodem das „*[...] 'Nachhaltige Bauen' im Sinne einer Vorbildwirkung, indem man mit regionalen Materialien und Stilrichtungen mit der lokalen Bevölkerung auch kleine Einheiten baut, die nachgeahmt werden können. Dass man dadurch Handwerker schult und das Entstehen neuer Erwerbszweige in diesen Regionen ermöglicht. Dies wäre dann eine Art 'Hilfe zur Selbsthilfe'*".

Ein Terminus, der in diesem Zusammenhang immer wieder auftaucht, ist der des „Südens". Man versucht mit diesem Begriff die vermeintlich diskriminierende Bezeichnung „Entwicklungsländer" zu umgehen und durch eine geographische Zuordnung zu ersetzen. Diese „*Länder des Südens*", so meint man, wären weniger negativ besetzt als die so genannten „Entwicklungsländer". Ich denke, dass diese (Um)benennung kein Weg ist, um aus dem Dilemma rund um den Begriff „Entwicklungsländer" herauszukommen. Sie ist einerseits unpräzise aber auch eurozentrisch, denn sie impliziert die Sicht des „industrialisierten und entwickelten" Nordens auf einen „nicht oder nur wenig entwickelten" Süden. Das Unbehagen und Ringen um eine bessere Begrifflichkeit bleibt bestehen.

Aus diesen und ähnlichen Gründen hält Andreas Hofer (Interview 2010) den Begriff „Entwicklungsländer", den er zwar veraltet findet, dennoch für praktikabel, denn mit „Bauen in Entwicklungsländern" könnten seine Studierenden sehr wohl etwas anfangen und *„[...] mir geht es vor allem um Inhalte.*" Begriffsdiskussionen wären zwar wichtig, so meint er, aber ihn persönlich würde der Begriff „Bauen in Entwicklungsländern" nicht stören. „*Bauen im Süden*" hält er für zu unpräzise, denn *„[...] auch Italien ist aus mitteleuropäischer Sicht im Süden. Darum ist dieser Begriff in unserem Metier einfach sehr wenig aussagekräftig."*

Gertrud Tauber (Interview 2010) verwendet zwar den Begriff des „Südens": *„Wenn ich über dieses Thema spreche, spreche ich meistens über die 'Länder des Südens'*", schränkt aber ein, dass diese Bezeichnung nicht präzise sei, *„[...] weil es im Osten genauso Länder gibt, die unter die definierten Entwicklungsstandards fallen*."

Für Peter Nigst (Interview 2011) ist der Begriff „Entwicklungsländer" ein Wort, das man in diesem Zusammenhang *„[...] überhaupt weglassen sollte*." Er regt eine Präzisierung der Begrifflichkeit in Richtung *„Bauen in einem bestimmten Kontext beziehungsweise an dem Ort, um den es sich handelt"*, an, also „Bauen im Kontext von ..." anstatt „Bauen in Entwicklungsländern". Mit dem Begriff „Bauen" ist Nigst einverstanden, weil *„[...] 'Bauen' das viel Normalere und Ursprünglichere ist, wobei der Begriff 'Architektur', so wie er heute verwendet wird oder teilweise steht oder womit er in Verbindung gebracht wird, mitunter sogar verdächtig erscheint.*"

Carl Pruscha (Interview 2010) schlägt als mögliche Alternative zu „Bauen in Entwicklungsländern" den Begriff *„Bauen und Architektur in nicht-westlichen Zivilisationen"* vor und Erich Lehner (Interview 2010) meint, man könnte den Begriff „Entwicklungsländer" eventuell durch den Begriff *„Traditionsländer"* ersetzen.

Alle weiteren Interview-PartnerInnen sind mit der Bezeichnung „Bauen in Entwicklungsländern" mehr oder weniger einverstanden, auch aus dem Grund, weil sie keine bessere und treffendere Alternative dafür anbieten können.

Für Karin Stieldorf (Interview 2011) ist „Bauen in Entwicklungsländern" ein geläufiger

Begriff, mit dem man arbeiten könne, allerdings immer unter der Prämisse der jeweiligen Rahmenbedingungen.

LEO (Interview 2010) stellt „Bauen“ außer Streit und mit „Entwicklungsländern“ hat er kein Problem trotz Wissens um die Ambivalenz des Begriffes.

Anna Heringer (Interview 2010) kritisiert zwar den Begriff „Entwicklungsländer“ und erwähnt, dass man an der Kunstuniversität Linz „Bauen“ durch „Architektur“ ersetze, um das Gestalterische hervorzuheben, „*[...] ich weiß aber auch keine gute Alternative zu 'Bauen in Entwicklungsländern', denn sonst würde ich diese schon längst verwenden.*“

Für Martin Summer (Interview 2012) ist der Begriff „Entwicklungsländer“ differenziert zu betrachten, denn „*[...] in vielem sind uns die so genannten 'Entwicklungsländer' eigentlich voraus.“* „Bauen“ bezeichnet er als den in diesem Kontext adäquaten Begriff, der nicht durch „Architektur“ ersetzt werden sollte. „*Bauen kann Architektur sein, Architektur muss aber nicht unbedingt Bauen sein. Was wir hier tun ist in erster Linie Bauen. Wir bemühen uns zwar, Architektur zu machen, aber nicht vordergründig Architektur, wo es darum geht, wie etwas ausschaut, es geht vielmehr darum, was Sinn macht.*“

Ich möchte in meiner Arbeit trotz aller Bedenken und Einschränkungen, die von meinen Gesprächs-PartnerInnen artikuliert und begründet wurden, dennoch am Begriff „Bauen in Entwicklungsländern“ festhalten. Ich verwende den Begriff weiterhin trotz seiner Ambivalenz und Kritisierbarkeit, stellt er doch den größten gemeinsamen Nenner dar, an Hand dessen die österreichische Architekturszene auf ihre Meinungsvielfalt und unterschiedlichen Sichtweisen zu wichtigen thematisch relevanten Kategorien untersucht werden kann.

Spektrum von „Bauen in Entwicklungsländern“

„Bauen in Entwicklungsländern“ ist ein sehr weites Feld, das viele Auslegungen zulässt. Das Forschungsfeld und der Forschungsgegenstand müssen daher präzisiert werden. Es muss definiert werden, wovon man spricht, worum es genau geht und welche Aktivitäten als „Bauen in Entwicklungsländern“ verstanden werden. Ich habe meine Interview-PartnerInnen

gefragt, wie weit oder eng sie das Spektrum von „Bauen in Entwicklungsländern“ stecken würden und welche Aktivitäten ihrer Meinung nach unter dem Begriff subsumiert werden sollten. Es war mir wichtig, im Vorfeld prinzipiell abzuklären, wie „Bauen in Entwicklungsländern“ von meinen Gesprächs-PartnerInnen gesehen wird. Die Bandbreite, die sich anbot, um „Bauen in Entwicklungsländern“ zu definieren, reichte von der Realisierung so genannter „Hilfsprojekte“ in ärmeren Regionen bis hin zu einer ganz pragmatischen Sichtweise, die alle architektonischen Aktivitäten in Ländern, die im engeren oder weiteren Sinn zu den „Entwicklungsländern“ gerechnet werden, umfasst. Auch die Frage nach den „Architekturexporten“ war zu stellen, den Prestigebauten westlicher Star-ArchitektInnen, die eingekauft werden oder nach den Funktionsbauten, die mit westlichem Know-how von ausländischen Architekturfirmen und Investoren errichtet werden. Fällt das alles unter „Bauen in Entwicklungsländern“? Oder wovon spricht man, wenn wohlhabende AusländerInnen Privat-Domizile in attraktiven Regionen der so genannten „Entwicklungsländer“ errichten lassen? Bezeichnet man das auch als „Bauen in Entwicklungsländern“? Die Frage nach den Parametern drängt sich auf. Welche Messlatte soll angelegt werden, um „Bauen in Entwicklungsländern“ zu definieren und einzugrenzen? Soll man sich an den Zielgruppen, den NutzerInnen oder aber an den AkteurInnen orientieren? All das habe ich meine Interview-PartnerInnen gefragt und die Antworten waren keinesfalls einheitlich. Die ProtagonistInnen der österreichische Architekturszene vermittelten vielmehr ein Bild großer Vielfalt, was ihre Meinungen und Sichtweisen über das Spektrum von „Bauen in Entwicklungsländern“ betrifft.

Für Andreas Hofer (Interview 2010) ist „Bauen in Entwicklungsländern“ eurozentrisch konnotiert und aus dieser westlich geprägten Sichtweise gehe es seiner Meinung nach vor allem darum, „*[...] vielfach sehr einfache und oft informelle Strukturen zu verbessern, einfachen, leistbaren Wohnraum zu schaffen, aber auch über das Wohnen hinaus soziale Funktionen, wie Schulen, Kindergärten oder Gesundheitseinrichtungen zu verbessern beziehungsweise, wenn diese nicht vorhanden sind, was sehr oft der Fall ist, zu errichten*.“ Auf Aktivitäten, die andere, zumeist wirtschaftliche oder persönlich geprägte Ziele verfolgen, treffe seiner Meinung nach der Begriff „Bauen in Entwicklungsländern“ nicht zu. Die Motivation, Lebensqualität in benachteiligten Regionen zu verbessern, ist für Andreas Hofer das bestimmende Kriterium, das „Bauen in Entwicklungsländern“ auszeichnet, sein Aktionsfeld beschreibt und dieses auch eingrenzt.

Einen ähnlichen Standpunkt vertritt auch Martin Summer (Interview 2012). Aus seiner, wie er sagt, subjektiven Sicht, impliziere „Bauen in Entwicklungsländern" immer „*[...] irgendwie dieses* [soziale, Anm. der Autorin] *Gefälle.*"

Gertrud Tauber (Interview 2010) hält es für angebracht, das sehr weite Feld „Bauen in Entwicklungsländern" zu spezifizieren und letztlich auch einzugrenzen. Ihrer Meinung nach sei zu trennen zwischen „*[...] öffentlichen Bauten wie zum Beispiel ein Stadion, eine Auftragsarbeit von öffentlicher Hand, und das Bauen von Hilfsorganisationen, der UNO oder der Weltbank, die für eine bestimmte Bevölkerungsschicht in einem Land etwas machen. Dies bedingt ein jeweils anderes Set-up und andere Dynamiken und daher ist es notwendig, das Feld etwas zu straffen, damit es nicht zu weit wird.*" Als einen weiteren wichtigen Grund für die Eingrenzung des weiten Spektrums von „Bauen in Entwicklungsländern" nennt Tauber den theoretischen Überbau, der durch eine Eingrenzung besser zu fassen sei. Sie selbst jedenfalls assoziiere mit „Bauen in Entwicklungsländern" „*[...] Projekte, wo westliche Financiers, wie Hilfsorganisationen, dahinter stehen und wo es darum geht, in eine bestimmte Bevölkerungsschicht in einem jeweiligen Land zu investieren um Verbesserung zu bewirken.*"

Auch Clemens Quirin (Interview 2010) plädiert für eine Eingrenzung des Begriffes „Bauen in Entwicklungsländern". Für ihn ist der soziale Aspekt ausschlaggebend, „*[...] dass dort unterstützt wird und dass dort auch Know-how-Transfer stattfindet.*" Die so genannten „Architekturexporte" zählt Quirin nicht zu „Bauen in Entwicklungsländern".

Erich Lehner (Interview 2010) sieht das Spektrum von „Bauen in Entwicklungsländern" ambivalent, denn „*[...] so, wie es normalerweise verstanden wird, gehört alles dazu, andererseits sollte es überhaupt nicht sein*." Lehner meint damit, dass AusländerInnen in diesen Ländern nicht selbst bauen, sondern lediglich eine beratende Funktion ausüben sollten. Das Bauen sei Sache der lokalen Bevölkerung und nicht der ausländischen ArchitektInnen.

BEAs erster Blick auf „Bauen in Entwicklungsländern" (Interview 2010) ist ein eingrenzender, denn sie assoziiert damit spontan „*[...] diese kleineren Projekte vor allem von NGOs oder die Studienprojekte.*" Bei näherer Betrachtung und weiteren Überlegungen

erweitert sie jedoch den Begriff um die Großarchitektur bekannter ArchitektInnen in den „Entwicklungsländern", die sie zwar als „*eingekaufte Architektur*" tituliert, aber dennoch zu „Bauen in Entwicklungsländern" zählt.

Für Karin Stieldorf (Interview 2011) umfasst „Bauen in Entwicklungsländern" ein durchaus weites Spektrum an Bauaktivitäten, wobei sie immer wieder an die Verantwortung der ArchitektInnen appelliert, zu schauen, „*[...] ob das, was gebaut werden soll, dort passt und ob es den Anforderungen entspricht, die durch die Lebensweise und das Klima gestellt werden.*" Großbauten wie Staudämme oder Stadien, die in „Entwicklungsländern" entstehen, nimmt Stieldorf von dem Begriff „Bauen in Entwicklungsländern" aus, es sei denn, man greife auf lokale ArchitektInnen und lokale Bauweisen zurück.

Auch Marta Schreieck (Interview 2012) plädiert für eine generelle Öffnung des ganzen Spektrums, „*[...] aber immer unter der Prämisse der Auseinandersetzung mit der jeweiligen Kultur.*" Ihr besonderes Interesse gilt jenen Ländern, die ihre eigene Tradition auf Grund wirtschaftlicher Verhältnisse verloren haben, wo Fortschritt westliche Standards bedeutet und wo man die eigene Kultur nicht mehr schätzt und auch nicht mehr kennt.

Peter Nigst (Interview 2011) und Gernot Kupfer (Interview 2011) vertreten ein breit gefächertes Spektrum von „Bauen in Entwicklungsländern". Nigst leitet diese weite Sicht vom Selbstverständnis des Begriffes ab, für Kupfer akzentuiert der Begriff selbst die große Diversität von „Bauen in Entwicklungsländern".

Für Bärbel Müller (Interview 2010) impliziert „Bauen in Entwicklungsländern" „*[...] alle physischen Manifestationen unterschiedlicher Maßstäbe zunehmend auch im urbanen Kontext und nicht mehr nur im ländlichen Raum*."

Für Anna Heringer (Interview 2010) bietet ein weit gefasster Begriff von „Bauen in Entwicklungsländern" die Chance, im Sinne einer Vorbildwirkung positive Leitbilder für die Menschen vor Ort zu erzeugen. „*Man könnte viele Menschen mit einbeziehen, man könnte Arbeitsplätze schaffen, man könnte Techniken vermitteln und Image-gebend für lokale Baumaterialien wirken. Man könnte dadurch einen spannenden Prozess auslösen.*"

Ursula Nikodem (Interview 2011) bevorzugt ein weites Spektrum von „Bauen in Entwicklungsländern“. Sie verwendet „Bauen in Entwicklungsländern“ als Oberbegriff und spezifiziert diesen weiter nach Zielgruppen in „*[...] reiche Oberschicht, öffentlicher Bau, Infrastruktur-Einrichtungen und privater Bereich =Wohnbereich.*“

Diese eher breit gefassten Sichtweisen von „Bauen in Entwicklungsländern“, die in den obigen Ausführungen auf unterschiedliche Weise zum Ausdruck kommen, vertreten im Großen und Ganzen auch die übrigen, nicht eigens zu Wort gekommenen Interview-PartnerInnen. Für mich persönlich ist „Bauen in Entwicklungsländern“ ebenfalls ein sehr breit gefächerter Begriff, der sämtliche architektonische Aktivitäten in den so genannten „Entwicklungsländern“ in sich vereint. Die ArchitektInnen, die in solchen Regionen aktiv werden wollen, sind somit mit einem weiten, inhomogenen und großteils unbekannten Aktionsfeld konfrontiert, in dem zu agieren, nicht einfach ist. „Bauen in Entwicklungsländern“ bedeutet immer ein Reagieren auf eine fremde Kultur, auf ungewohnte und unbekannte soziale Gegebenheiten und auf Menschen, deren Lebenswelt nicht die eigene ist. „Bauen in Entwicklungsländern“ ist ein Komplex, der Grenzen überschreitet und Lösungen erfordert, die eine Disziplin allein nicht bereitstellen kann. Dies gilt für alle Bereiche von „Bauen in Entwicklungsländern“ aber insbesondere für jenen Bereich, den Ursula Nikodem als „*das eigentliche Bauen in Entwicklungsländern*“ bezeichnet, nämlich dort, wo der soziale Impact gegeben ist. Der Fokus meiner Arbeit richtet sich in besonderer Weise auf eben diesen sozial konnotierten Bereich von „Bauen in Entwicklungsländern“. Ich denke, dies ist ein sehr sensibler Bereich, mit dem sorgfältig umgegangen werden muss, denn hier Fehler zu begehen, hat direkte Auswirkungen auf Menschen und ihre Hoffnungen auf ein besseres Leben. Es ist dies auch ein Bereich, in dem die Anthropologie zu Hause ist, wo anthropologisches Know-how viel bewirken kann. Dieses Bewusstsein bei den ArchitektInnen zu schärfen ist eines der Ziele, die ich mit meiner Arbeit verfolge.

Know-how-Transfer oder Kooperation

Um das Bild meiner Interview-PartnerInnen und ihrer Positionen zu „Bauen in Entwicklungsländern“ abzurunden, habe ich die Frage gestellt, wie sie persönlich „Bauen in Entwicklungsländern“ begreifen und wie ihrer Meinung nach generell im Kontext von „Bauen

in Entwicklungsländern“ vorgegangen wird. Ich wollte wissen, in welcher Qualität ihrer Meinung nach Know-how-Transfer Platz greift und ob und in welchem Ausmaß Kooperation mit den Menschen vor Ort praktiziert wird. Es war mir wichtig, die ganz persönliche Einstellung meiner Gesprächs-PartnerInnen zu erfragen, wie sie bei ihren eigenen Projekten vorgehen, ob Know-how-Transfer als Einbahnstraße oder als gegenseitiger Prozess verstanden wird und wie und ob ihrer Meinung nach Kooperation im Sinne einer Zusammenarbeit mit der lokalen Bevölkerung unter Wahrung gegenseitiger Kompetenzen stattfindet.

Anna Heringer (Interview 2010), die diese Problematik aus eigener Erfahrung in Bangladesch[29] aber auch von anderen Orten der Welt kennt, hält kritisch fest, dass richtige „Entwicklungs-Kooperationen“ noch immer viel zu selten bis gar nicht Platz greifen würden. Man vertrete vielerorts die Ansicht, so meint sie, dass die Anderen von uns lernen könnten und sollten und nicht umgekehrt. Dabei wäre es möglich, durch eine Kombination von westlichem High-tech und lokalen Techniken ein hohes Ausmaß an Nachhaltigkeit zu erreichen. „*Ich denke, dass man daraus viel lernen kann, nämlich dass man nicht jede Lösung in der Technik sucht, sondern den Weg zur Basis geht und schaut, wie man mit den einfachsten Mitteln bauen kann, man alles reduziert und versucht, mit dem Mangel umzugehen.*“

„*Meistens ist es so, dass 'Bauen in Entwicklungsländern' als einseitiger Prozess des Know-how-Transfers begriffen wird*“, sagt Clemens Quirin im Interview (2010), hält aber fest, dass es sehr wohl auch echte Kooperations-Projekte gäbe, wo tatsächlich gemeinsam etwas entwickelt werde und es in der Folge auch zu einem Rück-Know-how-Prozess komme. Den einseitigen Know-how-Transfer bezeichnet Quirin als „*Bauspende*“, schließt aber nicht aus, dass auch solche Projekte als Kooperations-Projekte im Sinne einer Zusammenarbeit mit der lokalen Bevölkerung ablaufen können.

Ursula Nikodem (Interview 2011), mit persönlichen Erfahrungen in Südafrika und Bangladesch, hebt das „*[...] gute Know-how der Leute vor Ort*“ hervor und fordert ein Abwägen möglicher Techniken, die zum Einsatz gebracht werden. „*[...] man muss überlegen,*

29 Internet Ressourcen: METI school handmade in Bangladesch [15.02.2010] und Architecture: DESI [08.03.2010]

welche Techniken sinnvoll sind, welche Techniken können wir den Menschen beibringen und welche Techniken können wir von ihnen übernehmen. Ich denke, das muss man genau ausloten und das bedarf intensiver Arbeit.“ Arme Leute würden oft alte Techniken verweigern, da sie wie die Reichen, die Oberschicht, bauen möchten und hier sei sehr viel Arbeit zu leisten, um die Menschen vom Mehrwert traditioneller Techniken zu überzeugen.

Als „*[...] letztendlich, langfristig gesehen, doch ein wenig eine 'one-way-Geschichte'*“ bezeichnet Bärbel Müller (Interview 2010) die Projektpraxis in den „Entwicklungsländern“. Die Europäer kämen, machten etwas und kämen dann im besten Fall noch einmal, oder auch nicht. Ein richtiger Austausch fände nicht statt, „*[...] aber das 'Überstülpen' der 70er oder 80er Jahre wird nicht mehr praktiziert, oder man bemüht sich zumindest, das nicht mehr so zu tun. Was letztendlich herauskommt, ist eine andere Sache.*“

Katharina Zerlauth (Interview 2011) meint, der Idealfall wäre, ohne Überheblichkeit und Besserwisserei in ein Land zu gehen und nicht von vornherein anzunehmen, dass unser Know-how für diese Region passend und richtig sei. Kulturaustausch und ein gegenseitiger Wissenstransfer sollten bei der Umsetzung von Projekten Platz greifen, ein Lernen vor Ort, „*[...] was die Bautraditionen, die Materialien und die Techniken betrifft. Wir müssen vor Ort lernen, was über Jahrhunderte funktioniert hat und dazu unser Wissen einbringen. Die Umsetzung wäre dann ein gegenseitiger Austausch und wenn dieser gut funktioniert, ein wichtiger Bestandteil der Akzeptanz*.“ Die Aneignung lokaler Bautraditionen und der respektvolle Umgang mit den Gegebenheiten sind für Katharina Zerlauth und Anna Lindner (Interview 2011) wichtige Voraussetzungen für „Bauen in Entwicklungsländern“ in jeglicher Ausprägung, vom Hilfsprojekt bis zur Shopping-Mall.

Dem einseitigen Know-how-Transfer beim „Bauen in Entwicklungsländern“ erteilt Gernot Kupfer (Interview 2011) eine Absage. Er hält das Lernen voneinander für einen sehr wichtigen Prozess und plädiert aus diesem Grund auch für eine gewisse Kontinuität auf den Baustellen. „*[...] man sollte nicht in die gängige Praxis vieler Trägerorganisationen verfallen, jedes Jahr wo anders zu bauen“.* Für Kupfer sind Kommunikation auf gleicher Augenhöhe und Kooperation mit den Menschen vor Ort wichtige Anliegen und Garanten für erfolgreiche Projekte.

Peter Nigst (Interview 2011) sieht die Frage nach der Qualität von Know-how-Transfer und Kooperation mit lokalen MitarbeiterInnen als eine sehr breite, die seiner Meinung nach nicht allgemein zu beantworten sei. Jedes Projekt, so Nigst, habe seine eigene Geschichte und Vorgeschichte und auch die Ziele seien sehr unterschiedlich. Seinen Input zu diesem Thema beschränkt er auf die Anregung, Lernprozesse sehr viel früher anzusetzen und sich im Vorfeld von Projekten zu überlegen, welche Maßnahmen integriert werden sollen und welche Auswirkungen diese nach sich ziehen können. „Bauen in Entwicklungsländern" sei aber immer in gewissem Maße auch ein „*learning by doing-Prozess*".

Martin Summer (Interview 2012) hält fest: „*Know-how nur in eine Richtung, das geht nicht und wird bei meiner Arbeit in diesem Kontext auch nicht praktiziert.*" Es gäbe zwar einen gewissen Überhang an dem, was in die Regionen gebracht wird, aber auch in der anderen Richtung fände ein Beitrag statt, ein Input, der vor allem im Vorzeigen kreativer Problemlösungen bestehe. Diesen „anderen" Zugang, mit Kreativität und Phantasie, „*[...] geben die Menschen aus diesen Regionen uns mit und dieser Input ist mindestens so viel wert wie jene technischen Werkzeuge, die wir ihnen zur Problemlösung schenken. Diese Menschen lehren uns, wie man auch ohne technisches Gerät Probleme löst und unter dem Strich sind wir es, die von ihrem Know-how profitieren.*"

Gertrud Tauber (Interview 2010) hat, ähnlich wie Peter Nigst, keine allgemein gültige Antwort zu Know-how-Transfer und Kooperation mit der lokalen Bevölkerung parat. Sie ist der Meinung, dass in diesem Zusammenhang sehr kontextabhängig und je nach Organisation und handelnden Personen unterschiedlich agiert wird. Im Großen und Ganzen aber gäbe es nach wie vor die Tendenz, dass sich der Westen als legitimiert betrachte, sein Know-how in den Regionen des „Südens" einzubringen. Es gäbe aber auch Organisationen und Gertrud Tauber kennt sie, wo bereits eine differenziertere Vorgehensweise praktiziert werde, zwar noch nicht institutionalisiert, aber dennoch als Teil des Konzeptes, wo MitarbeiterInnen einen wechselseitigen Know-how-Transfer und echte Kooperationen aktiv praktizieren würden, „*[...] die schon viel weiter sind und diese Debatte, die im theoretischen Kontext geführt wird, auch leben*."

Unterschiedliche Vorgehensweisen je Region und Zweck, der mit einem Bauwerk verfolgt

wird, vertreten Marta Schreieck (Interview 2012) und Carmen Wiederin (Interview 2012). Man müsse unterscheiden, so Schreieck, zwischen einem so genannten „Entwicklungsprojekt“, wie zum Beispiel einer Schule in Afrika oder Wohnhäusern mit Mindeststandards und einem Großprojekt. Die Auseinandersetzungen seien sehr unterschiedlich, je nachdem ob man für eine aufstrebende Gesellschaft baue, die westliche Standards präferiert oder ob es um ein echtes „Entwicklungshilfe-Projekt“ gehe. Die Konzepte, die daraus entwickelt werden, sollten aber immer einen gemeinsamen Fokus haben: „*[...] aus der Tradition heraus Neues zu entwickeln.*“ (Interview Schreieck, 2012)

Ein eher negatives Bild von Know-how-Transfer und Kooperation mit der lokalen Bevölkerung zeichnen zwei meiner GesprächspartnerInnen, die anonym bleiben möchten. So kritisiert BEA (Interview 2010) den ihrer Erfahrung nach „*[...] vorwiegend einseitigen Know-how-Transfer*“ und die mangelnde Kooperationsbereitschaft mancher ProjektträgerInnen mit den Menschen vor Ort. Sie erwähnt aber auch Positivbeispiele, die ihr bekannt seien und wo man von einem „*[...] wirklichen gegenseitigen Austausch sprechen kann. Aus solchen Kooperationen sind nachhaltige Projekte entstanden, die auch über die Zeit gut funktionieren*.“ CARA (Interview 2010), die sich mit Wiederaufbau-Projekten in Asien nach Erdbeben und Tsunami beschäftigt hat, übt viel Kritik an der Vorgangsweise der verantwortlichen NGOs: „*Die Häuser wurden zwar in Selbstbauweise von der lokalen Bevölkerung errichtet, jedoch nach einem vorgegebenen Design. Die Leute vor Ort waren nur Ausführende ohne Anspruch auf Kooperation und Mitbestimmung*.“

Andreas Hofer (Interview 2010), der sich auf ihm bekannte Projekte in Lateinamerika bezieht, hält fest, dass jene Projekte, „*[...] die zu wirklichen Verbesserungen geführt haben, von lokalen ArchitektInnen und Bauschaffenden vor Ort selbst gemacht wurden.*“ Er ist der Meinung, dass die Leute selbst am besten wüssten, wie mit Phänomenen und Schwierigkeiten umzugehen sei und dass zumindest in diesen Regionen kein Bedarf an westlichem Know-how bestehe. Lokale Kompetenzen und Know-how würden ausreichen, um Problemstellungen zu bewältigen. Sein Anliegen sei es vielmehr, als Lehrender bei den angehenden ArchitektInnen, die immer mehr im internationalen Kontext tätig sein müssten und wollten, eine Sensibilität für die unterschiedlichen Voraussetzungen und die sozialen Fragmentierungen zu entwickeln.

Karin Stieldorf (Interview 2011) und Erich Lehner (Interview 2010) sehen beide eine Kombination von lokalem und westlichem Know-how als die am meisten zielführende Vorgangsweise. Lokales Know-how, lokale Materialien und Methoden sollten die Basis darstellen und westliches Know-how lediglich dazu dienen, eine Optimierung zu erreichen.

Eher skeptisch, was die Realität und die Zweckmäßigkeit gegenseitigen Know-how-Transfers und die Bedeutung lokaler Kompetenzen betrifft, äußert sich LEO (Interview 2010), ein Interview-Partner, der anonym bleiben möchte. Ein Know-how-Transfer unterschiedlichen Ausmaßes fände zwar immer wieder statt und westliche Investoren seien auch durchaus lernfähig, „*[...] sie sind nicht so dumm und machen das, was bei uns angebracht ist und dort nicht passt, sie lernen ja auch dazu.*“ Grundsätzlich sei eine Anpassung an die Bedingungen vor Ort seiner Meinung nach wesentlich. Die Bedeutung lokaler Kompetenzen wollte LEO nicht gesondert kommentieren, da er diese, wie er sagt, vor allem mit NGO-Projekten assoziiere, denen seiner Meinung nach im Rahmen des Gesamtbildes von „Bauen in Entwicklungsländern“ zu viel Bedeutung beigemessen werde. „*Die wichtigste Wohlfahrtsentwicklung ist in vielen Ländern schlicht und einfach Kapitalinvestition, private Auslands-Kapitalinvestitionen*.“

Ich denke, diese unterschiedlichen Statements zeigen ein gutes Bild dessen, was in der österreichischen Architekturszene, die sich mit „Bauen in Entwicklungsländern“ beschäftigt, von einem wechselseitigen Know-how-Transfer und einer Zusammenarbeit mit der lokalen Bevölkerung gehalten wird. Die Aussagen weisen sehr deutlich in eine Richtung: man ist sich bewusst, wie im Idealfall vorgegangen werden sollte, aber man weiß auch, dass die Realität vielfach eine ganz andere Sprache spricht. Der Idealzustand ist noch lange nicht erreicht.

Die Aussagen meiner Interview-PartnerInnen repräsentieren nur einen kleinen Ausschnitt der österreichischen Architekturszene, ich möchte aber dennoch von einer gewissen Tendenz sprechen, die erkennbar ist. Ich meine, dass bei jenen ArchitektInnen, die sich in diesen Regionen, die wir „Entwicklungsländer“ nennen, engagieren, großteils ein Konsens darüber besteht, dass die Menschen an diesen Orten genauso über Kompetenzen und Know-how verfügen wie wir und dass durch kooperatives Bauen, verbunden mit Respekt und gegenseitiger Wertschätzung, mehr erreicht werden kann als durch unreflektierte

„Bauspenden“.

3.2 „Bauen in Entwicklungsländern“ in der LEHRE

Um einen Überblick darüber zu bekommen, wie „Bauen in Entwicklungsländern“ an den österreichischen Architekturschulen gelehrt wird und ob das Thema überhaupt eine Relevanz im universitären Kontext hat - eine meiner zentralen Forschungsfragen - habe ich Lehrende, aber auch ArchitektInnen aus der Praxis mit einer gewissen Affinität zum Lehrbetrieb und ArchitektInnen, die vor nicht allzu langer Zeit ihr Architekturstudium abgeschlossen haben, nach ihrer Meinung befragt. Mein Blickwinkel auf das Thema ist natürlich anthropologisch geprägt und dem entsprechend gestalteten sich auch die Fragestellungen. Es war mir vor allem wichtig, den Fokus auf den „approach“ zu legen, die Art und Weise, wie sich ArchitektInnen aus LEHRE und PRAXIS Projekten in „Entwicklungsländern“ annähern, um die Plausibilität des aus anthropologischer Sicht notwendigen ganzheitlichen Zugangs verständlich zu machen und daraus den Schluss abzuleiten, dass eine interdisziplinäre Zusammenarbeit für Projekte in „Entwicklungsländern“ einen wesentlichen Mehrwert kreieren kann.

Positionierung im Fach

„Bauen in Entwicklungsländern“, so die übereinstimmenden Aussagen meiner Interview-PartnerInnen, ist an keiner österreichischen Architektur-Fakultät oder Architekturschule als eigenes Fach vertreten. Die Relevanz des Themas ist durchaus unterschiedlich. An den Technischen Universitäten Wien und Graz wird „Bauen in Entwicklungsländern“ eher von interessierten Lehrenden und Studierenden getragen, während man sich an der Kunstuniversität Linz und an der Fachhochschule Kärnten doch sehr eingehend mit dem Thema befasst. In jedem Fall aber ist „Bauen in Entwicklungsländern“ stark personalisiert, nicht Mainstream und auch nicht im offiziellen Lehrplan der Architektur-Fakultäten verankert.

Karin Stieldorf (Interview 2011) bedauert, dass trotz großen Interesses seitens der Studierenden „*[...] junge Leute reisen gern und tun auch gern etwas Gutes und insofern passt*

das beim 'Bauen in Entwicklungsländern' gut zusammen“, an der Technischen Universität Wien kein eigener Bereich für dieses Thema vorgesehen ist und die Nachfrage in Form von Lehraufträgen abgedeckt werden muss.

Auch Erich Lehner (Interview 2010) sieht „Bauen in Entwicklungsländern“ an der Technischen Universität Wien nur „*[...] partiell vertreten. Es gibt aber immer wieder Entwurfsprojekte und Entwurfsprogramme zu diesem Thema. Das machen natürlich nur bestimmte Leute. Das alles spielt sich im Rahmen des Masterstudiums und der Wahlfächer ab.*“ Wie groß das Interesse der Studierenden sei, so Lehner, zeige sich an den zahlreichen Diplom- und Masterarbeiten zu diesem Thema.

Andreas Hofer (Interview 2010) bezeichnet seine Wahl-Lehrveranstaltung „Ungeplante Stadtentwicklung“, die stark nachgefragt sei, und ganz generell die Eigeninitiativen der Lehrenden als die Motoren für Themen, die sich abseits der klassischen Architektur bewegen.

Ähnlich wie an der Technischen Universität Wien spielt auch in Graz das Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ de facto keine Rolle und werde, so Gernot Kupfer (Interview 2011), lediglich in Form eines Wahlfaches behandelt. „*Das Thema 'Bauen in Entwicklungsländern' wurde an der Universität lange mit einem Art 'Bastlertum' und mit 'hemdsärmeligen Typen' verknüpft. Es wurden auch lange Zeit unreflektierte Projekte gemacht, ohne Auseinandersetzung mit dem Ort, eine Vorgehensweise, die sich in der letzten Zeit doch etwas geändert hat*.“

An der Kunstuniversiträt Linz zeigt sich ein ganz anderes Bild. Anna Heringer (Interview 2010) und Clemens Quirin (Interview 2010) sehen „Bauen in Entwicklungsländern“ an der Kunstuniversität Linz stark vertreten. „*Wir haben in Bangladesch gebaut und in Südafrika und eigentlich ist jede Architektur-Generation, also alle Architektur Studierenden seit 2004 immer wieder mit dem Thema 'Bauen in Entwicklungsländern' konfrontiert und insofern spielt es eine Rolle*.“ „Bauen in Entwicklungsländern“ sei allerdings an der Kunstuniversität Linz nur EIN Aspekt von vielen und eine Möglichkeit für interessierte Studierende, sich auf diesem Gebiet weiter zu entwickeln.

Peter Nigst (Interview 2011) bezeichnet die Beschäftigung mit „Bauen in Entwicklungsländern“ an der Architektur-Fakultät der Fachhochschule Kärnten als „*[...] einen Quantensprung für die Studierenden zur Selbstverantwortung, da diese sich freiwillig dazu bekennen und beteiligen.*“ „Bauen in Entwicklungsländern“, so Nigst, habe an der Fachhochschule Kärnten eigentlich einen Paradigmenwechsel ausgelöst. In der eher sehr technisch ausgerichteten Ausbildungsstätte habe man durch den Einstieg in einen Bereich, wo es eher um „low-tech“ gehe, einen Schwenk vorgenommen mit der Zielsetzung, den Studierenden zu vermitteln, „*[...] dass nicht alles mit der Perfektion eines mittel- oder westeuropäischen Landes ablaufen muss. Diese notwendige Einfachheit zu finden ist unendlich schwer, denn ausgereifte Lösungen sind äußerst komplex und es gilt viel mehr als bisher, soziale Komponenten mit einzubeziehen.*“ Eine Herausforderung, der man sich nach Meinung von Peter Nigst in der Ausbildung künftiger ArchitektInnen zu stellen habe.

Auch an der Universität für Angewandte Kunst, wo Bärbel Müller (Interview 2010) als Lehrbeauftragte für Sonderprojekte tätig ist, findet „Bauen in Entwicklungsländern“ im offiziellen Lehrplan keinen Niederschlag. Man sei an dieser Architekturschule sehr auf Innovation und neue Strömungen fokussiert. Andererseits unternehme man aber immer wieder Exkursionen in Regionen, wie zum Beispiel China oder Brasilien, wo man sich mit dem Ort und der fremden Kultur auseinandersetze. Bärbel Müller erwähnt auch ihr eigenes Architekturstudium an der Akademie der Bildenden Künste, wo unter Carl Pruscha das Thema als „Bauen in außereuropäischen Regionen“ sehr wohl gelehrt und gepflegt wurde.
Carl Pruscha (Interview 2010) darauf angesprochen: „*Ich habe damals, als ich noch an der Akademie lehrte, das Thema gepflegt. Heute spielt es aber dort kaum mehr eine Rolle*.“

Katharina Zerlauth (Interview 2011) und Anna Lindner (Interview 2011), die beide an der Technischen Universität Wien Architektur studiert haben, betonen, dass zu ihrer Studienzeit diverse Vorlesungen und Übungen zum Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ angeboten wurden. Die Möglichkeit, sich auf diesem Gebiet weiter zu bilden, sei in Form von Freifächern durchaus vorhanden gewesen und auch in zunehmendem Maße genutzt worden. Nach Wahrnehmung von Zerlauth und Lindner gäbe es auch immer mehr Diplomarbeiten zu diesem Thema und ein steigendes Interesse, in anderen Kulturen zu bauen, wobei dieser Kontext stark mit Eigeninitiative und spezifischem Interesse verbunden sei.

Für Marta Schreieck (Interview 2012) sind „*[...] Hochschulprojekte in anderen Kulturen wichtig, weil sie den Studierenden die Möglichkeit bieten, das was sie gezeichnet haben, auch selbst umzusetzen und so einen Bezug zur Realität zu bekommen.*“

Facette oder eigener Bereich

Es drängt sich die Frage auf, ist „Bauen in Entwicklungsländern“ lediglich ein Aspekt oder besser gesagt eine Facette der Architektur, die durch den großen Überbau der Disziplin abgedeckt ist, oder ist „Bauen in Entwicklungsländern“ ein eigener Bereich, ein interdisziplinärer Bereich, in dem Architektur zwar eine wichtige Rolle spielt, aber auch andere Disziplinen gefragt sind, um in diesem Feld reüssieren zu können. Ich denke, die Antwort auf diese Frage hat weitreichende Konsequenzen. Wenn „Bauen in Entwicklungsländern“ nur ein Aspekt von Architektur ist, dann impliziert das die Annahme, ArchitektInnen könnten auf Grund ihrer Ausbildung mit diesem Phänomen umgehen und die skills, die sie sich im Rahmen ihres Studiums und ihrer Praxis erworben haben, würden ausreichen, um „Bauen in Entwicklungsländern“ effektiv zu gestalten. Nimmt man jedoch an, dass „Bauen in Entwicklungsländern“ ein eigener Bereich ist, in dem Architektur zwar die prägende Komponente darstellt, aber nur einen Teil dessen abdeckt, was verantwortliches „Bauen in Entwicklungsländern“ bedeutet, dann stößt die Architektur sehr rasch an ihre Grenzen. Das Aufspüren sozialer und kultureller Aspekte und der Wünsche und Bedürfnisse der Menschen vor Ort ist nicht unbedingt vorrangiges Ziel von ArchitektInnen, in diesem Kontext aber oft von entscheidender Bedeutung. Um verantwortungsvoll agieren zu können, müssten ArchitektInnen sich die hierfür notwendigen Zusatzqualifikationen entweder selbst erwerben, ein oft mühsamer und aufwendiger Prozess, oder sie holen sich SpezialistInnen aus anderen Disziplinen und stellen sich gemeinsam mit diesen den Herausforderungen von „Bauen in Entwicklungsländern“.

Ich habe meine Interview-PartnerInnen nach ihrer persönlichen Verortung von „Bauen in Entwicklungsländern“ gefragt. Die Antworten darauf waren zwar unterschiedlich, der Grundtenor jedoch durchaus ähnlich.

So sieht Anna Heringer (Interview 2010) „Bauen in Entwicklungsländern“ nicht als eigenen

Bereich sondern als ein Thema, das die wesentlichen Grundwerkzeuge der Architektur betrifft: „*[...] dass man nicht danach sucht, Lösungen in einer Vielzahl von Materialien und Techniken zu finden, sondern man lernen muss, mit dem Einfachsten und dem, was da ist, Lösungen zu finden*."

Auch Clemens Quirin (Interview 2010) bevorzugt die Variante, „Bauen in Entwicklungsländern" als Facette der Architektur zu betrachten. Nach seinem Selbstverständnis von Architektur habe sich diese „*[...] mit allen Themen zu beschäftigen, also auch mit Ethnologie, mit Soziologie usw.*" Eine Auseinandersetzung mit dem Ort, den Menschen und ihren Wünschen sei immer notwendig und gehöre grundsätzlich zur Architektur. „*Eine ArchitektIn, die bloß etwas hinsetzt und sich nicht mit dem Umfeld beschäftigt, wird keine gute Architektur machen. Und insofern ist 'Bauen in Entwicklungsländern' eine Facette der Architektur*."

Peter Nigst (Interview 2011) sieht keine Grenze zwischen Facette und eigenem Bereich beim „Bauen in Entwicklungsländern". Für ihn komme es in erster Linie „*[...] auf die Grundhaltung an*" und hier sei er Optimist und hoffe auf Veränderung in Richtung Augenhöhe.

Bärbel Müller (Interview 2010) möchte „Bauen in Entwicklungsländern" nicht als Extrathema behandelt wissen. Sie sieht diese Differenzierung in westliche und nicht-westliche Welt innerhalb der Architektur kritisch, weil es ihrer Meinung nach an der Zeit wäre, auch in der Architektur global zu denken. Unterschiedliche Fragestellungen in unterschiedlichen Kontexten sind für sie zwar Tatsache und Notwendigkeit aber kein Rechtfertigung für eine Differenzierung von „Bauen in Entwicklungsländern" als eigenen Bereich.

Dass „Bauen in Entwicklungsländern" nicht als eigener Bereich sondern als Teil der Architektur zu betrachten sei, meinen auch Anna Lindner und Katharina Zerlauth, (beide im Interview 2011) „*[...] denn ArchitektInnen sollten sich grundsätzlich nicht auf ihre eigene Kultur beschränken und auch in anderen Kulturen bauen.*" Dabei sei es allerdings wichtig zu wissen, wie man mit anderen Kulturen umgehe. Die erforderlichen Zusatzkompetenzen und das notwendige Know-how, so Lindner, würde man als erfahrene ArchitektIn selbst

mitbringen.

Auch Marta Schreieck (Interview 2012) würde „*[...] nicht trennen zwischen dem was hier gemacht wird und dem was in 'Entwicklungsländern' gemacht wird, denn die Auseinandersetzung muss immer die gleiche sein, egal ob in unserer oder in einer anderen Kultur. Was allerdings anders sein muss ist die Herangehensweise.*“ Wenn man in anderen Kulturen baue, ist es ihrer Meinung nach wichtig, vorher Inhalte zu definieren und daraus Konzepte zu entwickeln und nicht von einem rein formalen Ansatz auszugehen.

Gertrud Tauber (Interview 2010) präzisiert zunächst das Feld von „Bauen in Entwicklungsländern“. Sie differenziert in öffentliche Bauten in einem „Entwicklungsland“, die wie ganz normale Aufträge wie bei uns auch zu behandeln seien und in Bauen im Kontext der „Entwicklungszusammenarbeit“. Dies sei ihrer Meinung nach ein eigener Bereich der Architektur, der sehr genau definiert werden müsse und der Zusatzkompetenzen erfordere.

„Bauen in Entwicklungsländern“ wird, das zeigen die Statements meiner Interview-PartnerInnen auf eindrucksvolle Weise, vorwiegend als ein der Architektur immanenter Bereich gesehen. ArchitektInnen könnten, so meint man, mit den Herausforderungen von „Bauen in Entwicklungsländern“, umgehen und ArchitektInnen würden über die für diesen Bereich erforderlichen Zusatzkompetenzen verfügen. Ich stehe dieser Meinung skeptisch gegenüber und denke, die Realität, die zahlreichen Beispiele inadäquater Projekte in „Entwicklungsländern“ auf der ganzen Welt sind Zeugen dafür, dass architektonisches Know-how allein nicht ausreicht. Die Aussagen meiner Interview-PartnerInnen machen deutlich, wie wenig interdisziplinäres Gedankengut innerhalb der Architektur verankert ist und sie geben kaum Anlass zur Annahme, dass sich „Bauen in Entwicklungsländern“ schon bald zu einem Disziplinen-übergreifenden Thema entwickeln könnte.

Kommunikation und Erfahrungsaustausch

Erfahrungen sammeln, Erfahrungen austauschen und miteinander reden, damit nicht jeder bei Null anfangen muss, so stellt man sich die ideale Vorgangsweise beim „Bauen in Entwicklungsländern“ vor. Ich habe meine Interview-PartnerInnen aus der LEHRE gefragt,

wie es bei ihnen um Kommunikation und Erfahrungsaustausch bestellt ist, ob man Kontakte mit anderen Personen oder Institutionen, die sich mit „Bauen in Entwicklungsländern" beschäftigen, pflegt und ob prinzipiell ein Interesse daran besteht, Erfahrungen und Know-how untereinander zu teilen.

VertreterInnen der Technischen Universitäten Wien und Graz bestätigen übereinstimmend, dass Kommunikation und Erfahrungsaustausch derzeit vor allem auf inneruniversitärem Niveau stattfindet.

Erich Lehner (Interview 2010) pflegt mehr oder weniger intensive Kontakte zu anderen thematisch interessierten Instituten der Technischen Universität Wien, „*[...] mit anderen Universitäten weniger. Nicht, dass ich das nicht gewünscht hätte, es hat sich bisher einfach keine Gelegenheit dazu ergeben.*" Lehner weiß zwar, so sagt er, dass an der Technischen Universität Graz sehr viel auf dem Gebiet „Bauen in Entwicklungsländern" getan wird, „*[...] aber zu Graz haben wir traditionell kaum Beziehungen, was sehr schade ist*." Man pflege allerdings Beziehungen zu außereuropäischen Universitäten und eine universitäre Zusammenarbeit mit Saudi Arabien und Indien.

Auch Andreas Hofer (Interview 2010) hat gelegentlich Kontakte mit anderen Instituten seiner eigenen Universität, der Technischen Universität Wien, in Sachen „Bauen in Entwicklungsländern". Man tausche sich aus und gebe entsprechende Hinweise an Studierende weiter, „*[...] die Vernetzung könnte allerdings besser sein.*" Mit anderen österreichischen Universitäten, so Hofer, habe man diesbezüglich keine Kontakte.

Gernot Kupfer (Interview 2011) von der Technischen Universität Graz praktiziert Kommunikation und Erfahrungsaustausch vor allem über die von ihm gegründeten MOJO-Projekte (MOJO fullscale studio NPO)[30] im südafrikanischen Raum. Im Rahmen dieser Projekte versuche er, so viel als möglich mit Architektur- und Bauingenieur-StudentInnen zu arbeiten und dem entsprechend auch so viele Institute, wie nur möglich, einzuladen und einzubinden. Dabei gehe es aber vor allem um den Bauprozess selbst und weniger um eine Auseinandersetzung mit dem Land und der Kultur. Gernot Kupfer pflegt im Rahmen seiner

30 www.ithuba-mojo.net

Projekttätigkeit zahlreiche Kontakte zu anderen Universitäten, wie der Kunstuniversität Linz, der Technischen Universität Wien, der Fachhochschule Kärnten und der Technischen Universität München.

Mangelnde Kommunikation und das Nicht-Vorhandensein von Netzwerken zwischen den Universitäten mahnt Bärbel Müller (Interview 2010) kritisch ein. Es gäbe zwar immer wieder *„Konkurrenzveranstaltungen“,* wie sie es nennt, *„die so ein bisschen etwas von diesen 'Kolonialallüren' haben und wo jeder glaubt, das ist seines.“*

Ich denke, die Stellungnahmen meiner Interview-PartnerInnen haben klar zum Ausdruck gebracht, dass es noch einigen Verbesserungsbedarf bei Kommunikation und Erfahrungsaustausch innerhalb der LEHRE zum Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ gibt. Was positiv stimmt ist die Tatsache, dass der Wunsch nach einer Intensivierung des Gedankenaustausches in allen Aussagen spürbar war. Es sind aber noch einige Hürden zu nehmen und Impulse zu setzen, um einander näher zu kommen. Die Bereitschaft, sowohl inneruniversitär wie auch zwischen den Universitäten, zu kommunizieren und Erfahrungen weiterzugeben, ist meiner Meinung nach vorhanden und es sollte nicht schwer sein, dieser Bereitschaft auch Taten folgen zu lassen. Denn „Bauen in Entwicklungsländern“ könnte um vieles effizienter sein, wenn es gelänge, möglichst viele AkteurInnen gemeinsam an einen Tisch zu bringen.

Ganzheitlicher Zugang

Architektur wird für Menschen gemacht, Architektur ist die physische Manifestation von Kultur und Architektur als gebaute Umwelt hat Auswirkungen auf die Menschen vor Ort, die ihre Lebenswelten in diesem Umfeld gestalten. Architektur zu schaffen ist genau genommen immer ein ganzheitlicher Prozess, der neben den kreativen Elementen soziale und kulturelle Komponenten in sich vereint. „Bauen in Entwicklungsländern“ ist ein Prozess, der um vieles komplizierter und vielschichtiger ist, als Bauen in der gewohnten Umgebung. ArchitektInnen, die diesen Weg einschlagen wollen, bauen für Menschen, die ihre Lebenswelten ganz anders gestalten als sie selbst und sie werden mit einem sozialen und kulturellen Umfeld konfrontiert, das sich vom eigenen unterscheidet. In diesem Spannungsfeld von

Imponderabilien richtig zu agieren, ist nicht leicht. Adäquaten Wohnraum für Menschen in solchen Regionen zu schaffen, erfordert ein hohes Maß an ganzheitlichem Denken und die Fähigkeit, in fremde Kulturen einzutauchen. „Bauen in Entwicklungsländern" ist nicht nur Architektur, es ist vielmehr ein Konglomerat, das die Zusammenarbeit mehrerer Disziplinen erfordert, um angemessen reagieren zu können. „Bauen in Entwicklungsländern" liegt am Schnittpunkt der Disziplinen Architektur, Anthropologie und Entwicklungsarbeit und dem entsprechend sollte auch Disziplinen-übergreifend agiert werden. Anthropologisches Know-how und entwicklungspolitisches Wissen in ihre Arbeit einfließen zu lassen, würde es den ArchitektInnen erleichtern, „Bauen in Entwicklungsländern" adäquat zu gestalten.

In wieweit sich die Notwendigkeit eines holistischen Zugangs beim „Bauen in Entwicklungsländern" im Bewusstsein der Lehrenden an den österreichischen Architektur-Fakultäten manifestiert hat, bringen die nachfolgenden Statements meiner Interview-PartnerInnen zum Ausdruck.

Für Karin Stieldorf (Interview 2011) ist ein ganzheitlicher Zugang beim „Bauen in Entwicklungsländern" ein unbedingtes Muss, da „*[...] speziell dort ganz spezifische Bedürfnisse berücksichtigt werden müssen.*" Sie vermittle das auch den Studierenden, so sagt sie, die das sehr schätzen würden. Stieldorf ist der Meinung, dass diese Art des Zugangs derzeit noch nicht überall praktiziert werde, ist aber zuversichtlich, dass ihr Beispiel mit einer gewissen Zeitverzögerung NachahmerInnen finden werde.

Das Bewusstsein darüber, dass „Bauen in Entwicklungsländern" einen ganzheitlichen Zugang erfordert, ist für Erich Lehner (Interview 2010) der Grund, „*[...] warum sich nur wenige Studierende trauen, das zu machen.*" Jenen Studierenden aber, die dieses Thema dennoch für ihre Diplomarbeiten aufgreifen, so Lehner, sei die Komplexität von „Bauen in Entwicklungsländern" und der enormen Zeithorizontes, den eine solche Arbeit erfordert, bewusst.

Andreas Hofer (Interview 2010) verwehrt sich gegen das Vorurteil, ArchitektInnen mangle es an der notwendigen ganzheitlichen Sicht beim „Bauen in Entwicklungsländern". Es sei vielmehr Status Quo, dass von ArchitektInnen, die in diesem Bereich tätig werden, „*[...] diese*

Auseinandersetzung [mit dem kulturellen und sozialen Umfeld, Anm. der Autorin] *stattzufinden hat.*“ Wenn dies manchmal nicht in ausreichendem Maße erfolge, dann seien Zeitknappheit und mangelnde Ressourcen die Ursachen. Aber es sei, wie gesagt, „*[...] nicht gerechtfertigt, den ArchitektInnen und Architektur-Schaffenden mangelnde Sensibilität vorzuwerfen*“, denn man wisse um die Notwendigkeit des Dialogs an jedem Standort.

Peter Nigst (Interview 2011) definiert „ganzheitlich“ als „*[...] ein Bedenken aller Aspekte, die davon berührt werden*“, eine Vorgangsweise, die man seiner Meinung nach beim „Bauen in Entwicklungsländern“ unbedingt anwenden sollte. Er konfrontiert dieses Konzept mit dem „*[...] viel diskutierten Begriff des 'Gesamtkunstwerkes'*“, wo alles nach einem geordneten Gesamtkonzept ablaufe und viel zu wenig Spielraum für andere Dinge übrig sei. „*Ich glaube, dass dieses Loslassen-Können, die Dinge einfach passieren lassen, etwas ist, das die westliche Welt wieder lernen muss.*“

Für Gernot Kupfer (Interview 2011) besteht sowohl bei den Lehrenden wie auch bei den Studierenden ein Konsens darüber, dass „Bauen in Entwicklungsländern“ ein sehr komplexes Unterfangen ist, das einen ganzheitlichen Zugang erfordert. Es sei aber schwierig, so Kupfer, diesen ganzheitlichen Zugang den Studierenden zu vermitteln, da deren Erwartungshaltungen sehr unterschiedlich seien. „*Das geht vom Helferlein-Syndrom über die pure Abenteuerlust bis zu jenen, die wirklich etwas bauen wollen, mit der Region selbst aber wenig anfangen können.*“ Auf Grund der universitären Strukturen sei es sehr schwierig, alle in ein und denselben Prozess einzubinden und in Form von Workshops zu informieren.

Einen ganzheitlichen Zugang „*[...] generell und grundsätzlich*“ für die Architektur vertritt Clemens Quirin (Interview 2010). Dies gelte vor allem und in besonderem Maße für „Bauen in Entwicklungsländern“, wo die Problematik eine viel größere sei, da man sich in einem fremden Kulturkreis bewege. Daher sei bei Projekten in „Entwicklungsländern“ die Einbindung von ExpertInnen aus anderen Bereichen eine Notwendigkeit.

Interdisziplinäre Zusammenarbeit

„Interdisziplinarität“ ist ein viel strapazierter Begriff und „interdisziplinäres Arbeiten“ eine

Form wissenschaftlicher Zusammenarbeit, die als modern und besonders effizient gilt. Fragt man nach, wie es mit der Bereitschaft, mit anderen Disziplinen zu kooperieren, bestellt sei, dann beteuert fast jeder/jede, offen dafür und bereit dazu zu sein, wenn aber den Worten Taten folgen sollen, wird es oft problematisch. So auch bei vielen meiner Interview-PartnerInnen. Interdisziplinäres Arbeiten wirklich zuzulassen bedeutet das Öffnen der eigenen Disziplin, das Hineinnehmen einer anderen Disziplin und das gemeinsame Arbeiten auf Augenhöhe. Das ist nicht einfach, denn es bedarf einer gewissen Größe und eines Selbstbewusstseins, anderen ExpertInnen und anderen Kompetenzen in der eigenen Domäne Bedeutung zu verleihen. Und da diese Hürde für manche nur schwer zu nehmen ist, verkommt „interdisziplinäre Zusammenarbeit" vielfach zum Schlagwort und wird zur vergebenen Chance.

Interdisziplinäres Arbeiten, so Karin Stieldorf (Interview 2011), sei im Entstehen, denn es sei eine Arbeitsweise, die nicht nur für „Bauen in Entwicklungsländern" typisch, sondern, unabhängig von der Bauaufgabe, allgemein gültig sei. Man sollte immer interdisziplinär arbeiten und die jeweils notwendigen Fachleute in die Projekte integrieren. Was die generelle Bereitschaft dieser Form von Disziplinen-übergreifender Zusammenarbeit betrifft, meint Stieldorf, dass das Verständnis dafür und die Bereitschaft dazu zunähmen, auch aus der Notwendigkeit heraus, komplexe Bauaufgaben und Details fachgerecht lösen zu können. „*Der Architekt/die Architektin wird immer der Dirigent/die Dirigentin in diesem Orchester bleiben, aber er/sie braucht auch die anderen Orchestermitglieder. Er/sie kann nicht jedes Instrument selbst spielen*."

An den Universitäten werde interdisziplinäre Zusammenarbeit theoretisch gefordert, sagt Erich Lehner (Interview 2010), die praktische Umsetzung ließe aber einiges zu wünschen übrig. Es sei immer wieder Verwunderung und Verunsicherung spürbar wenn es gelte, ExpertInnen anderer Disziplinen und anderer Universitäten zu integrieren. In seinem Bereich, so Lehner, habe interdisziplinäres Arbeiten immer gut funktioniert. Auch an anderen Instituten sei die Bereitschaft dazu durchaus vorhanden, *„[...] man muss sie nur aktivieren, sodass Theorie auch in die Praxis umgesetzt wird, denn das ist immer ein wenig kompliziert."*

Andreas Hofer (Interview 2010) hält fest, dass er sich der Notwendigkeit, auch andere

Disziplinen ins Boot zu holen, bewusst sei und dass dies auch gut funktioniere, wie zahlreiche Beispiele zeigen würden. Dieses Wissen um die Notwendigkeit interdisziplinärer Zusammenarbeit scheitere aber oft an mangelnden Ressourcen. Hofer hat aber auch die Erfahrung gemacht, dass ein zu viel an Nachfragen und Einbinden verschiedenster ExpertInnen manchmal problematisch sein kann, da dieser Prozess sehr zeitaufwendig sei, sehr lange dauere, oft zu lange und die Problemlage in der Zwischenzeit oft nicht mehr auf dem aktuellen Stand sei. Er jedenfalls versuche in der Lehre an der Technischen Universität Wien die Zweckmäßigkeit interdisziplinärer Zusammenarbeit zu vermitteln und betont die Wichtigkeit des Diskussionsprozesses auf breiter Basis, besonders bei Projekten in „Entwicklungsländern". Es habe daher Sinn, so sagt er, „*[...] diesen Dialog auf fachlicher Ebene mit Universitäten, privaten PlanerInnen und sonstigen Institutionen, wie auch NGOs zu führen, um die Möglichkeiten auszuloten und um sinnvolle Entscheidungen zu treffen, die dann in die Realität umgesetzt werden."*

Peter Nigst (Interview 2011) sieht in der interdisziplinären Zusammenarbeit „*[...] eine sich sehr verstärkende Tendenz*" und hier, so meint er, werde „*[...] in Zukunft noch einiges aufbrechen*." In seinem Bereich an der Fachhochschule Kärnten versuche man, sowohl interne Kooperationen aufzubauen, sowie auch Kooperationen mit anderen Institutionen zu suchen. Im übrigen ist Nigst der Meinung, dass „*[...] die Architektur-Ausbildung sowieso grundsätzlich eine interdisziplinäre*" sei, und man sich immer bemühe, das gesamte Umfeld inhaltlich zu lokalisieren, bevor man mit der Planungstätigkeit beginne.

Gernot Kupfer (Interview 2011) ortet an der Technischen Universität Graz „*[...] eine prinzipielle Bereitschaft zu interdisziplinärer Zusammenarbeit*", die jedoch in der Praxis kaum ihren Niederschlag findet. Er selbst pflege zwar bei Projekten in „Entwicklungsländern" die Zusammenarbeit mit einem Soziologen, dessen Erkenntnisse in die Projekt-Vorbereitungsphase einfließen würden, auf gesamt-universitärem Niveau sei eine interdisziplinäre Zusammenarbeit jedoch nicht institutionalisiert.

Die Frage nach der Notwendigkeit interdisziplinärer Zusammenarbeit bei Projekten in „Entwicklungsländern" beantwortet Clemens Quirin (Interview 2010) mit „*unbedingt"* und „*ganz wesentlich*". Man praktiziere diese an der Kunstuniversität Linz, indem man immer

wieder versuche, im Vorfeld von Projekten ExpertInnen aus anderen Bereichen heranzuziehen. Mit ExpertInnen aus den Bereichen Ethnologie und Soziologie habe man allerdings noch wenig Erfahrung. Ein Mehr an ExpertInnen würde aber auch bedeuten, dass ein mehr an Zeit für die Vorbereitung von Projekten zur Verfügung stehen müsste, was zwar wünschenswert, in der Praxis aber nicht so leicht umzusetzen sei. Prinzipiell aber sei Interdisziplinarität immer mehr Bestandteil der Lehre, denn „*[...] Architektur ist keine Disziplin, die allein dasteht, sondern eine, die sich auch immer aus anderen Disziplinen nährt.*“

Als ein „*[...] Skeptiker der Interdisziplinarität*“ outet sich mein Interview-Partner LEO (Interview 2010). Für ihn besteht zwar eine gewisse Notwendigkeit des interdisziplinären Zugangs bei Projekten in „Entwicklungsländern“, er selbst aber präferiere, so sagt er, „*[...] eher eine Multidisziplinarität*, *bei der jede Einzeldisziplin in ihrer vollen Kompetenz gefordert und nichts verwaschen wird durch einen allumfassenden Interdisziplinaritäts-Anspruch*.“ Denn dieser funktioniere seiner Meinung nach nicht. Interdisziplinäre Ansätze seien zwar notwendig und nützlich, „*[...] sollten aber nicht auf Kosten monodisziplinärer Weisheit und Erfahrung gehen.*“ LEO warnt davor, allen alles machen zu lassen, was seiner Meinung nach eine missverstandene Interdisziplinarität sei. „*[...] ich bin für Arbeitsteilung und Spezialisierung bei Wahrnehmung der Kooperations-Erfordernisse zwischen den Disziplinen.“*

Zusammenarbeit mit AnthropologInnen

Auf die Frage, ob er sich eine Zusammenarbeit mit AnthropologInnen beim „Bauen in Entwicklungsländern“ vorstellen könne, präzisiert LEO (Interview 2010) seine oben geäußerte Skepsis. „*Ich bin zwar ein Freund dieser Disziplin, bin mir allerdings über die Kompetenzen der EthnologInnen nicht ganz im Klaren.*“ Seiner Meinung nach seien AnthropologInnen „*[...] in den Bereichen traditionelle Verhaltensweisen, traditionsgebundene Denkweisen und Einstellungen zu Hause*.“ Er verstehe zwar, dass man sich seitens der Anthropologie bemühe, aus dieser, wie er es nennt, „*traditionalistischen Sicht“* herauszukommen und sich nicht auf das Thema Tradition und Gesellschaft zu beschränken, sondern neue Chancen zu suchen. „Bauen in Entwicklungsländern“ sei aber ein

Bereich, den ArchitektInnen, ÖkonomInnen, JuristInnen, SoziologInnen etc. für sich beanspruchen würden und da habe, so LEO, die Anthropologie „*[...] einen schwierigen Stand, in diesen aktualitätsbezogenen Analyse- und Planungsprozessen Fuß zu fassen. Architektur ist Planung, Ethnologie ist eher analytisch, wenig planerisch*."

Ganz anders argumentiert Karin Stieldorf (Interview 2011) und bricht eine Lanze für eine Zusammenarbeit mit AnthropologInnen. „*Die Anthropologie kann unglaublich viel zum Verständnis und zum Formulieren von Bauaufgaben beitragen*." Das Verständnis der Lebensformen als Hintergrund der Bauprojekte sei ein wichtiges Faktum und AnthropologInnen könnten dazu viel beitragen. Denn die Anthropologie, so Stieldorf, verfüge über das notwendige Instrumentarium, Fragen nach den Bedürfnissen der Menschen und den gesellschaftlichen Strukturen, die für „Bauen in Entwicklungsländern" essentiell seien, aufzuarbeiten.

Auch Erich Lehner (Interview 2010) ist überzeugt, dass AnthropologInnen viel einbringen können. „*Das Beste, was über indigene Architektur geschrieben wurde, 'The Living House', stammt von Roxana Waterson, einer Anthropologin, und wenn man das gelesen hat, dann versteht man Architektur viel besser.*" Und Lehner spielt den Ball sogar zurück und richtet der Anthropologie aus, das Problem ihrerseits anzupacken, denn „*[...] die AnthropologInnen lehren und lernen viel zu wenig über Architektur.*"

Peter Nigst (Interview 2011) würde bei Projekten in „Entwicklungsländern" eine Zusammenarbeit mit AnthropologInnen begrüßen. „*Dabei geht es natürlich darum, dass die Leute, die zusammenarbeiten, dieselbe Wellenlänge haben und ein gemeinsames Ziel postulieren, das man in der Gemeinsamkeit erreichen will. Dass man jedem genug Luft zum Atmen lässt und trotzdem gemeinsam etwas Neues zu Tage fördert.*" Das Problem sei jedoch, dass man für eine solche Zusammenarbeit die Projektdauer und die Projektkonstanz ausweiten müsste.

Auch Gernot Kupfer (Interview 2011) würde eine Zusammenarbeit mit AnthropologInnen im Rahmen seiner Projekte begrüßen, ein Wunsch, dessen Realisierung, so sagt er, wie so oft an den begrenzten finanziellen Ressourcen scheitern würde.

Als zweckmäßig und hilfreich erachtet auch Clemens Quirin (Interview 2010) eine Zusammenarbeit mit AnthropologInnen. „*Gerade bei den Projekten in Südafrika*[31] *fände ich das sehr wesentlich, denn da fehlt oftmals der Rückhalt in den Communities und das Wissen, wie man sich vor Ort in die sozialen und kulturellen Gegebenheiten einbettet*." Anthropologischen Studien vor Ort im Vorfeld von Projekten steht Quirin sehr positiv gegenüber und meint, diese könnten wesentlich zum Gelingen von Projekten beitragen.

Um aus obigen Aussagen ein Stimmungsbild über die Bereitschaft der Architektur mit der Anthropologie beim „Bauen in Entwicklungsländern" zu kooperieren, einzufangen, tut man sich ein wenig schwer. Die Skala der Aussagen im Bereich der LEHRE bewegt sich zwischen Ablehnung und Zweifel an einschlägigen Kompetenzen der AnthropologInnen und einem sehr positiven Bild einer Zusammenarbeit zwischen ArchitektInnen und AnthropologInnen. In der Realität aber ist man von einer echten Zusammenarbeit noch weit entfernt. Echte Zusammenarbeit zwischen Architektur und Anthropologie ist, wenn überhaupt, derzeit noch Wunschdenken und Absichtserklärung und es bedarf noch einiger Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit, um die durchaus vorhandene positive Stimmung zu nützen und in eine befruchtende Zusammenarbeit zwischen ArchitektInnen und AnthropologInnen münden zu lassen.

Persönlicher Konnex der Lehrenden

„Bauen in Entwicklungsländern" ist ein sehr persönlich geprägter Bereich der Architektur und wer sich damit beschäftigt, tut dies wahrscheinlich aus einem speziellen Impuls heraus und aus besonderem Interesse an einem Thema, das in der Architektur nicht Mainstream ist. Ich habe meine Interview-PartnerInnen aus dem Bereich der LEHRE nach ihrem persönlichen Konnex zu „Bauen in Entwicklungsländern" gefragt und nach ihren Beweggründen, die sie veranlassen, dieses Thema aufzugreifen.

Für Karin Stieldorf (Interview 2011) haben sich die Berührungspunkte zu „Bauen in Entwicklungsländern", wie sie sagt, rein zufällig durch eine Reihe von Projekten im Rahmen der Technischen Universität Wien ergeben. Es seien dies Projekte gewesen, die sie interessiert

31 SARCH-Projekte: Social and Sustainable Architecture (Studierende planen und bauen für Menschen in den Townships Südafrikas)

hätten und an denen sie gerne mitgemacht habe, denn ihr persönliches Credo in diesem Kontext laute: „*Ich spende kein Geld für 'Entwicklungsländer', sondern mein Know-how.*“

Erich Lehner (Interview 2010) leitet seinen persönlichen Konnex zu „Bauen in Entwicklungsländern“ über die Grundlagenforschung her. „*Ich mache nicht unbedingt gern Praxis weil ich finde, es können nicht immer alle alles machen. Das Ganze ist dann nicht mehr fassbar und man ist nirgends gut. Ich versuche eher, die Grundlagenforschung zu bringen und bin gerne bereit, dieses Wissen auch weiterzugeben*.“

Für Andreas Hofer (Interview 2010), der selbst über einige praktische Erfahrung auf dem Gebiet „Bauen in Entwicklungsländern“ verfügt, ist es ein Anliegen, „*[...] die Studierenden auf Projekte in solchen Regionen bestmöglich vorzubereiten.*“ Er möchte den zukünftigen ArchitektInnen ein Instrumentarium mitgeben, um im gegebenen Fall mit der notwendigen Kreativität und Sensibilität an Bauaufgaben in „Entwicklungsländern“ heranzugehen.

Peter Nigst (Interview 2011) bezeichnet Projekte in „Entwicklungsländern“ als eine „*[...] in jedem Fall sinnstiftende Tätigkeit, die viel mehr Reiz bietet, als zum Beispiel einen protzigen Innenraum zu gestalten oder herzustellen, der sich nahtlos in die gesellschaftlichen Erwartungen einfügt.“*

Seinen persönlichen Zugang zu „Bauen in Entwicklungsländern“ sieht Gernot Kupfer (Interview 2011) über die LEHRE, aber mittlerweile leide er auch an dem „*[...] 'Afrika-Virus' und es ist klar, dass ich davon nicht mehr loskomme.*“ Dass er aber letztendlich beim „Bauen in Entwicklungsländern“ gelandet sei, führt Kupfer wie so vieles im Leben auf einen Zufall zurück.

Clemens Quirin (Interview 2010), der selbst an der Kunstuniversität Linz studiert und als Studierender an einem Südafrika-Projekt teilgenommen hat, führt seinen persönlichen Konnex zu „Bauen in Entwicklungsländern auf seine Schwerpunkte, sein Interesse an Ökologie und Architektur und an der Verbindung dieser beiden Domänen mit der Ökonomie, zurück. Aber auch der Begriff der „Schönheit“ im Zusammenhang mit Architektur sei ihm sehr wichtig, „*[...] und gerade das kann man in der Architektur in 'Entwicklungsländern' viel*

elementarer erleben, denn wir beschäftigen uns oft zu sehr mit anderen Dingen, wie zum Beispiel der Investoren-Architektur.“

Motivation der Studierenden

„Bauen in Entwicklungsländern“ wird an allen Architekturschulen, wo es gelehrt wird, von den Studierenden gut angenommen und der Kreis der InteressentInnen, das besagen die Aussagen meiner Interview-PartnerInnen, wird immer größer. Um diesen augenscheinlichen Trend einordnen zu können, habe ich Lehrende nach den Gründen und Motiven befragt, die ihrer Meinung nach für das so nachdrückliche Interesse der Studierenden an dieser Thematik ausschlaggebend sind.

Für Karin Stieldorf (Interview 2011) oszillieren die Motive der Studierenden für Projekte in „Entwicklungsländern“ zwischen „*[...] Lust am Reisen und der Absicht, Gutes zu tun. Zwei Aspekte, die 'Bauen in Entwicklungsländern' immanent sind.*“

Erich Lehner (Interview 2010) findet es bemerkenswert, dass jene Studierenden, die sich dieses Themas annehmen, es „*[...] rezipieren bis zur Selbstaufgabe*“ und Andreas Hofer (Interview 2010) macht den Beweis für das Interesse an „Bauen in Entwicklungsländern“ an seiner gut besuchten Vorlesung „Ungeplante Stadtentwicklung“ fest.

Für Peter Nigst (Interview 2011) und Gernot Kupfer (Interview 2011), die immer wieder Projekte im Kontext von „Bauen in Entwicklungsländern“ umsetzen, liegt der Beweis für die hohe Motivation der Studierenden sowohl in der großen Anzahl von InteressentInnen, die bei solchen Projekten mitmachen wollen, wie auch in deren Bereitschaft, Risiken und Mühen auf sich zu nehmen, um die notwendigen finanziellen Mittel für Reise- und Aufenthaltskosten aufzubringen.

Clemens Quirin (Interview 2010) leitet die hohe Motivation der Studierenden vom Selbstverständnis des Architekturstudiums an der Kunstuniversität Linz her, wo „Bauen in Entwicklungsländern“ ein tragendes Thema verkörpere, während Anna Heringer (Interview 2010) die Gelegenheit, selbst etwas zu bauen und das Ergebnis zu sehen, als „*das Zugpferd“*

für die Studierenden bezeichnet. Aber auch die Abenteuerlust sei ihrer Meinung nach Motivation und „*[...] die Sehnsucht, etwas zu bauen, das gebraucht wird, eine inhaltlich wertvolle Arbeit zu leisten, eine Arbeit mit Anliegen.*“

3.3 „Bauen in Entwicklungsländern“ in der PRAXIS

ArchitektInnen zu finden, die sich in ihrer beruflichen Praxis mit dem Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ beschäftigen, war nicht ganz einfach. Der Grund dafür mag einerseits in der Ausbildung, dem seinerzeit oder auch erst kürzlich absolvierten Architekturstudium liegen, wo auf diese Thematik nicht oder nur wenig Bezug genommen wurde, andererseits ist „Bauen in Entwicklungsländern“ ein sehr spezieller Bereich, der ein besonderes Interesse und viel Idealismus erfordert und für ArchitektInnen oft das Hintanstellen ökonomischer Interessen bedeutet. Ich möchte diese Aussage aber in keiner Weise verallgemeinern, denn meine anfängliche Skepsis war unbegründet und ich habe meine Interview-PartnerInnen gefunden. Im Laufe der Interviews stellte sich heraus, dass es während des Studiums einiger meiner Gesprächs-PartnerInnen durchaus einen Fokus auf Bauen oder Architektur in „Entwicklungsländern“ gegeben hat und auch, dass die oben angesprochenen ökonomischen Vorbehalte ArchitektInnen nicht zwingend von solchen Vorhaben abhalten.

Um eine gewisse Kontinuität herzustellen und die Gemeinsamkeiten in der Rezeption von „Bauen in Entwicklungsländern“ zwischen LEHRE und PRAXIS sichtbar zu machen, waren die Fragestellungen an meine Gesprächs-PartnerInnen aus beiden Bereichen ähnlich konzipiert.

Persönlicher Konnex und Motivation

Marta Schreieck (Interview 2012), bezieht sich in ihren Aussagen zunächst auf eine seinerzeitige Teilnahme am weltweit ausgeschriebenen Wettbewerb „Shanghai 2000“, wo es um eine theoretische Auseinandersetzung gegangen sei, Wohntypologien für 5.000 Menschen zu entwickeln. Man habe die Verhältnisse vor Ort aus früheren Aufenthalten bereits gekannt, sich bei dem Entwurf auf diese alten Strukturen bezogen und daraus etwas Neues entwickelt. Als jedoch klar wurde, dass das Projekt „*[...] in eine Richtung ging, die uns überhaupt nicht*

behagt hat", habe man Abstand davon genommen. *„Man wollte formal eine historische Architektur, wie wir sie in Europa haben […] und dazu waren wir natürlich nicht bereit*." Heute, so Schreieck, würde es sie eher interessieren, etwas in einem, wie sie sagt, „*typischen Entwicklungsland*" zu machen. „*Wir sind jetzt viel in Afrika unterwegs und da haben sich schon einige Themen ergeben.*" Ihr besonderes Interesse gilt Mali, wo sie es interessant fände, „*[...] für den Mindeststandard einfach ein Dach über dem Kopf zu kreieren*." Dabei sei es für sie wichtig, die Leute vor Ort kennenzulernen, ihre Lebenssituation zu sehen, zu erkennen, wo die Probleme liegen und wo es „*[...] teilweise sehr einfach wäre, die Lebenssituation der Menschen zu verbessern.*"

Das besondere Interesse von Gertrud Tauber (Interview 2010) am „Bauen in Entwicklungsländern" wurde, wie sie sagt, in London geweckt, wo sie nach Abschluss des ersten Studienabschnittes an der Technischen Universität Wien ein Jahr lang an der Bartlett School of Architecture studiert habe. „*Das war ein sehr wichtiges Jahr, das mich in meinem späteren Werdegang stark geprägt hat.*" In ihrer Diplomarbeit an der Technischen Universität Wien befasste sie sich mit einem städtebaulichen Entwurf in Teheran, wozu sie sich auch vor Ort aufhielt. Der Konnex zu „Bauen in Entwicklungsländern" aber ist für Tauber vor allem durch ihre Arbeit als Projektleiterin für die Caritas in Indien und das SOS Kinderdorf in Armenien und Weißrussland sowie durch diverse andere Projekte gegeben. Auch ihre Dissertation widmet Tauber diesem Thema und ich denke, dass sie mit dieser Arbeit neue und interessante Akzente rund um „Bauen in Entwicklungsländern" setzen wird.

Martin Summer (Interview 2012) erwähnt die in architektonischen Kreisen oft zitierte Sinnkrise in der Architektur, die zuweilen auch ihn erfasse, „*[...] wo alles überreglementiert ist und viel zu aufwendig, da tut es ganz gut, einmal so richtig durchzuatmen.*" Dieses „Durchatmen" begann für Summer 2005, als er als temporäre Hilfe Jurten für Obdachlose in der Mongolei aufstellte. Dabei sei ihm klar geworden, dass sich in der Mongolei und speziell in Ulan Bator große Aufgaben für ArchitektInnen auftun würden. Eine angedachte Zusammenarbeit mit der Universität vor Ort stieß allerdings auf wenig Interesse. Summer widmete sich in der Folge intensiver den Problemen der mongolischen Nomaden, die ab der Jahrtausendwende zunehmend sesshaft werden, aber über keinerlei Erfahrung im stationären Bauen verfügen. Nach entsprechenden Recherchen und Exkursionen wurde von Summer die

Idee geboren, möglichst billige Wohneinheiten für Slum-BewohnerInnen zu entwerfen. Es war dies zunächst noch kein konkretes Projekt sondern ein StudentInnen-Projekt unter dem Motto: „High-tech versus Low-tech“. Zur Konkretisierung, so Summer, sei es 2010 in Form einer Betreuungs-Einrichtung für Kinder von Slum-BewohnernInnen in Ulan Bator gekommen. Im Fokus dieses Projektes sei der Gedanke gestanden, die für Jurten traditionellen Materialien Filz und Holz sowie die traditionellen Techniken zu verwenden, diese zu optimieren und auch die Einheimischen bei diesen Arbeiten mit einzubeziehen. Das Gebäude, das heute auch als Mehrzweckgebäude von den Slum-BewohnerInnen genutzt wird, sei zum Erfolgsprojekt geworden. Summer artikuliert seine persönliche Sympathie und die architektonische Relevanz von Projekten in „Entwicklungsländern“ durch seine Bereitschaft für weitere Projekte, *„[...] die Mongolei-Projekte sind zwar Projekte, die mich Geld kosten - nicht nur Arbeitszeit sondern auch tatsächlich Geld - aber es sind die erfolgreichsten Projekte*.“

Ingrid Habenschuss (Interview 2011), die noch nie aktiv an einem derartigen Projekt teilgenommen hat, leitet ihren persönlichen Konnex zu „Bauen in Entwicklungsländern“ von „*[...] einem undefinierbaren Hang zum Erdigen*“ ab. Sie würde gerne so etwas machen und an einem Projekt mitarbeiten, da sie das Ganzheitliche sehr interessiere. Darüber hinaus verspüre sie „*[...] seit ein paar Jahren ganz massiv eine Sinnkrise in der Architektur.*“

Das Interesse für „Bauen in Entwicklungsländern“ und der Wunsch, „*[...] etwas in der Entwicklungszusammenarbeit zu machen*“, haben Anna Heringer (Interview 2010) zu einem Freiwilligen-Jahr in Bangladesch bewogen. Alles weitere, so sagt sie, hätte sich von selbst ergeben. Aber es sei ja bekannt, „*[...] dass es schön ist, etwas zu machen, das einem selbst Freude macht und das auch gebraucht wird, also wenn man etwas Sinnvolles tut.*“

Bärbel Müllers Konnex zu „Bauen in Entwicklungsländern“ (Interview 2010) führt über ihr ganz persönliches Interesse an fremden Kulturen und die Gelegenheit, im Rahmen ihres Studiums an der Akademie der Bildenden Künste, auf diversen Exkursionen „*[...] Architektur unter dieser Prämisse zu betrachten*.“ Anlässlich einer Städtebau-Exkursion im Jahr 2000 kam Müller zum ersten Mal nach Ghana, einem Land, das sie nicht mehr losließ. Sie hat dort seither zahlreiche Projekte realisiert, wobei sie allerdings, wie sie sagt, „*[...] keinen*

entwicklungspolitischen Anspruch" erheben möchte. Sie bewertet ihr Engagement „*[...] eher als ein persönliches Interesse. Mich interessiert das Kulturelle dort sehr und daher arbeite ich lieber dort als hier*." Natürlich glaube sie auch an die Relevanz ihrer „*[...] baulichen Realisierungen vor Ort*, *denn sonst würde ich keine Architektur machen, aber ich glaube genauso auch an die Relevanz von neuer Architektur hier. Ich möchte da keine Bewertung vornehmen.*"

Ursula Nikodem (Interview 2011) ist „*grundsätzlich immer an einfacher Architektur interessiert, an einem guten Grundriss und an einfachem Bauen. Für mich ist High-tech nicht das, was ich möchte, ich liebe die Materialien Holz und Lehm.*" Zum „Bauen in Entwicklungsländern" sei sie durch ihr Studium an der Kunstuniversität Linz gekommen. Sie wollte diese Art von Architektur ursprünglich auch zu ihrem Berufsbild als Architektin machen, so sagt sie, habe aber derzeit aus diversen Gründen einen anderen Weg eingeschlagen.

CARA (Interview 2010) führt ihren persönlichen Konnex zu „Bauen in Entwicklungsländern" auf ihr Architektur-Studium und ihre Diplomarbeit, die sich mit diesem Thema befasst, zurück, und BEA (Interview 2010), eine Anthropologin, die Architektur studiert, hat sich anlässlich diverser Aufenthalte und Teilnahmen an Projekten in „Entwicklungsländern" mit dieser Thematik beschäftigt. Sie ist der Meinung, dass Architektur und Anthropologie vor allem in diesem Bereich gut kompatibel seien und sieht ihre persönliche Zukunft als „*Architektin mit anthropologischem Hintergrund.*"

Relevanz des Themas für ArchitektInnen

Dazu sagt Marta Schreieck (Interview 2012), dass es schon immer ArchitektInnen gegeben hätte, die sich mit diesem Thema beschäftigt haben, die mediale Aufmerksamkeit sei ihnen aber großteils verwehrt worden. Den derzeitigen Hype für „Bauen in Entwicklungsländern" ortet sie in einer Sinnkrise in der Architektur und „*[...] möglicherweise in einem Verlust der Werte*". Schreieck hält „Bauen in Entwicklungsländern" als ein für ArchitektInnen durchaus relevantes Thema, bei dem allerdings bestimmte Voraussetzungen zu erfüllen seien: das Ablassen von gängigen Wertvorstellungen, das „*Entschleunigen"*, wie sie es nennt, und das

Einlassen auf die fremde Kultur. „*[...] wenn man das nicht schafft, sollte man als ArchitektIn die Finger davon lassen.*“ Westliche Präpotenz sei fehl am Platz, wenn es um die Verbesserung der Lebensqualität der Menschen gehe.

Gertrud Tauber (Interview 2010) nimmt vor allem auf die Situation von ArchitektInnen im Kontext von Hilfsorganisationen Bezug. Solche Organisationen, so sagt sie, würden dringend ArchitektInnen brauchen, die das notwendige Know-how mitbringen und als Schnittstellen zwischen Feld und Organisation fungieren würden. Tauber weiß aber auch aus eigener Erfahrung, dass ArchitektInnen, die diese Funktion ausüben wollen, unbedingt Zusatzqualifikationen brauchen, ein Wissen, das über den Mainstream der Architektur hinausgeht und die Rolle der ArchitektInnen neu definiert. „*Mit neuen architektonischen Zugängen könnte man mehr für die Projekte und Organisationen herausholen. Aber dieses Verständnis und diese Sensibilisierung sind derzeit nicht wirklich vorhanden*.“

Martin Summer (Interview 2012) betont, dass er „*[...] für sich selbst als Architekt viel aus solchen Projekten“* mitnehme und bezeichnet diese als seine „*erfolgreichsten Projekte*.“

Für Carmen Wiederin (Interview 2012) ist „Bauen in Entwicklungsländern“ „*[...] eine schöne Möglichkeit für ArchitektInnen, eine Welt zu öffnen und in eine andere Kultur einzusteigen.*“ Verbunden damit sei die Inspiration, Dinge anders anzugehen und neue Dinge zu sehen.

Ingrid Habenschuss (Interview 2011) sieht in „Bauen in Entwicklungsländern“ „*[...] die Möglichkeit für ArchitektInnen, sich einem Thema anders als bisher anzunähern, Kontakte zu knüpfen, Erfahrungswerte zu sammeln und eine möglichst komplexe Betrachtungsweise zu praktizieren“*.

Für Franz Grün (Interview 2009) bietet „Bauen in Entwicklungsländern“ ArchitektInnen die Möglichkeit, einen „*wichtigen Lernprozess*“ zu durchlaufen, denn „*[...] man muss in die Leute hineinhören, um adäquat und nachhaltig zu bauen.*“

Bärbel Müller (Interview 2010) glaubt an die Relevanz von Architektur in „Entwicklungsländern“ genauso wie sie an die Relevanz „neuer“ Architektur glaubt. Sie

nehme beides gleich wichtig, so sagt sie, wobei der Unterschied vor allem in der Zugangsweise liege und gerade das „*[...] macht 'Bauen in Entwicklungsländern' so besonders interessant*."

Anna Heringer (Interview 2010) sieht in „Bauen in Entwicklungsländern" einen Bereich, der für österreichische ArchitektInnen „*[...] eher von begrenzter Relevanz*" ist. „*Die Chance, so etwas zu machen, liegt eher bei den jüngeren und noch nicht so etablierten ArchitektInnen, da diese eher bereit sind, auch einmal für längere Zeit vor Ort zu bleiben*."

Für Katharina Zerlauth und Anna Lindner (beide im Interview 2011) hat „Bauen in Entwicklungsländern" für ArchitektInnen insofern Relevanz, weil dadurch die Gelegenheit geboten werde, „*[...] sich auf alte Traditionen zu besinnen und auf nachhaltiges Bauen unter Verwendung alter, erprobter Methoden, die über lange Zeit gut funktioniert haben.*" Dieses Erinnern und Zurückgreifen, so meinen sie, würde sich in der Architektur immer mehr verfestigen.

Interdisziplinäre Zusammenarbeit

Marta Schreieck (Interview 2012), die gerne mehr Interdisziplinarität in der Architektur sehen würde, nennt als Positiv-Beispiel den französischen Architekten Jean Nouvel, der SpezialistInnen aus den Bereichen Kunst, Philosophie, Soziologie etc. in seine Projekte integriere und Themen in gemeinsamen Brainstormings neu denke. In Österreich, so sagt sie, sei eine solche Vorgangsweise nicht üblich, da die zumeist strikten Vorgaben für Bauaufgaben keinen Spielraum für Neues zulassen würden. Dabei könnten „*[...] Leute, die sich mit anderen Dingen auseinandersetzen, unendlich interessante Impulse liefern, die man selbst als ArchitektIn gar nicht weiß und das wäre eine absolute Notwendigkeit in der Architektur.*" In letzter Zeit, so Schreieck, gäbe es aber Anzeichen dafür, „*[...] dass die gesellschaftliche Relevanz von Architektur langsam wieder zum Thema wird, weil man nach dem formalen Boom der letzten zehn Jahre erkannt hat, dass man so nicht mehr weiter kommt*." Ein Ansatz nach dem Motto: „*Inhalte denken - neue Lösungen kreieren*" würde für Schreieck die Möglichkeit eröffnen, wieder neue Dinge zu machen.

Für Gertrud Tauber (Interview 2010) ist interdisziplinäre Zusammenarbeit in der Architektur vor allem beim „Bauen in Entwicklungsländern“ eine Notwendigkeit, denn „*[...] wenn man für eine Bevölkerungsschicht baut, die man nicht kennt und deren Bedürfnisse auch nicht von vornherein geklärt sind, dann ist es notwendig, Feldarbeit zu machen*.“ Dafür sollten ihrer Meinung nach aber nicht nur AnthropologInnen unterwegs sein, sondern auch ArchitektInnen, denn nur die könnten sehen, „*[...] wie sich Notwendigkeiten auch räumlich umsetzen lassen.*“ Tauber plädiert aus eigener Erfahrung für die Feldarbeit von ArchitektInnen, verschließt sich aber auch nicht einer Zusammenarbeit mit AnthropologInnen, die sie als „*sehr hilfreich*“ bezeichnet.

Martin Summer (Interview 2012) praktizierte selbst interdisziplinäre Zusammenarbeit bei seinem Mongolei-Projekt. Er ist grundsätzlich der Meinung, dass interdisziplinäre Zusammenarbeit in der Architektur zweckmäßig sei und dass diese teilweise auch umgesetzt werde, wie sich an diversen Ausstellungs-Gestaltungen oder größeren städtebaulichen Projekten zeige.

Carmen Wiederin (Interview 2012) steht einer interdisziplinären Zusammenarbeit bei Projekten in „Entwicklungsländern“ positiv gegenüber, denn sie habe die Erfahrung gemacht, „*[...] dass sich so ein Projekt einem zum Teil verschließt und man gewisse Schlüssel braucht, um näher in das einzudringen, was man sucht.*“ Man könne als ArchitektIn zwar selbst einige Fähigkeiten entwickeln und sich einige Bereiche erschließen, dennoch „*[...] gibt es immer noch Bereiche, die verschlossen bleiben und an die man nicht herankommt, weil es dazu einer anderen Herangehensweise bedarf.*“

Ingrid Habenschuss (Interview 2011) ist der Meinung, dass es innerhalb der Architektur um interdisziplinäre Zusammenarbeit schlecht bestellt sei. Ihr Eindruck ist, dass es sich bei den ArchitektInnen um sehr stark ausgeprägte Individuen handle, bei denen „*[...] nicht einmal ein Zusammenhalt innerhalb der Disziplin funktioniert, geschweige denn ein Miteinander mit anderen Disziplinen*“, dabei wäre man gemeinsam um vieles stärker.

Einen ähnlichen Standpunkt vertritt auch Franz Grün im Interview (2009). Für ihn ist interdisziplinäre Zusammenarbeit in der Architektur nicht spürbar. „*Das Ego der*

ArchitektInnen lässt es nicht zu, über den eigenen 'Architektur-Schatten' zu springen, denn viele ArchitektInnen wollen sich nur selbst verwirklichen.“ Dabei wäre eine interdisziplinäre Zusammenarbeit wünschenswert, denn die wirklichen Genies in der Architektur hätten Disziplinen-übergreifend gearbeitet.

„*Wenn man in der Architektur wirklich seriös arbeitet, dann ist es notwendig, interdisziplinär oder transdisziplinär zu arbeiten, denn eine solche Zusammenarbeit schafft letztendlich andere Grundlagen*“, sagt Bärbel Müller im Interview (2010) und konkretisiert ihre Aussage am Beispiel eines interdisziplinären Studios zum „New Crowned Hope“ Festival 2006 in Wien unter der Leitung des US-amerikanischen Theaterregisseurs Peter Sellars. An diesem Studio hätten Studierende der Disziplinen Architektur, Kunst und Landschaftsplanung teilgenommen und diese Zusammenarbeit sei für sie eine sehr gute Erfahrung im interdisziplinären Bereich gewesen. Vor circa zehn Jahren, so Bärbel Müller, habe es im universitären Bereich eine Strömung in Richtung Interdisziplinarität gegeben und großes Interesse an einer solchen Zusammenarbeit, „*[...] aber ich denke, das ist eher rückläufig.*“ Heute werde die Lehre dem „*Leben danach*“ angepasst, dem Zeit- und Arbeitsdruck, und *„[...] die Studierenden haben wenig Raum zu experimentieren. Transdisziplinarität aber erfordert einfach mehr Zeit.*“

Anna Heringer (Interview 2010) schätzt Interdisziplinarität beim „Bauen in Entwicklungsländern“ aus eigener Erfahrung und findet den Austausch mit anderen Disziplinen vor allem bei der Arbeit vor Ort sehr wichtig. Denn für sie persönlich, so sagt sie, gestalte sich der Entwurfsprozess immer spontan vor Ort und da sei es wichtig, den Ort und die Situation vor Ort genau zu kennen, um etwas Gutes daraus zu entwickeln.

Carl Pruscha (Interview 2010) bezeichnet interdisziplinäre Zusammenarbeit bei Projekten in „Entwicklungsländern“ als eine „*Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit*“, da für die „*Erforschung der traditionellen Elemente*“ die Mitarbeit der Anthropologie gefragt sei. Er schätze, so sagt er, speziell bei Architektur-Projekten in „Entwicklungsländern“ die Zusammenarbeit mit AnthropologInnen und habe diese auch immer praktiziert.

Zusammenarbeit mit AnthropologInnen

Nicht für alle ProtagonistInnen ist die Zusammenarbeit mit AnthropologInnen bei Projekten in „Entwicklungsländern" im Sinne Carl Pruschas eine „*Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit*". So ist für CARA (Interview 2010) „*[...] eine Zusammenarbeit mit AnthropologInnen in Form anthropologischer Vorstudien*" nur schwer vorstellbar, denn bei der Katastrophenhilfe müsse es schnell gehen, was den Einsatz von AnthropologInnen erschwere, und bei permanenten Häusern stelle sich die Frage, ob überhaupt jemand von außen und damit auch AnthropologInnen einbezogen werden sollten. Diese Frage erübrige sich, wenn man vom Idealfall ausgehe, dass „*[...] den Menschen vor Ort möglichst viel selbst überlassen werden soll*." Bei längerfristigen Projekten allerdings, wie zum Beispiel den bereits erwähnten SARCH-Projekten, so CARA, „*[...] könnte sich eine Zusammenarbeit mit AnthropologInnen als nützlich herausstellen*", da dort die Auseinandersetzung mit dem Umfeld sehr wichtig sei.

Auch Carmen Wiederin (Interview 2012) beantwortet die Frage nach der Zweckmäßigkeit einer Zusammenarbeit mit AnthropologInnen eher zögerlich und aus der spezifischen Sicht ihres Marokko-Projektes. Sie meint, dass ihr eine solche Zusammenarbeit „*[...] vielleicht zum Teil*" geholfen hätte, aber sie letztendlich auch allein ganz gut zurecht gekommen sei. Eine Aussage, die, bezogen auf ihr Statement im vorigen Kapitel, zeigt, wie weit Erkennen der Problemlage und aktives Reagieren darauf auseinanderklaffen. Ich denke, es besteht seitens der ArchitektInnen noch ein großer Graubereich darüber, wie man so eine Zusammenarbeit mit AnthropologInnen konkret und effektiv gestalten könnte.

Martin Summer (Interview 2012) kennt das Miteinander mit AnthropologInnen von diversen Exkursionen in die Mongolei und meint, dieses hätte „*[...] den vermeintlich allwissenden ArchitektInnen gut getan."* AnthropologInnen hätten ganz andere Fragestellungen und die teilnehmenden ArchitektInnen hätten rasch begriffen, „*[...] dass es nicht nur um architektonische Fragen geht, sondern auch um eine ganzheitliche Sicht der Dinge*." Daher, so betont er, sei eine Zusammenarbeit mit AnthropologInnen bei Projekten in „Entwicklungsländern" in jedem Fall von Vorteil.

Bärbel Müller (Interview 2010) weiß, dass „*[...] das Studium vor Ort von der Anthropologie sehr ernst genommen wird*." ArchitektInnen würden im Gegensatz dazu, wenn man ehrlich sei, nur sehr oberflächlich recherchieren, „*[...] ArchitektInnen werden ins Feld geworfen, arbeiten sehr intensiv, verstehen aber das sozio-kulturelle Gefüge nicht wirklich*." Müller kennt die Komplexität und Vielfalt sozialer und kultureller Gegebenheiten vor Ort aus ihrer bereits zehnjährigen Beschäftigung mit Ghana und sagt, man müsse sich im Klaren darüber sein, „*[...] dass man von den örtlichen Gegebenheiten nur sehr wenig versteht.*" Ich schließe daraus, obwohl Bärbel Müller es nicht explizit sagt, dass sie einer Zusammenarbeit mit AnthropologInnen positiv gegenübersteht und diese als hilfreich erachtet.

Anna Heringer (Interview 2010) hält anthropologische Studien im Vorfeld von Projekten „*[...] auf jeden Fall für sehr hilfreich. Vor allem dann, wenn man als ArchitektIn den Ort nicht kennt, sind diese von großem Nutzen.*" Für sie persönlich wäre vor allem eine Zusammenarbeit mit AnthropologInnen vor Ort interessant, denn „*[...] es ist sehr spannend, permanent in diesem Dialog zu stehen, spannender als Berichte und Vorstudien zu lesen.*"

Einer Zusammenarbeit mit AnthropologInnen bei Projekten in „Entwicklungsländern" kann auch Ursula Nikodem (Interview 2011) viel abgewinnen. Diese würde es den ArchitektInnen erleichtern, „*[...] den Spagat zu schaffen zwischen regionaler Tradition, regionalem Bauen, Strukturen vor Ort und all dem, was dann umgesetzt werden kann.*" Im Idealfall, so meint sie, sollte die Architektur den Bereich der architektonischen Umsetzung und die Anthropologie den des Grundsätzlichen abdecken. Denn das Besondere und auch Schwierige an diesen Projekten sei, *„[...] diesen Spagat zu schaffen vom Traum der Menschen von Betonhäusern, die klimatisch nicht passen, bis hin zu den ursprünglichen Materialien, die jedoch abgelehnt werden, weil in der Vergangenheit gewisse Fehler gemacht wurden. AnthropologInnen könnten hier einen guten Prozess begleiten.*"

3.4 Relevante Kernthemen

„Bauen in Entwicklungsländern" als multidimensionales Konstrukt berührt viele sehr unterschiedliche Themenbereiche, die diesen Prozess begleiten. Ich habe einige davon, die mir besonders wichtig erschienen, herausgegriffen und meinen InterviewpartnerInnen

unterbreitet. Die Statements dazu runden das Bild ab, wie der Komplex „Bauen in Entwicklungsländern“ und seine Implikationen aktuell in der österreichischen Architekturszene repräsentiert sind.

Vernakuläre Architektur/Traditionelles Wissen

> „*Tradition is the social analogy of personal habit, and in art has the same effect, of releasing the artist from distracting and inessential decisions so that he can give his whole attention to the vital ones. […] Tradition is not necessarely old-fashioned and is not synonymous with stagnation. Furthermore, a tradition need not date from long ago but may have begun quite recently.*“ (Fathy 1976 [1969]: 24)

Gerade beim „Bauen in Entwicklungsländern“, so Erich Lehner (Interview 2010), spielt vernakuläre/traditionelle Architektur eine wichtige Rolle. „*Dass man Leute nicht vor den Kopf stoßen soll, dass man sie nicht entwurzeln soll und dass sie ihre Identität behalten sollen. Das ist gerade in 'Entwicklungsländern' so eine Sache, denn, wo hin sollen sie sich denn entwickeln? 'Entwicklung' nach westlichem Verständnis heißt, dass die Identität aufgegeben wird und das ist besonders in diesen armen Ländern schlimm, denn man ist dann nicht mehr irgend jemand, sondern der Ärmste einer globalisierten Welt. Vorher war man ein Mitglied der Gesellschaft und nachher ist man ein ausgestoßenes Mitglied einer Gesellschaft. Daher ist die eigene Identität so wichtig.*“ Aus diesem Grund sollte man beim „Bauen in Entwicklungsländern“ nicht irgend etwas hinstellen, sondern zumindest versuchen, die verloren gegangene Tradition wieder aufleben zu lassen. Viele „*revivals*“, so Lehner, seien gut gelaufen und hätten eine große Zukunft. Die Basis, hier einen gangbaren Weg zu finden, sieht Lehner in der Grundlagenforschung. Es sei Aufgabe des Westens, dieses traditionelle Wissen wieder zu erarbeiten, den Leuten vor Ort beizubringen und ihnen „*[...] ihre eigenen Traditionen wieder begreiflich zu machen*.“ Der Westen sollte lediglich eine beratende Funktion einnehmen, wenn es um neue Erkenntnisse und neue Technologien gehe.

„*Ich glaube, dass traditionelle Architektur eine wichtige Bedeutung hat, weil sie einen Ausgangspunkt darstellt, einen Ausgangspunkt für Identität und Authentizität und die künftige Entwicklung, denn in traditioneller Architektur steckt viel Know-how*“, sagt Karin Stieldorf (Interview 2011). Traditionelle Architektur sei sowohl für die heutige Architektur von Bedeutung, beim „Bauen in Entwicklungsländern“ spiele sie aber eine ganz besondere Rolle.

Hier sei es vor allem wichtig, zu differenzieren zwischen dem Know-how, das zur Bewältigung der Bauaufgabe unter den gegebenen klimatischen und ähnlichen Umständen eingesetzt werden muss und den gesellschaftlichen Strukturen, von denen eine Bauaufgabe geprägt wird. Viele Fragen, so Stieldorf, müssen gestellt werden, um zu begründbaren Erklärungen zu kommen, „*[...] warum etwas so gemacht wurde.*“ An traditionellen Lösungen zwingend festzuhalten sei aber aus ihrer Sicht nicht in jedem Fall ein unbedingtes Muss. Man dürfe alles verändern, was unter den gegebenen Prämissen zur Verbesserung der aktuellen Lebensbedingungen beitrage.

Peter Nigst (Interview 2011) ist der Meinung, „*[...] dass vernakuläre Architektur eine sehr große Bedeutung hat, die Einschätzung wechselt zwar, aber natürlich nimmt jeder Bezug darauf. Für mich ist das ein sehr wesentlicher Punkt.*“ Es gehe darum, die Dinge, die gemacht wurden und die sich bewährt hätten, genau zu studieren und aus dem Verstehen heraus etwas zu entwickeln, denn „*[...] wenn man etwas versteht und dadurch auch wertschätzen lernt, dann entstehen ganz andere Lösungen*.“

„*Beim Bauen in diesen Regionen*“, so Bärbel Müller (Interview 2010), „*ist das Klima ein ganz wichtiger Parameter“* und da nehme sie immer Bezug auf die vernakuläre Architektur, „*[...] die sehr viel Wissen darüber beinhaltet, was in dem jeweiligen Klima funktioniert und was nicht und weil man daraus auch gut ablesen kann, wie die Menschen leben.*“ Vernakuläre Architektur sei für sie typologisch und materialmäßig sehr interessant. Formal finde sie es aber *„[...] eher schwierig, wenn man so 'traditionell' baut, so 'Traditionalismus' probiert. Ich sehe das sehr kritisch, denn diese Projekte sind zumeist schlechter als das, was die BewohnerInnen selbst erbauen*.“ Müller hätte großes Interesse, so sagt sie, ein Projekt einmal ganz anders anzugehen und mit einer Community in Form von Workshops zu arbeiten, wo die Gemeinschaft selbst entscheidet und man im Kollektiv überlege, „*[...] wie etwas aussieht und dass dann eben auch so gebaut wird.*“ Sie würde sich dabei ganz zurücknehmen, was ihr, wie sie sagt, sicher nicht leicht fiele, „*[...] aber das wäre schon auch ein sehr interessanter Ansatz*.“

Für Ursula Nikodem (Interview 2011) ist traditionelle Architektur generell ein sehr wichtiger Bezugspunkt, denn sie realisiere immer mehr, „*[...] dass man sich bei jedem Thema, mit dem*

man sich beschäftigt, zuerst die Geschichte und die Entwicklung anschauen soll.“ Es sei notwendig zu fragen, „*[...] wie hat sich etwas entwickelt und aus welchem Grund hat es sich so entwickelt, welche Ereignisse hat es gegeben und wie ist der aktuelle Stand?*“ Ohne diese Fragen im Vorfeld zu beantworten, so meint sie, sei es unmöglich, „*ordentlich*“ zu arbeiten.

Anna Lindner (Interview 2011) hält vernakuläre Architektur für ein wichtiges Thema, mit dem sich ArchitektInnen beschäftigen sollten. Vernakuläre Architektur biete die Chance, sich auf alte Traditionen zu besinnen und auf erprobte Methoden, die über lange Zeit funktioniert haben, zurückzugreifen und wenn möglich diese zu optimieren. „*[...] das ist wichtiges Wissen, das nicht verloren gehen darf.*“

Wenn man als ArchitektIn in einer fremden Kultur etwas baue, so Carmen Wiederin im Interview (2012), dann könne man über traditionelle Architektur „*[...] leichter anknüpfen“*. Für sie verkörpert die Verbindung von Traditionellem und Neuem eine interessante Zugangsweise, die aber auch mit vielen Negativbeispielen behaftet sei, „*[...] die aufgeblasenen Marrakesch-Paläste, Bauten, die wie Disney-Land ausschauen, oder die verkitschte Architektur, die ich als 'Scheich-schick' bezeichnen möchte.*“

Ingrid Habenschuss (Interview 2011) versteht traditionelle Architektur im Sinne von „*[...] zu wissen, wo etwas herkommt und wo es hingeht. Das gehört zur Architektur und das ist wichtig.*“

Marta Schreieck (Interview 2012) verwendet für vernakuläre Architektur den Begriff des „anonymen Bauens“, eine Architektur, „*[...] die aus einer Kultur heraus entstanden ist, aus einer Selbstverständlichkei*t, *von der ArchitektInnen heute etwas lernen können. […] es sind dies teilweise unendlich urbane Strukturen, die meistens nicht reguliert und traditionell gewachsen sind, woraus sich wunderbare Strukturen entwickelt haben. Heute können wir von den Favelas fast schon wieder etwas lernen, denn die haben mehr Urbanität als unsere Städte.*“ Schreieck kritisiert die bei uns herrschende Überregulierung und betont, dass aus einem Selbstverständnis heraus sehr viel mehr Gemeinschaft, besserer öffentlicher Raum und mehr Urbanität zu erreichen wäre, „*[...] als durch das Geplante, Gewollte und Gewusste.*“

Martin Summer (Interview 2012) projiziert traditionelle Architektur auf sein Projekt in der Mongolei und stellt zunächst fest, dass dieses formal nichts mit traditioneller Architektur zu tun habe, es sei „*[...] einfach ganz archaisch und möglichst auf Funktion und Machbarkeit ausgelegt*." Material und Arbeitsweise sowie die Verwendung der vor Ort verfügbaren Werkzeuge hätten jedoch einen traditionellen Bezug, denn es sei für ihn wichtig gewesen, den Leuten Material in die Hand zu geben, mit dem sie vertraut sind und mit dem sie umgehen können. Die Frage nach der Bedeutung traditioneller Architektur innerhalb der Disziplin beantwortet Summer bildhaft: „*[...] Bausünden fallen mir immer dann besonders auf, wenn ich sie mit Beispielen aus der traditionellen Architektur vergleiche*." Das Gespür dafür nehme allerdings mit der Entfernung ab. Er selbst komme aus Vorarlberg, wo Flachdächer nicht üblich seien und je weiter er sich von Vorarlberg entferne, umso selbstverständlicher würden für ihn auch die Flachdächer.

Carl Pruscha (Interview 2010) verweist auf sein Buch „Himalayan Vernacular" (2004), in dem er seinen Standpunkt zu diesem Thema klarlegt:

> „*We define our notion of a contemporary vernacular as a self-conscious commitment to uncovering a particular tradition's unique responses to place and climate. We therefore aim at exteriorizing these formal and symbolic identities as creative new forms through the eye of an architect, who is very much in touch with the contemporary realities. As such an architect would have to define tradition in new ways, it can no longer be defined as simply a set of fixed attributes. Only if architects recognize tradition as a heritage in a state of continous evolution, will they be able to find the right balance between regional and global identities. The architect will have to decide which former principles are still appropriate and useful for today's reality and how to incorporate these into building requirements and construction methods. The main aim should always be innovation rather than duplication."* (2004: 125)

Tradition versus Moderne

Wie obige Aussagen meiner InterviewpartnerInnen bekräftigen, werden „Modernität" und „Tradition" heute nicht mehr als gegensätzliche Phänomene, sondern vielmehr im Sinne Fabians (1987) als Kategorien verstanden, die gleichzeitig ablaufen. Dies impliziert die Anforderung an ArchitektInnen, sich generell und vor allem beim „Bauen in Entwicklungsländern" mit vernakulärer Architektur näher zu befassen und nach einer, wie Pruscha (2004) meint, „*[...] synthesis of the modern and traditional without recourse to eclecticism*" zu suchen.

> „*A product merging oriental or occidental architectural traditions could bring forth a far more universal architecture than the so-called international Style of the 1930s, as it would allow for regional adaptions and modifications. Such new forms of architecture may be considered henceforth as avant-garde in the truest and broadest sense of the world.*“ (Pruscha 2004: 126)

Carl Pruschas Kernaussage (Interview 2010) lautet: Berücksichtigung von Tradition (nicht Traditionalität), von Lokalität (im positiven Sinn) sowie von Werten und Symbolen. Alte traditionelle Bauweisen müssen aufgegriffen und behutsam für die Gegenwart aufbereitet werden.

Sensibilität und Akzeptanz

Georg Grünberg[32] verwendet für Projekte, die sich im entwicklungspolitischen Kontext bewegen, die Metapher des Baumes: die Wurzel muss tragfähig sein und die Verwurzelung muss auf Vertrauen beruhen. Die Betroffenen müssen sich darauf verlassen können, dass ihre Wünsche und ihre Vorstellungen in den Projekten, die für sie und (im Idealfall) gemeinsam mit ihnen entwickelt werden Beachtung finden. Es ist wichtig, die Menschen vor Ort in die Projektarbeit zu integrieren, denn nur so können sie das, was geschaffen wurde, auch als etwas „Eigenes“ betrachten. Das Bewusstmachen von „Ownership“ auf Seiten der Betroffenen ist Voraussetzung für Eigenverantwortlichkeit und ein wichtiger Indikator für das Gelingen oder Scheitern von Projekten. (vgl. Vorlesungsprotokoll Leithner 2005/06)

Der Erfolg eines Projektes, so Grünberg, liegt nicht in der Auswahl der richtigen ProjektträgerInnen, sondern vielmehr darin, wie diese im Zuge ihrer Projektarbeit agieren. Die größten Chancen auf Erfolg räumt Grünberg jenen Projekten ein, die auf lokal vorhandenen Erfahrungen und Wissen aufbauen, lokale soziale Strukturen beachten und relevante Themen berühren, wobei Sinn und Nutzen eines Projektes im Vorfeld klar definiert werden müssen. Das Zusammenführen all dieser Elemente ist für Grünberg eine der wichtigsten Voraussetzungen dafür, dass Projekte gemeinsam getragen und zu Erfolgsprojekten werden können[33]. (vgl. ebd.)

32 Anthropologe und Zentralamerika-Experte, Lektor am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie in Wien
33 (siehe auch Leithner 2008: 98)

Meinen InterviewpartnerInnen, das lässt sich aus den Gesprächen klar erkennen, ist die Notwendigkeit einer sensiblen Herangehensweise bei Projekten in „Entwicklungsländern“ durchaus bewusst und sie praktizieren diese auch zum Teil in ihren Bestrebungen, die Gebäude, die sie für die Menschen vor Ort errichten, so zu gestalten, dass die künftigen NutzerInnen sich mit diesen identifizieren und sie als etwas „Eigenes“ annehmen können. Ich denke, dass es einen Konsens darüber gibt, dass Sensibilität, Akzeptanz und Ownership wichtige Kategorien sind, von denen „Bauen in Entwicklungsländern“ getragen wird.

Gernot Kupfer stellt im Interview (2011) die Frage, was getan werden müsse, um bei den Menschen vor Ort dieses Gefühl von Ownership und Eigenverantwortlichkeit für die Projekte zu erreichen, „*[...] wodurch steigt die Verantwortung für das, was man den Menschen gibt?*“ „*Zum Teil*“, so meint er, „*indem man sie mit entscheiden lässt*.“ Er praktiziere dies in der Weise, dass er im Planungsprozess nach Möglichkeit sehr viel offen lasse, denn „*[...] es gibt eine Bandbreite von Entscheidungsmöglichkeiten, die man später einholen kann.*“ Einen weiteren Aspekt, Ownership zu kreieren, sieht Kupfer in der Mitarbeit der Menschen vor Ort. „*[...] wir stellen Laien ein aus einem Umkreis von drei Kilometern, nicht von weiter weg, und so entsteht eine 'natürliche Nachbarschaft', die durchaus auch schief gehen kann, wenn ein oder zwei Arbeiter nicht der gleichen Meinung sind*.“ Eine wichtige Rolle bei alldem, so Kupfer, spiele aber die Trägerschaft von Projekten, in wieweit diese die Verantwortung der Gesellschaft mittrage und nicht nur als Geldgeber auftrete.

Bärbel Müller (Interview 2010) stellt an den Beginn ihrer Projekte immer eine Analyse des Kontextes und das Studium des Lebens der Menschen vor Ort. Mit dieser Erfahrung, so sagt sie, könne man die räumliche Abbildung des sozialen Gefüges sehr schnell lesen. Bei der Realisierung der Projekte sei es für sie „*[...] ganz essentiell, gemeinsam mit den lokalen BewohnerInnen zu bauen*.“ Sie suche immer zuallererst den Kontakt mit der lokalen Bevölkerung, da sie es für illegitim erachte, eine andere Vorgehensweise zu wählen. Dies gelte auf Grund der geschichtlichen Entwicklung des Kontinents ganz besonders für Afrika.

Anna Lindner und Katharina Zerlauth nehmen im gemeinsamen Interview (2011) das von ihnen betreute Nias-Projekt (Wiederaufbau nach Erdbeben und Tsunami) zum Anlass, sensibles Vorgehen und Akzeptanz zu interpretieren. Man habe dort im Anschluss an ein

bestehendes Heim für die vielen Waisenkinder auf Nias ein Gemeinschaftshaus errichtet, „*[...] innerhalb einer gut funktionierenden Struktur vor Ort und mit Unterstützung durch die Caritas.*“ Koordiniert habe das Projekt ein österreichischer Architekt, der drei Jahre auf Nias gelebt hat und über die lokalen Bedürfnisse gut informiert war. Natürlich habe man auch die lokale Bevölkerung in die Arbeit mit einbezogen, „*[...] fünf oder sechs Arbeiter, die wirklich ihre eigene Arbeit gemacht haben und nicht uns zugearbeitet haben*.“ Alles in allem habe sich das Projekt zum Erfolgsprojekt entwickelt und Akzeptanz gefunden. „*Wir haben zwei Jahre später Fotos gesehen, wo sich gezeigt hat, dass es gut funktioniert.*“

„*Für meine Begriffe wird bei Projekten in 'Entwicklungsländern' die Beschäftigung mit dem Umfeld noch sehr vernachlässigt*“, sagt Ursula Nikodem (Interview 2011) und urgiert ein Mehr an Zeit zwischen Erstkontakt und Realisierung von Projekten. Im Idealfall, so sagt sie, sollte zwischen Entwurfs- und Bauphase eine weitere Phase eingeschoben werden „*[...] in Form von Workshops vor Ort, wo man die Leute mehr einbinden und sie begleiten kann. Erst danach sollte man mit dem Bauen beginnen*.“

Marta Schreieck mahnt im Interview (2012) den sensiblen Umgang als Basis späterer Akzeptanz von Projekten ein, „*[...] nicht mit den eigenen Wertvorstellungen ins Feld gehen sondern sich auf das Denken der Menschen vor Ort und die fremde Kultur einlassen.*“ In einem Miteinander mit der lokalen Bevölkerung und der Berücksichtigung lokaler Möglichkeiten liege die Chance für das Gelingen von Projekten in „Entwicklungsländern“.

Auch für Franz Grün (Interview 2009) ist „*Sensibilität und Einfühlungsvermögen*“ ein unbedingtes Muss und die Basis für Akzeptanz beim „Bauen in Entwicklungsländern“. Es gäbe bestimmte Grundvoraussetzungen vor Ort, die im Vorfeld studiert werden müssten. Wenn man nachhaltig und adäquat bauen wolle, so Grün, dann komme man nicht umhin, sich mit den Bedingungen vor Ort eingehend auseinanderzusetzen.

Karin Stieldorf (Interview 2011) betont, dass es nicht viel Sinn mache, „*[...] Gebäude zu finanzieren und einfach irgendwo hinzustellen*“. Es gäbe genügend Negativbeispiele von Projekten, die nicht angenommen wurden, weil das Umfeld und die Lebensweise der Leute nicht oder nur unzureichend studiert wurden.

Für Clemens Quirin (Interview 2010) liegt der Grund für mangelnde Akzeptanz in einer Nicht-Identifikation der Menschen vor Ort mit Projekten und im Fehlen lokaler Verankerung derselben. „*Eine interdisziplinäre Auseinandersetzung und die Aufnahme des kulturellen Umfeldes"*, so meint er, könnten einen wesentlichen Beitrag zur Lösung dieses Problems leisten.

„*Warum ich hier* [an der Technischen Universität Wien, Anm. der Autorin] *diesen Komplex 'Bauen in Entwicklungsländern' lehre oder warum ich hier in diesem Bereich tätig bin",* so Andreas Hofer im Interview (2010), *„liegt darin, dass ich es für notwendig erachte, dass unsere Studierenden diese Sensibilität entwickeln. Das ist mir sehr wichtig, denn im internationalen Kontext, in dem unsere Studierenden zunehmend tätig sind, stoßen sie immer mehr auf solche Fragmentierungen im sozialen Kontext und da ist es wichtig, diese Sensibilität zu haben, dass es unterschiedliche Voraussetzungen für das Bauen und für die Architektur gibt.*"

Lokale Kompetenzen/Lokale MitarbeiterInnen

Die besondere Fähigkeit der Menschen aus dem „Süden" zur Improvisation, zur „Bricolage" wie Claude Lévi-Strauss (1997 [1962]) es nennt, ist auch in manchen Aussagen meiner InterviewpartnerInnen spürbar. Vor allem dort, wo „Bauen in Entwicklungsländern" praktisch umgesetzt wurde, waren lokale Kompetenzen, lokale Techniken und Arbeitsweisen und die Mitarbeit der lokalen Bevölkerung ein wichtiges Thema.

Da ich mich schon länger und auch außerhalb dieser Arbeit mit „Bauen in Entwicklungsländern" beschäftige, erscheint es mir an dieser Stelle interessant, auch einige Positionen von ArchitektInnen wiederzugeben, die sich aus der praktischen Erfahrung anlässlich ihrer Teilnahme an den bereits erwähnten SARCH-Projekten in Südafrika ergeben haben.

So räumt Gregor Radinger lokalen Kompetenzen und lokalem Wissen einen ganz besonderen Stellenwert ein: „*[...] die können manches mit den einfachsten Mitteln. Mit ganz ausgeklügelten, sehr gescheiten, ganz einfachen Mitteln können diese Leute manches viel*

besser als wir.“ (zit. in Leithner 2008: 78)

Und Peter Fattinger: „ *Für uns war die Mitarbeit der Leute schon sehr bereichernd. Sie haben uns mit ihrer Improvisationsfähigkeit oft sehr überrascht, wenn wir manchmal ratlos dagestanden sind und nicht gewusst haben, wie ist zum Beispiel etwas zu fixieren, da sind immer sehr gute Ideen von dieser Seite gekommen. […] oder wenn es darum gegangen ist, wo kriegen wir jetzt kurzfristig etwas her, da ist jemand dann mit uns irgendwo hingefahren und hat das aufgetrieben*.“ (zit. in Leithner 2008: 78)

Auch Ursula Nikodem (Interview 2011) erachtet die Einbeziehung lokaler MitarbeiterInnen als einen besonders wichtigen Baustein für das Gelingen von Projekten. Dabei sei es vor allem wichtig, so sagt sie, den Menschen durch die Projekte nicht nur eine Arbeits- und Verdienstmöglichkeit zur Verfügung zu stellen, sondern „*[...] auch Perspektiven, sodass vielleicht aus dem Know-how, über das sie verfügen, eine Berufsmöglichkeit entstehen kann*.“ (zit. in Leithner 2008: 79)

Die Statements meiner aktuellen InterviewpartnerInnen beziehen sich vor allem auf den Konsens, dass gemeinsam mit der lokalen Bevölkerung gebaut werden sollte, um die gewünschten Ergebnisse zu erzielen. Dem entsprechend ist für Gernot Kupfer (Interview 2011) die Mitarbeit der Menschen vor Ort ein wichtiger Aspekt zur Erzeugung von „Ownership“ und für Bärbel Müller (Interview 2010) das gemeinsame Bauen „*[...] ganz essentiell*.“

Für Peter Nigst (Interview 2011) ist es vorrangiges Ziel, so viele Menschen wie möglich in die Projekte einzubinden, „*[...] das bringt erstmals einen finanziellen Impuls, da die Arbeiter für lokale Verhältnisse ganz gut verdienen und senkt die sehr hohe Arbeitslosenrate vor Ort*.“ Nigst sieht sich damit in der Rolle des Impulsgebers für eine positive Zukunftsperspektive der MitarbeiterInnen an den Projekten.

Ähnlich pragmatisch sieht auch Clemens Quirin (Interview 2010) die Einbeziehung lokaler MitarbeiterInnen. Diese sei „*[...] für uns ganz wesentlich. Wir schauen sehr darauf, dass auch ganz gewöhnliche Tagelöhner Beschäftigung bekommen. Wir achten dabei sehr auf die*

Ausbildung, sodass einfache Tagelöhner, die vorher keine Berufsbezeichnung hatten, eine Qualifizierung bekommen in Form eines Dokuments, das wir ihnen in die Hand geben."

Anna Heringer (Interview 2010) ist vor allem durch ihre Erfahrung in Bangladesch eine Verfechterin der *„[...] Einbeziehung extrem vieler MitarbeiterInnen in ein Projekt*" und schätzt in ganz besonderer Weise lokale Techniken und lokale Kompetenzen im Umgang mit vor Ort verfügbaren Materialien.

Marta Schreieck hebt im Interview (2012) die in Mali beheimatete Lehmbauarchitektur hervor, eine lokale Technologie, die ihresgleichen suche und betont das notwendige Miteinander mit der lokalen Bevölkerung, wenn man sich an Projekte in diesen Regionen wage.

Für Franz Grün (Interview 2009) sind in den „Entwicklungsregionen" durchaus lokale Kompetenzen vorhanden und „*[...] man sollte diese auch nutzen. Vor allem die traditionellen Sachen wie das Mauern und die Ziegelherstellung können die Leute sehr gut, da braucht man nicht viel dazu beitragen.*"

Carmen Wiederin (Interview 2012), die für einen westlichen Bauherrn in Marokko mit marokkanischen Firmen und lokalen ArbeiterInnen gebaut hat, hebt die hohe Qualität lokaler Handwerkskunst und marokkanischer Techniken hervor, die sie auch nach Möglichkeit in ihr Projekt integriert habe. „*Es war eine Baustelle, die sehr einfach bearbeitet wurde, wir hatten keine Leiter, die nicht selbst gebaut wurde und keine Wasserwaagen sondern nur Schlauchwaagen. Es gab keine Maschinen am Bau, alles wurde mit der Hand gemacht. Das war für mich schon ein ganz neuer Zugang, der mich zu Anfang etwas verunsichert hat und ich eine Weile gebraucht habe, einen gelassenen Umgang damit zu finden*."

Bottom-up-Approach

Der Erfolg von Projekten in „Entwicklungsländern" ist, wie bereits mehrfach erwähnt, eng verknüpft mit der Akzeptanz durch die „Betroffenen". Es ist notwendig, dass sich die Menschen, deren Lebenssituation verbessert werden soll, in den Projekten wiederfinden und

spürbar und sichtbar wird, dass ihre Wünsche und Bedürfnisse im Bauprozess respektiert wurden. Dieser Bottom-up-Approach, die Entscheidungsfindung von unten, das Ansetzen an der Basis, ist für das Gelingen von Projekten von entscheidender Bedeutung. In wieweit diese Meinung bei den österreichischen ArchitektInnen Zustimmung findet, soll an Hand der nachfolgenden Statements meiner InterviewpartnerInnen dargelegt werden.

Für Anna Heringer (Interview 2010) ist der Bottom-up-Approach eine Selbstverständlichkeit, die nicht extra thematisiert werden muss. Sie führt das gute Funktionieren ihrer Projekte auf das „*[...] Miteinander mit der lokalen Bevölkerung und das Schaffen einer Vertrauensbasis*“, beruhend auf einer Entscheidungsfindung gemeinsam mit den Menschen vor Ort, zurück.

Clemens Quirin kontert im Interview (2010) auf die Frage, ob es sich bei den SARCH-Projekten in Südafrika, an denen die Kunstuniversität Linz aktiv beteiligt war und ist, nicht doch eher um einen Top-down-Approach handeln würde, mit dem Einwand, dies sei eine subjektive Meinung. Es werde sehr wohl nachgefragt, „*[...] was die Leute vor Ort benötigen und welche Aufgaben zu erfüllen sind“* und überdies sei man in der Community gut verankert. In der Entwurfs- und Planungsphase, so räumt er ein, sei der Kontakt mit den Bauherrn in Südafrika aber noch verbesserungswürdig.

Bärbel Müller (Interview 2010) artikuliert ihr Interesse an einem Zugang, bei dem die wesentlichen Projektentscheidungen an der Basis, in der jeweiligen Gemeinde, autonom getroffen werden, mit der Idee des „Kollektiven Ansatzes“, „*[...] wo die Community selbst entscheidet*“ und man in gemeinsamen Workshops das zukünftige Projekt erarbeitet.

Für Gernot Kupfer (Interview 2011) liegt die Lösung für einen Bottom-up-Approach in einem offenen Planungsprozess, der es ermöglichen soll, „*[...] wichtige Entscheidungen im Nachhinein bei den Menschen vor Ort*“ einzuholen.

Auch Marta Schreieck betont im Interview (2012) die Notwendigkeit des „*[...] Miteinanders mit der lokalen Bevölkerung*“, ein Miteinander, das wohl auch das Mitentscheiden der Menschen vor Ort inkludiert.

Franz Grün (Interview 2009), angesprochen auf die von ihm geplante und realisierte Kirche in Zambia, meint, dass er es bei diesem Projekt nicht für notwendig erachtet hätte, ein Mitentscheiden der lokalen Bevölkerung aktiv zu betreiben. Bei seinem Tsunami-Projekt in Indien jedoch seien die tamilischen Fischer, für die die Häuser bestimmt waren, sehr stark in den Entscheidungsprozess eingebunden worden. „*[...] die künftigen NutzerInnen suchten ihr Haus an Hand diverser Modelle aus. Es war ein sehr partizipatorischer Prozess, bei dem auch gemeinsam gebaut wurde*."

Ursula Nikodem erklärt die Problematik des Bottom-up-Approach's an Hand der SARCH-Projekte.[34] Man habe sich im Vorfeld die Situation in der Township zwar angeschaut „*[...] und auch gefragt, was sie* [die Township-BewohnerInnen, Anm. der Autorin] *brauchen. Wie aber dann der Entwurf ausschaut, da haben sie* [die Studierenden, Anm. der Autorin] *freie Hand gehabt.*" (zit. in Leithner 2008: 75)

Dementsprechend gibt auch Andrea Rieger-Jandl zu bedenken, ob man für die SARCH-Projekte nicht eher die Bezeichnung „Top-down" verwenden sollte. *„[...] wenn mehr oder weniger eine Gruppe von außen kommt, die nicht integriert ist und sagt, wir wissen es besser, wir können, was ihr nicht geschafft habt, wir bringen sowohl das Geld als auch das Know-how und wir machen es auch gleich. Und ihr könnt, wenn ihr wollt, es dann nutzen*." (zit. in Leithner 2008:76)

Die vorangegangenen Aussagen zeigen, dass man bei den ArchitektInnen, die sich mit dem Thema „Bauen in Entwicklungsländern" in irgend einer Weise auseinandersetzen, durchaus von einer Sympathie für eine Zugangsweise, die einem Bottom-up-Approach nahe kommt, sprechen kann. Die Notwendigkeit eines Miteinanders mit der lokalen Bevölkerung und das Abkehren von besserwisserischen, autoritären Entscheidungen ist inzwischen „common sense" in der österreichischen Architekturszene geworden. Inwieweit man allerdings in konkreten Projekten bereit ist, diese Entscheidungsfindung von unten auch wirklich zuzulassen, sei dahingestellt.

34 Die hier geäußerten Einschätzungen der SARCH-Projekte beziehen sich auf einem Zeitraum von 2004 bis 2008 in dem elf Projekte in Südafrika realisiert wurden.

Partizipation, Geber-Nehmer-Hierarchie und Kommunikation auf Augenhöhe

> „*The intelligent participation of the client is absolutely essential to the harmonious working-out of the building process. Client, architect; and craftsman, each in his province, must take decisions, and if any one of them abdicates his responsibility, the design will suffer and the role of architecture in the cultural growth and development of the whole people will be diminished.*" (Fathy 1976 [1969]: 40)

Partizipation, Geber-Nehmer-Hierarchie und Kommunikation auf Augenhöhe sind wesentliche Kategorien im entwicklungspolitischen Handeln. Sie sind eng verbunden mit dem zuvor ausgeführten Bottom-up-Approach und die Qualität des Umgangs mit diesen Handlungsmustern beeinflusst in hohem Maße die Qualität von Projekten in diesem Kontext.

Hilfe ist nie neutral, sie impliziert immer zwei gegensätzliche Positionen, die des Gebenden und die des Empfangenden. Entwicklungszusammenarbeit richtig verstanden führt beide Positionen zusammen. Sie lässt GeberInnen und NehmerInnen die gleichen Ziele verfolgen, sie vermeidet hierarchisches Denken und sie kommuniziert und arbeitet mit den Betroffenen auf Augenhöhe. Diskussion auf breiter Basis und Gemeinsamkeit in der Entscheidungsfindung sollten Ausgangspunkte verantwortungsvollen „Bauens in Entwicklungsländern" sein.

Ich denke, ArchitektInnen, die in Regionen wie den „Entwicklungsländern" bauen, haben sich großteils die oben angeführte Denkweise zumindest theoretisch zu eigen gemacht. Keine meiner InterviewpartnerInnen hat sich diesen entwicklungspolitisch relevanten Ideen verschlossen und nirgendwo war „eurozentrisches" oder „koloniales" Gedankengut spürbar. Man hat begriffen, dass ein Überstülpen westlicher Entwürfe und Entwicklungen nicht zielführend sein kann und der Schlüssel vielmehr in der Gemeinsamkeit und einem respektvollen Miteinander liegt.

Wie schwierig es oft ist, Selbstverständlichkeiten, wie das Kommunizieren auf gleicher Augenhöhe und das Vermeiden eines Geber-Nehmer-Denkens in die Realität umzusetzen, führt Ursula Nikodem am Beispiel der SARCH-Projekte in den Townships von Johannesburg vor Augen: „*[...] Kommunizieren auf Augenhöhe gelang am Anfang nicht, weil sie* [die Township-BewohnerInnen, Anm. der Autorin] *und auch wir* [die ProjektakteurInnen, Anm.

der Autorin] *es nicht gewohnt waren. Dann hat es aber schon funktioniert. Aber auf gleicher Augenhöhe bist du nie ganz, denn du bist weiß und du hast Geld […] aber bei den Arbeitern, mit denen haben wir immer gemeinsam Mittag gegessen und geschaut, dass kein Unterschied gemacht wird. Wir haben das zwar versucht, aber ganz ausräumen kannst du das nie*." (Nikodem zit. in Leithner 2008: 83)

„Hilfe zur Selbsthilfe"

„Bauen in Entwicklungsländern", sofern es einen entwicklungspolitischen Anspruch erhebt, sollte immer unter der Prämisse der „Hilfe zur Selbsthilfe" erfolgen und das Empowerment der „Betroffenen", selbst und aus eigener Kraft eine positive Zukunft zu gestalten, zum Ziel haben.

Im rezenten entwicklungspolitischen Diskurs wird der Begriff „Hilfe zur Selbsthilfe" in der bisherigen Bedeutung zur Disposition gestellt. Man ringt um neue Zugänge und einen Paradigmenwechsel in Richtung Kooperation und „globaler Partnerschaft" (siehe Kapitel „Entwicklungsproblematik/Entwicklungsdebatten"). Meiner Meinung nach ist der Begriff „Hilfe zur Selbsthilfe", auch wenn man diesen nicht mehr verwenden und durch neue Termini ersetzen möchte, in diesem Kontext dennoch relevant und praktikabel, denn er spricht unmissverständlich jene Ziele an, die wichtig sind und die sich auch die offizielle „Entwicklungszusammenarbeit", heute möglicherweise unter einem anderen Label, auf die Fahnen heftet.

Anna Heringer (Interview 2010) spricht im Zusammenhang mit „Hilfe zur Selbsthilfe" von einer internen Richtungsdiskussion, bei der man mögliche Vorgangsweisen evaluiert hätte. Es ging um die Frage, *„[...] ob man für die Ärmsten der Armen Wohnungen erreichbar und leistbar machen soll* [Billigwohnungen quasi verschenken, Anm. der Autorin] *oder dass man sagt, man bleibt auf einem bestimmten Niveau, bei der gewohnten Qualität und versucht, Arbeitseinkommen zu schaffen und die Leute auszubilden, sodass sie sich die Werkzeuge selbst finanzieren und dann auch selber etwas aufbauen können. Dass sie sich untereinander helfen und sich dann selber Schritt für Schritt gute Wohnungen leisten können.*" Dieses sich selbst zu organisieren, um Arbeitseinkommen zu lukrieren, hält Heringer für besser und

effizienter, „ *[...] als Wohnungen zu verschenken.*“ Wer eine gute Wohnung haben will, so Heringer, brauche ein gewisses Einkommen, und das zu erarbeiten werde durch die Projekte ermöglicht.

Für Karin Stieldorf (Interview 2011) stellt sich die grundsätzliche Frage, wie viel an Intervention von außen vertretbar sei und wie viel von innen, von den Betroffenen selbst, kommen sollte. „*[...] 'Hilfe zur Selbsthilfe' ist wichtig. Die Leute müssen befähigt werden, selbst etwas zu tun, denn wenn alles von außen kommt fördert das eine Abhängigkeit und eine Unselbständigkeit, die nicht gut ist.*“

Peter Nigst spricht im Interview (2011) von „*[...] Gruppierungen von acht oder zehn Leuten*“, die sich im Laufe seines Projektes in Südafrika zusammengefunden hätte, die „*[...] so eine Art Bautruppe gebildet haben, die ihre Dienste auch in der Gemeinde, in der sie wohnen, anbieten, um verschiedene Renovierungs-, Bau- und Infrastrukturarbeiten voranzubringen.*“ Diese Township-BewohnerInnen hätten sich durch das Know-how, das sie sich bei der Projekt-Mitarbeit erworben haben, Zukunftsperspektiven erarbeitet, indem sie selbst aktiv wurden, eine Tatsache, die Nigst „*[...] überrascht und erfreut*“ habe.

Auch Gernot Kupfer (Interview 2011) berichtet von einem „*harten Kern“* unter den 30 bis 40 MitarbeiterInnen bei einem seiner Südafrika-Projekte, der sich „*[...] in der Folge selbständig gemacht hat und jetzt eine Baufirma betreibt.*“

Mit einer gewissen Skepsis, was „Hilfe zur Selbsthilfe“ betrifft, blickt Clemens Quirin (Interview 2010) auf die SARCH-Projekte und erwähnt die manchmal geringe Selbstverantwortung der Township-BewohnerInnen für die Projekte. Dies zeige sich an der oft mangelnden Bereitschaft, notwendige Reparaturarbeiten durchzuführen und Unfertiges selbständig fertigzustellen.

Dass „Hilfe zur Selbsthilfe“ nicht immer oberste Priorität bei Hilfsorganisationen, die nach Katastrophen wie Erdbeben oder Tsunami im Wiederaufbau tätig werden, ist, schildert CARA im Interview (2010) an Hand einiger Beispiele von der indonesischen Insel Nias. „*[...] ich würde sagen, da gab es keine wirkliche Kooperation.*“ Die Häuser wurden zwar unter

Mitwirkung der lokalen Bevölkerung gebaut, *„[...] aber nach einem von den NGOs vorgegebenen Design. Die Leute haben nur das ausgeführt, was sie auszuführen hatten und da wurde in keiner Weise kooperiert."*

Als Teilnehmerin an zwei der bereits mehrfach erwähnten SARCH-Projekte vertritt Ursula Nikodem die Meinung, dass diese *„[...] nur in kleinen Ansätzen*" dem Konzept der „Hilfe zur Selbsthilfe" gefolgt seien, denn *„[...] die gebauten Häuser sind zu kompliziert und erfordern entsprechende statische Kenntnisse*." Ihr Vorschlag, „Hilfe zur Selbsthilfe" zu gestalten, wäre, *„[...] im nächsten Schritt kleine Häuser für Familien zu planen*", den Menschen vor Ort das für die Errichtung der Häuser notwendige Wissen in Form von Workshops näher zu bringen und sie zu befähigen, ihre Häuser selbst zu bauen. (zit. in Leithner 2008: 103)

Baumaterialien/Lehmbau

Beim „Bauen in Entwicklungsländern" hat die Wahl des richtigen Baustoffes eine zentrale Bedeutung. Sensibles Vorgehen und umfassende Recherchen sind notwendig, um die richtigen Entscheidungen zu treffen und ArchitektInnen sollten bei der Wahl des Baumaterials keinesfalls Kompromisse eingehen, um sich ihre Arbeit zu erleichtern. Das richtige Baumaterial auszuwählen ist zweifellos schwierig, denn es gibt viele Zwänge, wie lokale Gegebenheiten und Wünsche der Betroffenen, die beachtet und zusammengeführt werden müssen. Es ist vor allem die lokale Verfügbarkeit an Baumaterialien, die den ArchitektInnen einen Weg vorgibt. So ist zum Beispiel in den meisten Regionen, in denen „Bauen in Entwicklungsländern" stattfindet, der in der westlichen Welt beliebte und einfach zu handhabende Baustoff Holz knapp und als ArchitektIn auf dieser Ressource zu beharren, wäre nur schwer zu verantworten. Auf der anderen Seite verfügen die „Entwicklungsländer" zumeist über eine eigene Bautradition und einen traditionellen Baustoff, der in die Überlegungen einzubeziehen ist. Es sind vor allem die traditionellen Lehmbauten, die das Bild vieler Regionen prägen und es wäre für ArchitektInnen nur logisch und zweckmäßig, auf diesen erprobten und vor Ort frei verfügbaren Baustoff zurückzugreifen. Es gibt aber Ressentiments, die ein solches Vorgehen erschweren. Globalisierung und weltweite Vernetzungen haben in den letzten Jahrzehnten dazu geführt, dass die Menschen in den „Ländern des Südens" an der so genannten „modernen" Welt teilhaben können und wollen,

was in ihrem Streben nach einem Haus westlicher Prägung zum Ausdruck kommt. Der traditionelle Lehmbau wird als nicht mehr zeitgemäß befunden, der Baustoff Lehm wird negativ besetzt und jeder möchte ein modernes Ziegelhaus, eine Kopie der Villa des reichen Mannes der westlichen Industrieländer haben, oder eine Haus aus dem „modernen" Baustoff Beton. Eine Herausforderung für ArchitektInnen, die mit Lehm arbeiten möchten. Es liegt in ihren Händen, hier einen gangbaren Weg zu finden, traditionelle Techniken zu optimieren und Überzeugungsarbeit zu leisten, um Lehm als Baustoff für die lokale Bevölkerung wieder attraktiv zu machen. „*[...] man müsste vielleicht andere technologische Inputs einbringen, die von der Bevölkerung als fortschrittlich gesehen werden, denn das wird immer irgendwie gewünscht; es muss fortschrittlich und modern sein. Das ist eine Sache, die sehr viel Feingefühl braucht.*" (Rieger-Jandl zit. in Leithner 2008: 89)

Hassan Fathy (1976 [1969]) bezeichnet den ökonomischen Zwang, Lehmziegel als Baumaterial in Gourna, einem Dorf im ruralen Ägypten, verwenden zu müssen, als einen „Glücksfall":

> *„We are fortunate in being compelled to use mud brick for large-scale rural housing; poverty forces us to use mud brick and to adopt the vault and dome for roofing, while the natural weakness of mud limits the size of vault and dome. All our buildings must consist of the same elements, slightly varied in shape and size, arranged in different combinations, but all to the human scale, all recognizably of a kind and making harmony with one another. The situation imposes its own solution, which is - perhaps fortunately, perhaps inevitably - a beautiful one.*" (1976 [1969]: 37)

Was einige meiner InterviewpartnerInnen zur Wahl des Baumaterials beim „Bauen in Entwicklungsländern" zu sagen haben und wie auch hier Lehm eine dominante Rolle spielt, wird in den nachfolgenden Statements zum Ausdruck gebracht. Es sind vor allem jene ArchitektInnen, die an realen Projekten arbeiten oder gearbeitet haben, die eine bemerkenswerte Affinität zum Baustoff Lehm aufweisen, was den Schluss zulässt, dass dieses traditionelle Baumaterial in den letzten Jahren, zumindest in diesem Umfeld, ein „revival" erfahren hat.

Dass die Verwendung lokaler Materialien zu sehr erfolgreichen Projekten führen kann, hat vor allem Anna Heringer (Interview 2010) bewiesen. Mit der von ihr, gemeinsam mit der lokalen Bevölkerung, gebauten und mehrfach ausgezeichneten Schule aus Lehm und Bambus

in Rudrapur, Bangladesch und weiteren Gebäuden vor Ort, setzte sie ein Zeichen dafür, dass mit lokalen Materialien wie Lehm und Bambus und westlichem Hightech *„[...] allerdings nur in homöopathischem Ausmaß“*, ein beachtlicher Grad an Nachhaltigkeit erzielt werden kann. Heringer geht diesen Weg, der Ressource Lehm ein neues und modernes Image als Baustoff zu verschaffen, konsequent und sehr erfolgreich weiter und zählt derzeit, gemeinsam mit Martin Rauch, zu d e n LehmbauspezialistInnen Österreichs.

Ursula Nikodem (Leithner 2008, 91 f), die ihre Erfahrungen mit „Bauen in Entwicklungsländern“ vor allem im Rahmen der SARCH-Projekte in Südafrika gemacht hat, bezeichnet Lehm als einen Baustoff, der *„[...] wie kein anderer polarisiert*.“ Mit Lehm zu bauen, so sagt sie, ermöglicht ästhetisch sehr ansprechende Resultate, die im optimalen Fall den lokalen und klimatischen Gegebenheiten sehr gut entsprechen. Lehm sei aber auch emotional belastet als „Baustoff der armen Leute“. Die in Südafrika eingesetzte Stampflehmbau-Technik[35] sei sehr arbeitsintensiv und kräfteraubend, weshalb man bei den SARCH-Projekten auch über andere Alternativen nachgedacht habe. Den Einsatz von Holz als Baumaterial sieht Nikodem eher problematisch, da Holz in den Townships Südafrikas auf Grund der Knappheit *„[...] einfach Luxusware“* sei. Die Verwendung der vor Ort produzierten Betonziegel hält sie für vertretbar, denn *„[...] mit Ziegeln zu bauen geht viel schneller, als mit Lehm und es gibt diese vor Ort in der Township zu kaufen. Wir wollten auch schauen, dass nicht irgendwelche großen Konzerne daran verdienen, sondern die Leute in der Township, damit das Geld in der Region bleibt.“* Man könne, so Nikodem, nicht von *„[...] d e m idealen Baustoff für diesen Kontext“* sprechen. Ihre Priorität für künftige Projekte liege jedenfalls bei Lehm. *„[...] ich würde ausprobieren, wie es funktioniert, wie es mit dem Klima reagiert und ich würde es weiter entwickeln […] und was ganz wichtig ist, man muss anders bauen und planen. Man muss einfache, reduzierte Formen planen.“* (Nikodem zit. in Leithner 2008: 91 f)

Marta Schreieck (Interview 2012) ist vor allem von der Lehmbauarchitektur Malis sehr eingenommen. In den ländlichen Gegenden Malis könne man, so Schreieck, diese

35 Die Stampflehmbauweise ist eine Jahrtausend alte Lehmbautechnik: *„Krümelige, erdfeuchte und relativ magere Lehmmasse wird lagenweise in eine Gleitschalung eingeschüttet und durch Stampfen verdichtet.“* Die Herstellung des Baumaterials erfolgt direkt vor Ort und erfordert einen sehr hohen Aufwand an menschlicher Arbeitskraft. Stampflehm ist vor allem in „Entwicklungsländern“ ein *„[...] attraktives und ökonomisch sinnvolles Baumaterial. Mit Hilfe von Stampflehm können stabile, dauerhafte und klimagerechte Bauten realisiert werden. Das gilt insbesondere für Regionen mit Holzmangel.“* (Rauch 2005: 153)

traditionellen Lehmbauten noch finden. Problematisch sei allerdings, dass Lehmhäuser einer intensiven Pflege bedürfen. Sie würde gerne „*[...] aus dieser ganz einfachen Lehmbautechnik heraus etwas entwickeln, was wirklich wachsen könnte, wo es darum geht, einfach ein Dach über dem Kopf zur Verfügung zu stellen.“*

In einem etwas anderen Kontext beschäftigt sich Carmen Wiederin (Interview 2012) mit dem Baustoff Lehm. Sie wollte ihr Projekt in Marokko, das am oberen Ende des Spektrums von „Bauen in Entwicklungsländern“ angesiedelt und ein Auftragswerk eines österreichischen Bauherrn ist, ursprünglich in Lehm ausführen, um der lokalen, traditionellen Lehmarchitektur Rechnung zu tragen. Bei der praktischen Umsetzung, so sagt sie, sei sie dann aber doch an ihre Grenzen gestoßen und einen anderen Weg gegangen, „*[...] ich wollte mit Lehm bauen, aber die Firmen, mit denen wir Kontakt hatten, haben davon abgeraten und gesagt, Lehm ist altmodisch, baut doch modern mit Betonziegeln.“* Sie habe sich dann, um das zu verifizieren, neuere Lehmbauten angeschaut und gemerkt, „*[...] dass das unser Projekt verkomplizieren würde und so habe ich mich dann entschlossen, einfach ganz normal zu bauen mit einer Betonstruktur.“* Bei der Planung der Häuser sei sie allerdings sehr wohl von der Idee ausgegangen, mit Lehm zu bauen, *„[...] mit abgerundeten Ecken, ohne rechte Winkel und mit geschwungenem Mauerwerk.*“ Und sie schickt nach: „*[...] es wäre schon interessant gewesen, das alles aus Lehm zu bauen.“*

Franz Grün (Interview 2009) hat im Laufe seiner Projekttätigkeiten mit ganz unterschiedlichen, aber immer lokal verfügbaren Baumaterialien und Bautraditionen gearbeitet: mit vor Ort gefertigten Lehmziegeln in Indien, mit Ziegeln aus Zement und Laterit in Nigeria, mit Beton als Grundfläche eines Fußballplatzes für Kinder in Brasilien und mit Holz für eine Kirche in Zambia.

Anna Lindner und Katharina Zerlauth (beide Interview 2011) haben für ihr Projekt auf Nias „*[...] das traditionelle Baumaterial Holz*“ verwendet, das allerdings, wie sie sagen, kanadisches Holz war, da in den Tropen kein Tropenholz mehr für Bauzwecke verwendet werden dürfe.

Für Bärbel Müller (Interview 2010) ist die vernakuläre Architektur wichtiger Bezugspunkt

und Entscheidungshilfe nicht nur für die Wahl des richtigen Baumaterials, denn *„[...] vernakuläre Architektur birgt sehr viel Wissen, was in dem jeweiligen Klima funktioniert […] und man kann sehr gut ablesen, wie die Menschen leben.“*

Filz und Holz waren die Materialien, die Martin Summer (Interview 2012) und seine studentischen MitarbeiterInnen zum Bau der Kinderbetreuungs-Einrichtung in der Mongolei verwendet haben. „*Es ging bei dem Projekt einfach darum, mit den gleichen Materialien zu arbeiten, wie bei einer Jurte, nämlich mit Filz und Holz. Holz ist relativ teuer und schwer aufzutreiben, aber Filz gibt es, weil es sehr viele Schafe und somit Wolle gibt. Uns ging es darum, alles aus Filz zu machen und dabei zu versuchen, die Wolle dazwischen nicht zu komprimieren, um zu erreichen, dass sie möglichst gut dämmt. Die Kissen sind sehr dick, haben außen und innen Filz und werden einfach zusammengenäht und mit Wolle befüllt.*“

BEA, die bei ihrer Feldforschung in Ecuador mit dem traditionellen Baumaterial Bambus in Kontakt kam, kommt im Interview (2010) zu dem Schluss, dass die Menschen vor Ort durchaus in der Lage seien, ihre Bambushäuser selbst zu konzipieren und mit eingeschränkter Hilfe lokaler NGOs auch selbst zu bauen. Es hätte zwar Vorschläge von außen, durch einen ausländischen Architekten, gegeben, die Bambushäuser zu verbessern und witterungsbeständiger zu machen und „*[...] ein Musterhaus mit diesen Verbesserungen steht immer noch auf dem NGO-Gelände, aber in der Praxis hat es sich nicht durchgesetzt, weil es zu teuer war.“*

Nachhaltige Architektur/Nachhaltiges Bauen

Nachhaltigkeit im Kontext von Bauen und Architektur bezieht sich nicht nur auf technische Ansprüche oder Auswirkungen auf die Umwelt, sondern auch „*[...] auf das Leben und darauf, wie sich etwas einfügt - auch das ist 'sustainability'.“* (Rieger-Jandl zit. in Leithner 2008: 108)

Nachhaltiges Bauen bedeutet nicht nur Augenmerk auf die physische Umwelt zu legen, sondern auch die sozio-kulturellen Gegebenheiten zu beachten und ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass viele Faktoren in Einklang zu bringen sind, damit bauliche Maßnahmen auch

die Bezeichnung „nachhaltig“ verdienen.

Für Anna Heringer (Interview 2010) wird Nachhaltigkeit durch ein gesundes Verhältnis zwischen High-Tech (im konkreten Fall Solarenergie) und menschliche Arbeitskraft kreiert. Indem sie selbst in ihren Projekten dieses Kräfteverhältnis bestmöglich umsetzt, erreicht sie „*[...] eigentlich einen unheimlichen Level an Nachhaltigkeit, einen Level, den wir bei uns nur schwer erreichen können, weil bei uns das Verhältnis zwischen Energie und menschlicher Arbeitskraft einfach total aus dem Lot ist*.“ Ihrer Meinung nach könnten Projekte in „Entwicklungsländern“ den ArchitektInnen vorzeigen, wie mit einfachsten Mitteln gebaut werden kann und „*[...] man nicht jede Lösung in der Technik*“ suchen muss. Als gelungenes Beispiel einer nur selten zu findenden „*globalen Strategie der Nachhaltigkeit*“ nennt Heringer das „Haus Rauch“[36]. Martin Rauch wollte mit seinem Haus beweisen, dass Gebäude auch global funktionieren können, *„[...] dass die afrikanische Lehmhütte mit europäischem Standard auch bei uns taugt.*“

„*Wenn man von Nachhaltigkeit spricht, dann geht es nicht nur um Ökologie und Ökonomie, sondern auch um kulturelle und soziale Aspekte*“, betont Clemens Quirin (Interview 2010) und nimmt Bezug auf die bei den SARCH-Projekten eingesetzten Baumaterialien. Es sei wichtig, Materialien zu verwenden, die sowohl vor Ort verfügbar als auch ökonomisch vertretbar sind. So hätte man bei einem der SARCH-Projekte zum Beispiel Ziegel verwendet, „*[...] die vielleicht ökologisch nicht optimal waren, aber in der Township produziert wurden, was wiederum die lokale Ökonomie gestärkt hat.“* Quirin spricht damit die Schwierigkeit für die EntscheidungsträgerInnen an, die notwendige Balance und Ausgewogenheit zwischen den tragenden Säulen der Nachhaltigkeit, Ökonomie, Ökologie und Soziales, in den Projekten zu finden.

Bärbel Müller (Interview 2010) bezieht Nachhaltigkeit auf Projekte, mit denen auch „*[...] Einnahmemöglichkeiten geschaffen werden, damit sich die Projekte selbst tragen können.*“ Daher habe sie bei ihrem Ghana-Projekt auch ein kleines Landwirtschaftsprojekt gestartet, wo Mais angebaut wird, „*[...] wodurch man eine Einnahmequelle schafft und die Möglichkeit, die Kinder selbst mit diesem Mais zu versorgen.*“

36 Internet-Ressource: Haus Rauch [19.06.2013]

Die Definitionen von und Meinungen zu „Nachhaltiger Architektur“, so Gernot Kupfer im Interview (2011), seien sehr unterschiedlich und würden beträchtlich auseinanderklaffen. Man sorge zwar „*[...] für das Drumherum von Projekten und man schaut, dass diese Nachhaltigkeit gegeben ist und die Gesellschaft die Verantwortung mitträgt“*, aber letztendlich liege es an der Trägerschaft, wie sich der weitere Verlauf und die Nachhaltigkeit von Projekten gestalte.

Katharina Zerlauth und Anna Lindner (Interview 2011) verbinden mit nachhaltigem Bauen „*[...] die Verwendung traditioneller, erprobter Methoden und Materialien“* und sind der Meinung, dass innerhalb der Architektur ein Denken in dieser Richtung zugenommen habe.

Für Franz Grün (Interview 2009) wird dem Anspruch der Nachhaltigkeit dann entsprochen, wenn Projekte so konzipiert und gestaltet sind, „*[...] dass sie von den Einheimischen selbst weiter geführt werden können.*“

„Schönheit“ in der Architektur

> *„Schönheit ist ein Lebensrecht, so grundlegend wie Nahrung. Architektur ist keine Luxusdienstleistung. […] Schönheit kostet nichts außer Intelligenz und Geist, Achtsamkeit und (liebevoller) Hinwendung. Kultur und Schönheit sind frei. Sie können eine Beziehung eingehen sowohl mit Anspruchslosigkeit und der Bescheidenheit der Mittel als auch mit deren Fülle und Überfluss. Bauen ohne Kunst ist geistlos, zerstörerisch, zynisch, oft brutal.“* (Gnaiger 2005: 11)

Im entwicklungspolitischen Kontext wird dieses „*Lebensrecht auf Schönheit*“, wie Gnaiger es nennt, oft problematisch gesehen und angesichts von Not und Zerstörung als unerheblich und vernachlässigbar eingestuft. Im Katastrophenfall müsse alles schnell gehen, Hilfe müsse rasch organisiert werden und für „Schönheit“ bleibe in dieser Situation wenig Raum. „*[...] über Schönheit spricht man nicht […] will man sich im entwicklungspolitischen Umfeld nicht verdächtig machen*“ (Gnaiger 2005: 11). Und so entstehen Projekte, die vom Zeitdruck dominiert nach eingefahrenen Strukturen und Mustern ablaufen und wo die Architektur an hinterster Stelle rangiert.

Es drängt sich die Frage auf, ob es zwingend sein muss, dass Bauen im Katastrophenfall oder,

um es breiter zu fassen, Bauen im entwicklungspolitischen Kontext, und „schöne“ Architektur einander ausschließen? Es wäre angebracht und notwendig, gerade in diesem Umfeld der Architektur mehr Raum zu geben, um jenen Menschen, die es besonders nötig haben, ein schönes Umfeld aufzubauen, denn „schöne“ Architektur kostet nicht mehr als hässliche und einfallslose Unterkünfte. Für Menschen in Ausnahmesituationen kann durch ein mit Empathie gestaltetes und den Umständen entsprechend schönes Umfeld zumindest ein gewisses Maß an Wohlbefinden und Geborgenheit erzeugt werden.

Für ArchitektInnen, die sich auf Bauen im entwicklungspolitischen Kontext einlassen, gilt es den Spagat zu schaffen zwischen Schönheit und Nachhaltigkeit, zwischen einer Architektur, die dem „*Lebensrecht auf Schönheit*“ entspricht und einer, die verantwortungsvoll mit den Menschen in ihren sozialen und kulturellen Lebenswelten und den vorhandenen Ressourcen umgeht. Nur schöne Orte zu schaffen ist beim „Bauen in Entwicklungsländern“ zu wenig und das ist den ArchitektInnen zum überwiegenden Teil auch bewusst.

Ich habe meine InterviewpartnerInnen nicht direkt nach ihrer Meinung zu diesem Thema gefragt, man kann aber aus dem Gesagten herauslesen, dass der Faktor Ästhetik neben zahlreichen anderen Themen beim „Bauen in Entwicklungsländern“ eine wichtige Rolle spielt. Es ist vor allem die oft zitierte „Ästhetik des Einfachen“, die ArchitektInnen immer wieder hervorheben, die einfachen Strukturen der afrikanischen Lehmarchitektur oder die von den Menschen selbst oft liebevoll gestalteten Hütten in den Favelas oder den Townships Südafrikas. „*[...] von Mal zu Mal sieht man auch die Qualität und die Schönheit in diesen Townships. Die Leute sind bemüht, das Umfeld um ihre Wellblechhütten zu gestalten, zu bepflanzen und es wird alles gestrichen. Meistens werden die Hütten und die Toilettenhütten gleich gestrichen, wie eine Corporate Identity, und oft wird auch das Auto gleich gestrichen. Es ist interessant zu sehen, wie sich die Leute ihre Identität schaffen und auch, trotz ihrer beschränkten Möglichkeiten, eine Schönheit herstellen.“* (Fattinger zit. in Leithner 2008: 112)

Für Clemens Quirin (Interview 2010) ist der Begriff der „Schönheit“ sehr wichtig und das sei „*[...] in der Architektur der 'Entwicklungsländer' viel elementarer zu erleben.*“ Es sei ein Faktum, dass „*[...] Entwicklungshilfe-Organisationen eigentlich keinen architektonischen Anspruch erheben und Architektur in 'Entwicklungsländern' lediglich als etwas Funktionales,*

als Bauspende, verstanden wird.“ Quirin zitiert als Gegenbeweis Anna Heringer mit dem Begriff „*Schönheit gibt Kraft zur Entwicklung*“, den er mit „schönen“ Schul- und Kindergarten-Projekten assoziiert und findet diesen als sehr zutreffend. Seines Erachtens hätten ArchitektInnen den Anspruch, „*[...] schöne Dinge zu produzieren und für diesen Mehranspruch zu begeistern*“. Es sei aber oft schwierig, Sponsoren von dieser Argumentation zu überzeugen.

Carl Pruscha (Interview 2010) hält es für wichtig, dass PlanerInnen und ArchitektInnen bei Projekten in „Entwicklungsländern“ darauf achten, die richtige Balance zwischen „Schönheit“ und „Funktionalität“ zu finden.

Dass auf „Schönheit“ im entwicklungspolitischen Umfeld nur wenig bis gar kein Wert gelegt wird, zeigt die von CARA (Interview 2010) analysierte Architektur von Hausprojekten einiger NGOs im Zuge des Wiederaufbaues nach Erdbeben und Tsunami auf der Insel Nias. Die Häuser seien zwar von den Leuten vor Ort in Selbstbauweise errichtet worden, „*[...] nach einem vorgegebenen Design*“, das allerdings mit den oben erwähnten Ansprüchen von Schönheit in der Architektur in keiner Weise korrespondiert.

Evaluierung

Projekte in „Entwicklungsländern“ sind Interventionen in einem besonders sensiblen Umfeld. Sie finden keineswegs im freien Raum statt, sondern in einem sozialen und kulturellen Setting, das nach eigenen Regeln abläuft und in das einzugreifen nachhaltige Konsequenzen nach sich zieht. Darum ist es besonders wichtig, Projekte in „Entwicklungsländern“ einer genaueren Betrachtung in Form einer Evaluierung zu unterziehen, sie auf ihre Angemessenheit zu überprüfen und zu analysieren, welche Auswirkungen sie für die Menschen vor Ort haben. Evaluierungen sollten in diesem Kontext eine Selbstverständlichkeit sein. Meine Erfahrungen zeichnen allerdings ein ganz anderes Bild. EntscheidungsträgerInnen von Projekten haben oft wenig Verständnis für die Notwendigkeit einer Evaluierung und die Bereitschaft, eine solche vornehmen zu lassen, ist, um es vorsichtig auszudrücken, enden wollend. Es hat sich im Bewusstsein der EntscheidungsträgerInnen nicht oder noch nicht manifestiert, dass eine fachlich fundierte Evaluierung eine Chance auf Veränderung und

Weiterentwicklung von Projekten bieten könnte und eine Möglichkeit, Neues und Besseres zu schaffen, das Image von Projekten nach außen zu stärken und wichtige Argumente für Sponsor-Entscheidungen zu liefern.

Bei der Evaluierung von Projekten in „Entwicklungsländern" werden diese nicht nur auf ihre funktionale Verträglichkeit geprüft, ob die Architektur die funktionalen Anforderungen erfüllt und ob Ökonomie und Ökologie entsprechend Beachtung gefunden haben, sondern auch auf ihre soziale und kulturelle Verträglichkeit. Um dies zu gewährleisten, sollte man sich, so meine ich, der Mitarbeit von AnthropologInnen versichern. ArchitektInnen und AnthropologInnen sollten bei der Evaluierung von Projekten in „Entwicklungsländern" Hand in Hand arbeiten, jeder auf seinem Fachgebiet, denn nur so ist es möglich, zu Ergebnissen zu gelangen, die der Vielschichtigkeit dieser Projekte Rechnung tragen. Entsprechend fachlich fundierte Evaluierungen kosten aber auch Geld und es sind oft die finanziellen Zwänge, die ProjektträgerInnen davon abhalten, Evaluierungen in Auftrag zu geben.

Dass fachlich fundierte Evaluierungen im entwicklungspolitischen Kontext keine gängige Praxis sind, zeigen auch die bereits mehrfach erwähnten SARCH-Projekte, zumindest jene, die im Zeitraum von 2004 bis 2008 realisiert wurden (Leithner 2008). Anstatt einer Evaluierung beschränkte man sich darauf, an den Projekten „*dranzubleiben*" (Fattinger zit. in Leithner 2008: 113) und hielt dies für „*[...] die härteste Evaluierung […], wenn jemand hinunter kommt und schaut, wie es läuft. Das ist zwar nicht sehr methodisch, aber wir sind jedes Mal bei allen* [Projekten, Anm. der Autorin] *dort und schauen, wie es läuft, wie es sich verändert und was passiert ist."* (Chorherr zit. in Leithner 2008: 113)

Für Ursula Nikodem jedenfalls sind die SARCH-Projekte nicht ausreichend, im Sinne von *„[...] der Weg dorthin gehört genau angeschaut*" evaluiert worden. Sie hätte es für notwendig erachtet, „*[...] Projektabläufe, eingesetzte Materialien und Techniken sowie die sozialen Implikationen einer genaueren Betrachtung zu unterziehen, um daraus zu lernen und Schlüsse für zukünftige Projekte zu ziehen."* (Nikodem zit. in Leithner 2008: 114)

Gernot Kupfer (Interview 2011) hält eine „*[...] Evaluierung von dritter Seite, also von einem Außenstehenden, sodass man sieht, das war ein Fehler, daraus können wir lernen und das*

und das können wir ändern", für Projekte im entwicklungspolitischen Umfeld als durchaus angebracht.

Für Franz Grün (Interview 2009) läge es an den Geldgebern, Evaluierungen einzufordern, um entsprechendes Feedback zu erhalten. „*Es sollte eigentlich mehr Druck von den Leuten, die Geld für Projekte geben, gemacht werden. Die sollten das oft mehr hinterfragen."* Er persönlich halte Evaluierungen für ein Mittel, Projekte zu verbessern, durch „*[...] fragen und hinterfragen, warum etwas so ist oder nicht so ist, wie man es sich vorgestellt hat".* Er habe allerdings die Erfahrung gemacht, dass kritische Evaluierungen oftmals „*schubladisiert*" würden, um Sponsoren nicht vor den Kopf zu stoßen.

Anna Lindner (Interview 2011) steht dem Thema Evaluierung positiv gegenüber, wobei die „*[...] architektonische Evaluierung durch ArchitektInnen und die soziale Evaluierung durch AnthropologInnen gemacht werden könnte."* Voraussetzung sei allerdings, dass ausreichend finanzielle Mittel dafür vorhanden seien.

Für LEO (Interview 2010) fällt Evaluierung „*[...] eher in die Kernkompetenz der technischen Disziplinen, die wissen, wie etwas funktioniert",* sowie „*[...] in die sozialwissenschaftlichen* [damit meint er vor allem SoziologInnen, Anm. der Autorin] *und ökonomischen Disziplinen"*, alles Disziplinen, die seiner Meinung nach „*[...] auf ihr Verständnis für Werte, Normen und kulturbezogene Aspekte unterschätzt werden".* EthnologInnen würde LEO „*[...] für unterstützende, vertiefende Sonderbetrachtungen*" heranziehen, denn er glaube nicht, „*[...] dass die Ethnologie geeignet ist, eine leitwissenschaftliche Gesamtevaluierung von Projekten"* vorzunehmen.

3.5 Katastrophenhilfe

Katastrophenhilfe und Architektur

Katastrophen sind heute beinahe zur Normalität geworden. Berichte über Naturkatastrophen wie Erdbeben, Tsunami, Überschwemmungen aber auch Kriege begleiten unser Leben und wir nehmen sie wahr mit dem Gefühl der Ohnmacht, etwas dagegen tun zu können. Wir, die

Nicht-ArchitektInnen, können nur versuchen, mit finanziellen Zuwendungen das Leid ein wenig zu lindern, ArchitektInnen hingegen können mehr tun, sie können aktiv dazu beitragen, dass Betroffenen wieder ein Dach über dem Kopf und eine menschenwürdige Behausung zur Verfügung gestellt wird. ArchitektInnen zerbrechen sich seit langem den Kopf darüber, wie man nach Katastrophen das Behausungsproblem rasch und mit einfachsten Mitteln effizient lösen könnte. Die praktische Umsetzung der Entwürfe ist jedoch schwierig und d a s ideale, universell einsetzbare Haus für Katastrophenfälle konnte bislang nicht entwickelt werden. Unterschiedlichste Lösungsmöglichkeiten werden und wurden von engagierten ArchitektInnen weltweit immer wieder angedacht, wie zum Beispiel die „Sandbag Shelter Prototypes"- Schutzbauten aus Sandsäcken von Nader Khalili (Lodidio 2010:174), die 2004 sogar mit dem Aga-Khan-Preis für Architektur ausgezeichnet und in zahlreichen Regionen der Erde eingesetzt wurden. Die allumfassende Lösung des Problems konnten aber auch sie nicht bringen. Und so beschäftigen sich ArchitektInnen auf der ganzen Welt weiter mit der Herausforderung, die Wohnsituation nach Katastrophen universell in den Griff zu bekommen.

Auch meine InterviewpartnerInnen haben sich über Architektur im Angesicht von Katastrophen ihre Gedanken gemacht und ihren Aussagen ist zu entnehmen, dass auch ihnen das Problem unter den Nägeln brennt und dass Katastrophenhilfe für die Architektur ein durchaus relevantes Thema darstellt.

Anna Heringer (Interview 2010), die zwar nach eigenen Aussagen über keine persönlichen Erfahrungen im Katastrophenhilfe-Bereich verfügt, reklamiert die fehlenden globalen Strategien für architektonische Maßnahmen im Katastrophenfall. „*Es ist völlig klar, dass die nächste Katastrophe nicht auf sich warten lässt. Warum man da nichts tut und dass es keine bessere Strategie gibt, kann ich nicht nachvollziehen. Wenn ich mir vorstelle, dass in Haiti die Kinder, die alles verloren haben, in Betonklötze gesteckt werden, wo sie ihr Trauma verarbeiten sollen, in irgendwelche unatmosphärische Gebäude, wo man sich nicht zurückziehen kann, wo man sich nicht wohlfühlt, wo man das Geschehen aufarbeiten soll, das kann ich mir nicht vorstellen. In dieser Umgebung werden die Wunden nur verhärtet, weil sie sichtbar gemacht werden."* Heringer hielte es für *„[...] eine ganz wichtige Aufgabe, hier zu sagen, die Kinder brauchen einen schönen Ort, wo etwas heilen kann.*" Die in Haiti verfolgte Strategie, rasch und mit relativ viel Geld etwas zu bauen, hält Heringer für verfehlt, da

dadurch „*[...] alle Wunden wieder aufgerissen werden.*“ Ihr Vorschlag wäre, anstatt mit Beton, mit Materialien zu arbeiten, „*[...] die auch vergänglich sein dürfen, dass man etwas Temporäres herstellt, das keinen Müll produziert und das man später* [durch eine durchdachte Lösung, Anm. der Autorin] *ersetzt*.“

Auch Clemens Quirin (Interview 2010) sieht „*[...] einiges, was auf diesem Gebiet passiert*“, durchaus kritisch. „*[...] man fragt sich, warum können diese Dinge nicht auch gut sein? Warum muss alles so aussehen?*“ Hier Neues zu entwickeln, so meint er, würde zwar Geld kosten, „*[...] gewisse trial- and error-Kosten*, *die anfallen, wenn man Dinge ausprobiert, denn Pilotprojekte kosten eben mehr als serielle Sachen*“, es läge aber an seiner Profession, hier aktiv zu werden und die Tendenz hintan zu halten, dass „Bauen in Entwicklungsländern“ und Bauen nach Katastrophenfällen „ *[...] ohne architektonischen Anspruch vor sich geht.“*

Wenn man von Katastrophenhilfe in Bezug auf Bauen und Architektur spricht, so Gertrud Tauber im Interview (2010), dann müsse man zwischen „*[...] Nothilfe, wo es darum geht, die Menschen kurzfristig unterzubringen und langfristigem Wiederaufbau*“ unterscheiden. Der Zeitdruck sei natürlich immer gegeben. Beim langfristigen Wiederaufbau gelte es, neue Strukturen aufzubauen, die für Generationen halten sollen, „*[...] in unserem Kontext* [Projekt nach Tsunami in Indien, Anm. der Autorin] *waren das ganz neue Dorfstrukturen. Die baut man nicht für ein Jahr, die werden für immer gebaut.*“ Die akute Katastrophenhilfe beziehe sich hingegen auf temporäre, kurzfristige Notunterkünfte. Die Frage, ob ihrer Meinung nach ArchitektInnen aufgerufen wären, nach tragfähigen Lösungen für solche Notunterkünfte zu suchen, beantwortet Tauber mit „*[...] ja und nein.*“ Es gäbe zwar Ambitionen seitens der Architektur, aber „*[...] es funktioniert meistens nicht, weil bei einer Katastrophe Ausnahmezustand herrscht, weil nichts mehr funktioniert, weil ein Staat, der Notunterkünfte aufbaut, sofort und schnell agieren muss. Und es hängt auch immer davon ab, wo die Katastrophe passiert und Unterkünfte, die beispielsweise in China funktionieren, funktionieren wo anders unter anderen klimatischen und anderen Bedingungen nicht.*“ Hier eine Lösung zu finden würde bedeuten, sich „*[...] schon vorher für jeden Ort etwas zu überlegen“*, was für sie nur schwer denkbar und kaum realisierbar sei.

Für Gernot Kupfer (Interview 2011) besteht im Katastrophenfall die Anforderung an

ProfessionalistInnen und ArchitektInnen darin, „*[...] schnellstmöglich eine Behausung zur Verfügung zu stellen.*“ Das damit einher gehende Problem sei, „*[...] dass diese Zwischenlösungen, zumindest in Afrika, oft über Jahre und Jahrzehnte einfach stehen bleiben und es da keinen Switch mehr gibt.*“ Die großen Organisationen, die diese Camps aufstellen, so Kupfer, seien in Wahrheit nicht daran interessiert, diese baldmöglichst durch fixe Behausungen zu ersetzen. Dabei wäre dieser Switch so wichtig, was zahlreiche Positiv-Beispiele beweisen würden. Es seien die „*[...] Blockaden der Hilfsorganisationen*“, die in vielen Fällen eine Weiterentwicklung verhindern würden. Gefragt nach der Bedeutung von Katastrophenhilfe in der Lehre betont Kupfer, dass dieses Thema in seinem Verantwortungsbereich an der Technischen Universität Graz ein aktuelles und wichtiges sei. Man handle es als „*zweite Haut“* unter der Prämisse des Minimal-Anspruchs „*[...] klimatisch, als Schutz vor Bränden etc., was braucht man dafür?*“ ab. Die Auseinandersetzung damit hält Kupfer für eine wichtige und wesentliche in der Ausbildung von ArchitektInnen.

Für Karin Stieldorf (Interview 2011) stellt sich die grundsätzliche Frage, was Architektur im Kontext von Katastrophenhilfe bedeutet? Um die Thematik zu konkretisieren erwähnt sie „*[...] die Zeltkonstruktionen, die die Amerikaner in Haiti zum Einsatz gebracht haben“* und meint, das wären „*[...] schon ganz vernünftige Konzepte, denn diese Zelte kann man in Form von ganz kleinen Paketen auch abwerfen*.“ Als temporärer Schutz würden sie gut funktionieren, als Dauerbehausungen seien sie allerdings nicht geeignet. Was die Errichtung von Dauerbehausungen betrifft, sollte nach Meinung Stieldorfs „Hilfe zur Selbsthilfe“ oberste Priorität haben. Man müsse „*[...] die Leute befähigen, dort selbst etwas zu tun, weil von außen alles hinzubringen fördert die Abhängigkeit und Unselbständigkeit, die nicht gut ist.*“
Innerhalb der Architektur, so Stieldorf, habe „Katastrophenhilfe“ durchaus eine Relevanz und das zeige sich auch an den zahlreichen Diplomarbeiten, die zu diesem Thema verfasst würden.

Die Beschäftigung mit Katastrophenhilfe ist für Erich Lehner (Interview 2010) eine „*[...] ganz neue Sache in der Architektur*.“ Es gäbe innerhalb der Architektur keine Richtung, die sich explizit mit Katastrophenhilfe beschäftige. Es seien lediglich einzelne Leute, die diese Thematik aufgreifen würden, was bedauerlich sei, denn seiner Meinung nach habe das Thema durchaus Zukunftspotential. Derzeit sei „*[...] Katastrophenhilfe oder das Bauen in*

Katastrophengegenden immer so eine ad-hoc-Sache. Erst muss ich wissen, was ich will, in zwei Wochen muss ich den Plan abliefern und spätestens in zwei Monaten, möglichst aber in vier Wochen, muss gebaut sein und genauso schaut es auch aus. Ungeplante, chaotische Sachen. Die Katastrophe bringt manchmal weniger Chaos als die Katastrophenhilfe." Um das Thema universitär in den Griff zu bekommen, stellt Erich Lehner die Möglichkeit eines Lehrgangs für „Bauen in Katastrophengebieten" in den Raum, bezeichnet dies aber als ein schwieriges Unterfangen, da man nicht wisse, wann und wo Katastrophen stattfinden würden. Dies wäre eine „*[...] Ausbildung auf Verdacht*." Viel wichtiger und wesentlicher, so Lehner, sei aber auch in diesem Kontext die Grundlagenforschung. „*Man braucht wahrscheinlich gar keine zusätzliche Ausbildung, denn es gibt genug ArchitektInnen, die sich einfühlen können, was man allerdings braucht, sind Grundlagen: welche Ressourcen gibt es in diesem Land, wie ist die Gesellschaft aufgebaut, welche Hierarchien gibt es, welche Gruppen gibt es und wie leben diese zusammen? Wollen die Menschen das überhaupt und wollen die Menschen ihre Lebensweise ändern, wenn das unserer Meinung nach positiv für sie wäre?"* Dies alles sei von Fall zu Fall verschieden. Grundlagenforschung könne einen wichtigen Beitrag zum Erwerb des notwendigen kontextuellen Wissens leisten und die Basis für verantwortungsvolles Agieren nicht nur in Katastrophenfällen bereitstellen.

Bärbel Müller (Interview 2010) assoziiert mit dem Thema Katastrophenhilfe und Architektur Aktivitäten der amerikanischen Organisation „Architecture for Humanity", „*[...] die ziemlich global unterwegs sind und immer wieder Wettbewerbe ausschreiben zur Entwicklung von Prototypen für zum Beispiel Überschwemmungs- oder Erdbebengebiete.*" Es gäbe aber auch immer wieder andere Initiativen, die über das Internet verbreitet würden und Wettbewerbe, die nach Lösungen zu dieser Problemstellung aufrufen. In Österreich, so Müller, sei diesbezüglich in der Architektur nur wenig zu vermerken und wenn überhaupt, dann nur im Rahmen von Einzelaktivitäten.

Ursula Nikodem macht im Interview (2011) Architektur und Katastrophenhilfe an einem konkreten Beispiel fest, dem Projekt eines Diplomanden an der Kunstuniversität Linz, der in Zusammenarbeit mit einer Firma aus Leichtbauplatten und Holz in Form eines Stecksystems Module entwickelte, „*[...] wo in der ersten Zeit, in der ersten Not, bis zu 36 Personen Platz finden. Das Material dieser Unterkünfte kann später durch Adaptierung mit je nach Region*

verfügbaren Ressourcen zum Bau von Einfamilienhäusern für Kleinstfamilien weiter benutzt werden.“ Eine, wie Nikodem meint, gelungene Möglichkeit einer Umwandlung von temporären in permanente Behausungen. Als Negativbeispiel und kritisierbares Agieren nach einer Katastrophe nennt Nikodem den Wiederaufbau nach dem Erdbeben in Haiti. „*Haiti wird derzeit katastrophal wieder aufgebaut. Westliche Technologien werden einfach hingebracht und globales Design aufgebaut. Die Menschen werden zu Hilfsempfängern degradiert und es dominieren wirtschaftliche Entscheidungen, Firmenentscheidungen und andere, unterschiedlichste Interessen.*“ Hier anzusetzen, wäre für ArchitektInnen eine interessante Aufgabe, ein interessantes Feld, das allerdings nur schwer zu besetzen sei, da „*[...] wirtschaftliche Interessen globaler Firmen diesen Platz für sich reklamieren*.“

Für Peter Nigst (Interview 2011) ist Architektur und Katastrophenhilfe eine wichtige Kombination und ein Thema, das die Vergangenheit durchzieht. „*Es gibt die verschiedensten Dinge, die im Zusammenhang mit Kriegen und anderen Katastrophen entstanden sind. Schon Otto Wagner hat Notkirchen und verschiedene andere Dinge entwickelt*.“ Essentiell dabei sei, die Einfachheit hervorzukehren, denn Architektur in diesem Kontext „*[...] muss anders vorgehen. Neben der inneren Qualität muss etwas Intelligentes und sehr Einfaches auf die Beine gestellt werden.*“ Dies sei die Antriebsfeder und das Konzept dieser speziellen Architektur, die umzusetzen bestimmter Rahmenbedingungen bedürfe, die auf Grund wirtschaftlicher und politischer Interessen leider oft nicht gegeben seien. Grundsätzlich aber hält Nigst Katastrophenhilfe für ein sehr wichtiges und interessantes Thema in der Architektur, wobei der Fokus immer darauf gerichtet sein sollte, „*[...] dass sich später daraus selber etwas entwickelt.*“

Für Andreas Hofer (Interview 2010) ist Katastrophenhilfe„*[...] ein sehr spezieller Bereich*“. Da würden Stunden zählen und da sei es sehr wichtig, „*[...] eine gut funktionierende Logistik zu haben, die wahrscheinlich nur großen, weltumspannenden NGOs zur Verfügung steht.*“ Katastrophenhilfe sei, so betont er, „*[...] sicher eine spezielle Situation*“, nicht nur für ArchitektInnen, und daher könne immer wieder der Fall eintreten, dass in diesem Kontext „*[...] Entscheidungen getroffen werden, die nicht richtig sind.*“

Marta Schreieck (Interview 2012) würde es „*[...] schon lange interessieren, wie das mit der*

Katastrophenhilfe und der Rolle der Architektur abläuft“ und sie verweist auf zahlreiche Negativbeispiele, wie den Wiederaufbau in Sri Lanka nach dem Tsunami, „*[...] wo Fertighäuser 'hingeknallt' wurden, die bei uns an der Peripherie schon eine Katastrophe wären, geschweige denn dort. Diese Häuser haben nichts mit der Kultur vor Ort zu tun und an solchen Kultur-unsensiblen Fertighäusern scheitert oft die ganze Entwicklungshilfe.*“ Es wäre wichtig und wünschenswert, so Schreieck, der Architektur die Gelegenheit zu geben, sich vor allem in der Phase des Wiederaufbaus nach Katastrophen einzubringen und eine angemessene Rolle zu spielen, damit Traditionen und Lebensbedingungen der Menschen vor Ort beim Wiederaufbau der Häuser Berücksichtigung finden. „*Es geht nicht darum, Dinge von uns dorthin zu bringen, sondern zu schauen, dass diese selber dort produziert werden. […] Es geht darum, vor Ort Strukturen aufzubauen, wo sich die Leute selber helfen können und sich damit Arbeit schaffen. Es geht um Arbeitsplätze und nicht um Zwangsbeglückung, denn indem wir die Menschen mit unserer Entwicklungshilfe zwangsbeglücken, wird die Arbeit immer weniger.*“

Carmen Wiederin (Interview 2012) hält Katastrophenhilfe für ein wichtiges Thema in der Architektur: „*[...] wir haben selbst einmal Dinge dazu überlegt und ich finde das sehr sinnvoll und wichtig, glaube aber, dass es sehr schwierig ist, weil Architektur ein behäbiges Monster im Sinne von: es gibt keine leichte oder entspannte Zugangsform zu diesem Thema, ist. Architektur ist dann immer zu starr, um spontan eingreifen zu können.*“ Einer von der Interviewerin nachgefragten möglichen Entwicklung von Modulen, die weltweit in Katastrophenfällen eingesetzt werden könnten, steht Wiederin eher skeptisch gegenüber, denn „*[...] sobald es sich um ein industrielles Produkt handelt, ist es zu teuer, zu behäbig und zu komplex. Es bräuchte vielmehr erfrischender Herangehensweisen, wo die Leute auch selber mitbauen oder selber bauen können*.“

Für die Architektinnen Anna Lindner und Katharina Zerlauth (Interview 2011) ist Architektur im Kontext von Katastrophenhilfe ein Thema, das sowohl in der Ausbildung als auch in der Praxis präsent ist. „*Es gibt relativ viele Diplomarbeiten zu solchen Themen und hin und wieder auch 'Entwerfen' dazu, so weit ich weiß*“ (Lindner 2011). Um mit Bauen nach Katastrophenfällen umgehen zu können (Zerlauth 2011), bedürfe es keines eigenen Faches an der Universität, denn es gäbe viele gute Grundideen, die in der Architektur-Ausbildung

vermittelt würden. „*[...] die man zusammenführen kann. Ein flexibles, modulares, schnelles, billiges, leichtes Haus zu bauen, dazu braucht es kein eigenes Fach. Ich glaube, dass wir das generell in der Ausbildung mitbekommen, sodass wir selber dann auch etwas umsetzen können. Also, ich denke, die generelle Basis liefert das Studium und das restliche, für die Umsetzung Notwendige, eignet man sich selber an.*“

Martin Summer zeigt sich im Interview (2012) darüber verwundert, dass ArchitektInnen im Rahmen der Katastrophenhilfe so selten einbezogen werden. Es gäbe immer wieder Gebäude, die als temporäre Hilfe gedacht, in der Realität zu permanenten Wohnungen würden und 20 oder 30 Jahre stehen bleiben, „*[...] dass man aus Flüchtlingslagern Städte baut, die über Jahrzehnte festgeschrieben sind.*“ Dabei gäbe es bemerkenswerte Entwürfe von ArchitektInnen auf diesem Gebiet, „*[...] es gibt viele Konzepte, wo nach Lösungen gesucht wird, aber leider wissen wir nicht, wo die nächste Katastrophe passiert.*“

Auch Ingrid Habenschuss (Interview 2011) hält Katastrophenhilfe für ein wichtiges Thema und eine Herausforderung für ArchitektInnen, denn „*[...] man kann auch das, was schnell gehen muss, gut machen und so, dass es länger und auch wo anders verwendet werden kann.*“

Für LEO (Interview 2010) ist klar, dass Katastrophenhilfe generell eine bauliche Herausforderung und insbesondere auch „*[...] eine Herausforderung für ArchitektInnen ist.*“ Dass die Architektur hin und wieder zu kurz käme, sei evident, „*[...] weil der Zeitdruck groß ist und Menschen sterben, wenn nicht schnell etwas geschieht. Dass da oft anspruchsvollere Erwartungen nicht befriedigt werden können, ist klar. Aber Architektur ist auch bei rasch zu errichtenden temporären Bauten sehr wichtig*.“

Die Architektin CARA (Interview 2010) ist der Meinung, dass „*[...] Architektur in diesem Kontext keine große Rolle spielt, da keine Zeit dafür vorhanden ist.*“ Es würde schnell gebaut und schnell vor Ort etwas entwickelt und für zeitaufwendige Planung sei keine Kapazität vorhanden. Die Entwicklung möglichst universell einsetzbarer Module als temporäre Behausungen hielte CARA für eine gute Sache und „*[...] ganz eindeutig als einen positiven Beitrag zur Katastrophenhilfe*.“

Als „*[...] ein spannendes Feld für ArchitektInnen*“ bezeichnet auch meine Interview-Partnerin BEA (Interview 2010) die Katastrophenhilfe. Die Entwicklung flexibler Module als temporäre Behausungen nach Katastrophenfällen hält sie für ein interessantes Thema, das „*[...] gut geeignet wäre für ein 1:1-Entwerfen.*“

„Shelter“ versus „Haus“

> „*The right to housing is inextricably related to other human rights […]. Shelter is a critical determinant for survival in the initial stages of a disaster. Beyond survival, shelter is necessary to provide security and personal safety, protection from the climate and enhanced resistance to ill health and disease. It is also important for human dignity and to sustain family and community life as far as possible in difficult circumstances.*“ (UN Habitat Agenda, Chapter 4: 207 f)[37]

Ein Platz zum Wohnen als Menschenrecht und ein Recht auf eine angemessene Behausung zum Überleben nach Katastrophenfällen für alle Menschen dieser Welt, so steht es in der Habitat-Agenda der Vereinten Nationen. In der Realität erweist es sich oft als schwierig bis unmöglich, diesen Forderungen auch nur annähernd nachzukommen.

„Shelter“ heißt beschützen, jemanden unterbringen, eine Unterkunft bereitstellen oder jemandem Obdach und Schutz gewähren. „Shelter“ geht auf die Situation unmittelbar nach der Katastrophe ein, das erste „Dach über dem Kopf“. Was als „Shelter“ bezeichnet wird, ist zumeist situationsgebunden. Oft sind es Plastikzelte, die keine Rücksicht auf kulturelle oder soziale Besonderheiten der Betroffenen nehmen, die nur das blanke Überleben sichern und lediglich als temporäre Hilfe dienen können. Diese Notunterkünfte (Mechler 2010: 45), so das Konzept von UN Habitat, sollten nach einer angemessenen Zeit durch „Transitional Shelters“ ersetzt werden, die einen sanften Übergang zur Phase des Wiederaufbaus permanenter Wohnhäuser gewährleisten können.

Ein Blick in Regionen, die von Katastrophen gezeichnet sind, straft diese Absichtserklärung der Vereinten Nationen jedoch oft Lügen. Der Übergang von „Shelter“, der temporären Behausung, zum „Haus“, einer permanenten Wohnstätte, eingebettet in ein soziales Gefüge, wie das Konzept der Vereinten Nationen es vorsieht, wird oft nicht vollzogen und temporäre

37 Internet-Ressource: UN Habitat Agenda [30.07.2013]

Lösungen werden zu struktur- und konzeptlosen Dauerlösungen, die für die Betroffenen nur schwer zu ertragen sind.

Ich denke, ArchitektInnen, die sich mit dem Thema Katastrophenhilfe beschäftigen, sind sich dieser unerwünschten Problematik des nahtlosen Übergangs von temporären zu permanenten Behausungen bewusst, was auch die Stellungnahmen meiner Interview-PartnerInnen im vorigen Kapitel deutlich zum Ausdruck bringen. Da „Shelter" in der Realität der Katastrophe immer öfter zum „Haus" wird, wäre es wünschenswert, dass sich ArchitektInnen vermehrt zu diesem Thema einbringen und kreative Lösungen entwickeln, die es den Menschen in den betroffenen Regionen ermöglichen, den Übergang aus eigener Kraft und mit vor Ort vorhandenen Ressourcen zu schaffen und für sich etwas zu gestalten, das ihren Erwartungen entspricht.

Barrieren zwischen Architektur und Entwicklungszusammenarbeit

„Bauen in Entwicklungsländern" und Bauen nach Katastrophenfällen findet zumeist auf einer inoffiziellen Ebene statt, auf einer Ebene, wo engagierte Menschen und Menschengruppen sich zu Organisationen zusammenfinden und keine Verflechtungen mit der „offiziellen" Entwicklungszusammenarbeit der jeweiligen Regierung vorliegt. Diese „Non Governmental Organisations" (NGOs) sind wichtige Trägerorganisationen von Projekten rund um die Welt und oft als erste zur Stelle, wenn rasche Hilfe nach Katastrophen von Nöten ist.

ArchitektInnen, die sich im Rahmen der „offiziellen" Entwicklungszusammenarbeit einbringen möchten, berichten über Barrieren, die sich ihnen in diesem Umfeld entgegen stellen und über das mangelnde Interesse der „offiziellen" Entwicklungszusammenarbeit, der Architektur Raum zu geben. Architektur und Entwicklungszusammenarbeit zu verbinden, so zeigt es die Realität, funktioniert fast ausschließlich über die inoffizielle Schiene, über den Weg der NGOs. Warum das so ist, habe ich, gemeinsam mit einigen meiner Interview-PartnerInnen, versucht herauszufinden.

Ursula Nikodem (Interview 2011) sieht den Grund für die Barrieren zwischen „offizieller" Entwicklungszusammenarbeit und Architektur in den unterschiedlichen

Schwerpunktsetzungen und Herangehensweisen. „*Die ADA* [Austrian Development Agency, Anm. der Autorin] *hat keine Schwerpunkte in Richtung Bauen oder Unterkünfte. Ihre Schwerpunkte liegen eher im Bereich, Leute vor Ort auszubilden, damit sie dann selber nachhaltig einen Job haben und dort die Struktur verbessern, was ich auch sehr sinnvoll finde. Die Herangehensweise ist also ganz anders und man muss sich das Konzept ganz anders vorstellen.*“ Nikodem würde es als „*ideal*“ betrachten, wenn es gelänge, das Konzept der ADA mit dem der Architektur zu verbinden.

Für Gernot Kupfer (Interview 2011) besteht keine Chance, für Projekte in „Entwicklungsländern“ finanzielle Mittel von der „offiziellen“ Entwicklungszusammenarbeit zu lukrieren, denn „*[...] die finanzieren keine Bauprojekte und das würde ja auch dem Sinn der ADA-Förderung nicht entsprechen, wenn wir eine Schule in Südafrika bauen, für die es eine Trägergesellschaft gibt.*“ Aus dem Entwicklungszusammenarbeits-Topf des Landes Steiermark habe er allerdings einmal Geld für ein Projekt erhalten.

Bärbel Müller (Interview 2010) hat die offensichtlichen Barrieren zwischen Architektur und „offizieller“ Entwicklungszusammenarbeit selbst erfahren. „*Ich habe viel Zeit verbracht, um für das Mexiko-Projekt und jene in Ghana und Kongo sowie für ein Ausstellungsprojekt in Wien Gelder aufzustellen und habe auch mit der ADA Kontakt gehabt, die dann das Ausstellungsprojekt minimal gefördert haben.*“ Förderungen in diesem Kontext, so Müller, seien grundsätzlich problematisch, weil „*[...] die österreichische Entwicklungszusammenarbeit eigentlich die Finanzierung von Bauprojekten ausschließt und ganz stark auf Mikrofonds für Frauen etc. fokussiert ist, was ich ja auch verstehe. Es gibt glücklicherweise eine starke Tendenz zur Förderung von Organisationen vor Ort.*“ Dennoch sei es ihrer Meinung nach „*[...] schwierig, dass für Wohnen und Bauen so wenig Mittel zur Verfügung gestellt werden.“*

Anna Heringer (Interview 2010) würde sich von der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit wünschen, dass dort „*[...] für Projekte, die man unterstützen will, wie zum Beispiel eine Krankenstation, ein bestimmtes Budget zur Verfügung steht und man sich für das, was Architektur betrifft bewerben kann, als Teil eines Projektes und einer Strategie.*“ Aber das sei „*[...] Wunschdenken, da fehlt noch jegliches Interesse*“ von offizieller Seite. Eigentlich, so

Heringer, sollte jedes Projekt in „Entwicklungsländern“, das Kultur-sensibel ausgeführt ist und von dem die Leute vor Ort profitieren können, Anspruch auf Förderung haben. „*Wir haben einmal einen Antrag für ein Projekt geschrieben, das man bei der ADA total spannend gefunden hat [...] und man gesagt hat, dass man das eigentlich in die Entwicklungspolitik integrieren müsste. Aber letztendlich haben sie es als tolle Studenteninitiative gesehen und nicht ernst genommen. Das ist schade.*“

Ihren Kontakt mit der „offiziellen“ Entwicklungszusammenarbeit beschreibt Karin Stieldorf im Interview (2011) an Hand eines Projektes in Uganda, ein Projekt „*[...] das wir vor drei Jahren gemacht haben, wo die ADA mit dabei war. Wir hatten da spezifische Fragestellungen im Hinblick auf Bauen in Uganda untersucht und uns angeschaut, wo die Probleme in der Bauentwicklung sind und was die Unterschiede zu einer so zu sagen westlichen Bauentwicklung sind.*“ Man habe im Zuge dieses Projektes „*[...] zum einen eine Planung für ein Mutter-Kind-Zentrum entwickelt und zum anderen ein Gebäude, wo Mangos zu Trockenfrüchten verarbeitet wurden, überarbeitet.*“ Es ging in diesem Fall allerdings in erster Linie um die Erarbeitung eines Vorschlags und nicht um die Realisierung eines konkreten Bauprojektes.

3.6 Architektur und Anthropologie

Kompetenzen der AnthropologInnen

Was sind ihrer Meinung nach die Kompetenzen von AnthropologInnen und was kann die Anthropologie in die Architektur und ganz speziell in den Bereich „Bauen in Entwicklungsländern“ einbringen, das habe ich meine Interview-PartnerInnen gefragt und festgestellt, dass da und dort noch erhebliche Unklarheiten und Unschärfen über die Kompetenzen der AnthropologInnen und die Vorteile einer Zusammenarbeit beider Disziplinen bestehen. Es wäre an der Anthropologie, vermehrt und offensiver in den Bereich der Architektur einzudringen, ihre Kompetenzen klarzulegen und die ArchitektInnen davon zu überzeugen, dass ein Mehr an unterschiedlichem Wissen eine Bereicherung für beide Disziplinen bedeutet.

„*Bauen hat etwas mit Tradition zu tun, mit dem Tun der Menschen, die etwas für sich schaffen, mit einer Basis"*, so Carl Pruscha im Interview (2010), und deshalb sei in der Architektur auch die Anthropologie gefragt. Er jedenfalls habe das in seiner Lehrtätigkeit immer so gehalten und mit AnthropologInnen zusammengearbeitet.

Dass AnthropologInnen mit ihren Kompetenzen viel zum Verständnis von Architektur beitragen können, steht für Erich Lehner (Interview 2010) außer Frage und er spielt den Ball zurück: „*[...] es sollte vielmehr umgekehrt sein, denn es hapert vor allem daran, dass die AnthropologInnen viel zu wenig über Architektur lehren und lernen."*

Clemens Quirin (Interview 2010) schätzt vor allem die sozialen und kulturellen Kompetenzen der AnthropologInnen, ein Wissen, das den ArchitektInnen ermöglicht, Projekte besser in die lokalen Gegebenheiten einzubetten. Die Frage nach der Sinnhaftigkeit anthropologischer Studien im Vorfeld von Projekten beantwortet Quirin mit: „*[...] es wäre grundsätzlich sinnvoll, ethnologische Vorstudien zu machen um das aufzunehmen, was vor Ort ist."*

Auch Anna Heringer zeigt sich im Interview (2010) davon überzeugt, dass anthropologische Kompetenzen „*[...] auf jeden Fall bei solchen Projekten hilfreich sind, wo man den Ort nicht kennt*" und überdies würde sie es spannend finden, bei Projekten vor Ort „*[...] permanent mit AnthropologInnen im Dialog zu stehen.*"

Bärbel Müller (Interview 2010) betont vor allem das Verständnis für das sozio-kulturelle Gefüge, das AnthropologInnen auszeichne und über das ArchitektInnen auf Grund ihrer Ausbildung zumeist nicht verfügen würden, „[...] *AnthropologInnen haben da ganz andere Werkzeuge zur Verfügung.*"

Ursula Nikodem (Interview 2011) hält das Einbeziehen anthropologischer Kompetenzen beim „Bauen in Entwicklungsländern" für notwendig und richtig, wobei sie eine Arbeitsteilung vorschlägt: „*Die Architektur sollte den Bereich der architektonischen Umsetzung abdecken, die Anthropologie den Bereich des Grundsätzlichen."*

Für Katharina Zerlauth und Anna Lindner (beide im Interview 2011) liegen die Kompetenzen

der AnthropologInnen vor allem im sozialen Bereich: „*[...] AnthropologInnen sollten vor allem die soziale Komponente abdecken.“*

Die Anthropologie kann „*[...] unglaublich viel zum Verständnis und zum Formulieren einer Bauaufgabe beitragen“*, ist Karin Stieldorf (Interview 2011) überzeugt. „*Ich gehe davon aus, dass es in der Anthropologie ein Instrumentarium gibt, das eingesetzt werden kann, um das alles* [die Bedürfnisse der Menschen, die Struktur der Gesellschaft und die Lebensformen, Anm. der Autorin] *gut aufzuarbeiten.“*

Als „*hilfreich*“ bezeichnet Gertrud Tauber im Interview (2010) die Mitarbeit von AnthropologInnen bei der Abwicklung von Projekten, ist aber der Meinung, dass auch ArchitektInnen Feldarbeit zu leisten hätten, „*[...] nicht nur EthnologInnen, da müssen auch die ArchitektInnen unterwegs sein*, *denn die räumliche Umsetzung können nur die ArchitektInnen verstehen.*“ AnthropologInnen allein könnten die für die Planung notwendigen Basisinformationen nicht liefern. ArchitektInnen, die in diesem Bereich arbeiten, so Tauber, sollten sich gewisse Kompetenzen, über die AnthropologInnen verfügen, zu eigen machen, um verantwortungsvoll und nachhaltig agieren zu können.

Peter Nigst (Interview 2011) plädiert für eine Kompetenzen-Vielfalt durch die Zusammenarbeit von ArchitektInnen und AnthropologInnen, durch die „*[...] Neues zu Tage gefördert werden kann.*“

Marta Schreieck (Interview 2012) ist grundsätzlich der Meinung, dass die Hineinnahme von Kompetenzen unterschiedlicher Disziplinen in die Architektur die Möglichkeit eröffne, „*[...] Themen neu zu denken.*“

AnthropologInnen hätten „*[...] ganz andere Fragestellungen*“ als ArchitektInnen, sagt Martin Summer (Interview2012) und beim „Bauen in Entwicklungsländern“ gehe es eben „*[...] nicht nur um architektonische Fragen, sondern um das Ganze, um eine weitere Sicht der Dinge.*“ Anthropologisches Know-how sei seiner Meinung nach eine wichtige Ergänzung für architektonisches Wissen und wegweisend „*[...] für alles, was danach kommt.“*

Mit verhaltener Skepsis bewertet LEO (Interview 2010) die Kompetenzen von AnthropologInnen und deren sinnvollen Einsatz beim „Bauen in Entwicklungsländern". Er könne sich zwar vorstellen, dass AnthropologInnen bei der Planung unterstützend eingreifen, es sei ihm aber wichtig festzuhalten, dass er persönlich die Anthropologie *„[...] nicht als Leitwissenschaft, als erklärende Überdisziplin, sondern eher als unterstützende, vertiefende Sonderbetrachtung"* sehe.

Komplexität/Zusatzqualifikationen

Man ist sich innerhalb der Disziplin der Architektur durchaus bewusst, dass beim „Bauen in Entwicklungsländern" das architektonische Know-how allein nicht die gewünschten Ergebnisse bringen kann. Wie dieser Mangel an Wissen und Kompetenzen behoben werden könnte, gehen die Meinungen der ArchitektInnen auseinander. Zum einen sieht man die Lösung in einer interdisziplinären Herangehensweise und einer Zusammenarbeit mit anderen, einschlägigen Disziplinen, zum anderen fordert man Zusatzqualifikationen, die sich ArchitektInnen erwerben sollten, um den Herausforderungen von „Bauen in Entwicklungsländern" gewachsen zu sein. Ich denke, beide Wege sind wichtig und richtig, sie sind kombinierbar und realisierbar, aber wie so oft erweist sich die praktische Umsetzung als schwierig.

Die Meinungen meiner Interview-PartnerInnen zu dieser Problemstellung sind, wie auch zu anderen Fragen, breit gefächert und reichen von einem ausreichend vorhandenen Wissen innerhalb der Architektur bis hin zu einer vehementen Forderung nach dem Erwerb von Zusatzqualifikationen für ArchitektInnen.

Gertrud Tauber (Interview 2010), die viel praktische Erfahrung mit Projekten im Entwicklungskontext mitbringt und sich auch theoretisch eingehend mit dieser Thematik befasst, ist überzeugt, dass *„[...] ArchitektInnen, die Ambitionen in diese Richtung haben, einfach zusätzlich ausgebildet werden müssen, um bei solchen Projekten zielgerichtet arbeiten zu können.*" Tauber ist der Meinung, dass *„[...] die Organisationen ganz stark ArchitektInnen brauchen, die eine Schnittstelle bilden, aber auch das Know-how mitbringen, das in der Architektur notwendig ist.*" ArchitektInnen sollten, so meint sie, als Schnittstellen

zwischen Feld und Organisation fungieren, *„[...] wo klar ist, dass erarbeitet wird, was gebraucht wird und dies dann auch richtig in die Organisation aufgenommen wird. Aber um als solche Schnittstelle agieren zu können, braucht es Zusatzqualifikationen und auch eine Definition der Rolle der ArchitektIn, die nicht der klassischen entspricht. Da geht es nicht darum, den eigenen Entwurf umzusetzen, das ist in diesem Kontext nicht relevant. Da geht es um viel mehr, um Vorgaben, die die Strategie definieren und die die Basis bilden, auf der Architektur sich manifestieren kann, und nicht darum, wo mein Name draufsteht."*

Bärbel Müller liefert im Interview (2010) eine, wie ich meine, sehr treffende Situationsbeschreibung: *„[...] wir sind so groß geworden, dass wir annehmen, die Architektur ist etwas, das sich mit allem, mit dem ganzen Leben beschäftigt und demnach ist man auch ein bisschen ExpertIn auf sozio-kulturellem Gebiet, was aber nur begrenzt der Fall ist. Daher glaubt man wahrscheinlich als ArchitektIn, man hat sowieso immer alles im Blick.*" Wenn man aber wirklich seriös auf diesem Gebiet arbeiten wolle, so Müller, *„[...] ist es sicher notwendig, interdisziplinär oder transdisziplinär zu arbeiten.*"

Über die entscheidenden Zusatzqualifikationen für „Bauen in Entwicklungsländern" verfügt zweifellos Anna Heringer, eine Qualifikation, die sie sich mit viel praktischer Erfahrung, Empathie und theoretischem Wissen erworben hat. Von ihrem ersten Projekt in Bangladesch sagt Heringer (Interview 2010), dass dieses deshalb so gut gelaufen sei, *„[...] weil das Vertrauen und die Zusammenarbeit vor Ort so gut funktioniert haben und weil ich auch die lokale Sprache gelernt habe.*"

Als einen Bereich, der *„[...] auf jeden Fall über die Architektur hinausgeht*", bezeichnet CARA (Interview 2010) „Bauen in Entwicklungsländern". *„Ich denke, die Problematik hat eigentlich gar nicht mehr so viel mit Architektur zu tun"*. Sie selbst sei bei ihrer Diplomarbeit über dieses Thema an Grenzen gestoßen, wo sie sich sagen musste, *„[...] ich weiß nicht, ob das jetzt wirklich ein Problem der Architektur ist."*

Barrieren einer Zusammenarbeit

Eine Zusammenarbeit mit AnthropologInnen bei Projekten in „Entwicklungsländern würde

der Architekt Peter Nigst (Interview 2011) „*[...] sofort begrüßen. Natürlich geht es dabei darum, dass die Leute, die zusammenarbeiten, eine ähnliche Wellenlänge haben und ein gemeinsames Ziel postulieren, dass man jedem genug Luft zum Atmen lässt und trotzdem etwas Neues zu Tage fördert.*“ Das Problem dabei und die Barriere für die Realisierung einer solchen Zusammenarbeit sei der Faktor Zeit, „*[...] man müsste dafür die Projektdauer erhöhen und wenn man inhaltlich etwas machen will, muss man vielleicht sagen, die Projektdauer wird nicht ein Semester sondern eineinhalb Jahre sein, damit man das alles innerhalb dieser Zeit machen kann. Ich könnte mir das sehr gut vorstellen.“*

Andere Disziplinen beim „Bauen in Entwicklungsländern“ ins Boot zu holen hält auch Andreas Hofer (Interview 2010) für „*[...] notwendig und wichtig*“ und es gibt, wie er sagt, zahlreiche Beispiele, wo dies gut funktioniert hätte. Das sei alles bereits „*[...] Status Quo und man weiß heute, dass das notwendig ist, nur sehr häufig ist dafür das Geld nicht da oder es wird die dafür notwendige Zeit nicht zur Verfügung gestellt, weil die Politiker schon eröffnen und schon fertig sein wollen*.“ Andererseits habe er auch die Erfahrung gemacht, dass ein zu viel an Nachfragen und Einbinden unterschiedlicher ExpertInnen manchmal problematisch sein kann, da alles sehr lange dauere, oft zu lange, sodass die Problemlage letztendlich nicht mehr auf dem aktuellen Stand sei.

Geldmangel, „*[...] es wird überall gespart*, *auch im universitären Bereich“*, ist für Gernot Kupfer (Interview 2011) eine der wesentlichen Barrieren, die eine Zusammenarbeit mit AnthropologInnen und VertreterInnen anderer Disziplinen beim „Bauen in Entwicklungsländern“ schwierig bis unmöglich machen. Er persönlich würde eine solche Zusammenarbeit schätzen und auch immer wieder versuchen, mit anderen Disziplinen diesbezüglich Kontakt zu halten.

Bärbel Müller (Interview 2010) sieht eine rückläufige Tendenz interdisziplinärer Zusammenarbeit innerhalb der Architektur, die sie auf den derzeit herrschenden Zeit- und Arbeitsdruck zurückführt, der „*[...] wenig Raum zum Experimentieren zulässt. Das Transdisziplinäre erfordert einen ganz anderen Zeithorizont.“*

Für Katharina Zerlauth und Anna Lindner (beide im Interview 2011) ist das zumeist „*[...]*

nicht vorhandene Budget" die wesentliche Barriere, die einer Zusammenarbeit mit VertreterInnen anderer Disziplinen im Wege steht.

Erich Lehner beantwortet im Interview (2010) die Frage nach möglichen Barrieren einer Zusammenarbeit zwischen Architektur und Anthropologie aus der Sicht des Universitätslehrers: interdisziplinäres Arbeiten, so Lehner, werde zwar theoretisch gefordert, praktisch gäbe es aber immer wieder Verwunderung wenn es gelte, VertreterInnen anderer Universitäten zu integrieren, *„[...] da gibt es so einen aha-Effekt, wo es zum Beispiel heißt: aha, AnthropologInnen, wer ist das?"*

3.7 Erwartungen an „Bauen in Entwicklungsländern"

Um die Bedeutung von „Bauen in Entwicklungsländern" in den Gesamtkontext der Architektur einzuordnen und die Relevanz der Thematik für ArchitektInnen herauszuarbeiten, habe ich die Frage gestellt, welche Erwartungen ArchitektInnen mit ihrem Engagement für „Bauen in Entwicklungsländern" verbinden und welche Perspektiven sie für zukünftige Entwicklungen sehen.

Neuer Markt

Für Gernot Kupfer (Interview 2011) treten die Probleme der Megastädte in „Entwicklungsländern" immer mehr in den Mittelpunkt und werden zunehmend zu Beschäftigungsfeldern und neuen Märkten für ArchitektInnen. Andererseits *„[...] gibt es aber auch die Fraktion von ArchitektInnen, die dies aus tiefster Überzeugung macht und fasziniert ist von der Einfachheit der Baumethoden und wo man versucht, auch unser Wissen anzuwenden. Ein Beispiel dafür sind die Lehmbau-SpezialistInnen*." In Afrika, so Kupfer, sei dieser neue Markt für ArchitektInnen bereits real existent, aber *„[...] noch ein bisschen sehr weit weg und noch nicht wirklich das Thema.*"

Peter Nigst (Interview 2011) sieht „Bauen in Entwicklungsländern" nicht als einen neuen Markt im ökonomischen Sinn, sondern eher im Sinne eines spannenden Betätigungsfeldes für ArchitektInnen, *„[...] wo ein enormer Austausch unter den jungen Leuten über alle Grenzen*

hinweg passiert.“ Nigst ortet eine gewisse Aufbruchstimmung in der Architektur, „*[...] etwas anderes, Vernünftiges zu tun*“ und für alle, die das möchten, biete „Bauen in Entwicklungsländern“ eine Möglichkeit, sich einzubringen.

„Entwicklungsländer“ als neuer Markt für ArchitektInnen lässt Anna Lindner (Interview 2011) nur dann gelten, wenn es um Großprojekte, wie Stadien oder Supermärkte in diesen Regionen geht. Dann sei dies ein „*[...] wichtiger und großer Markt.“* Oftmals aber ist es für ArchitektInnen auch einfacher, in Regionen wie den „Entwicklungsländern“ zu bauen, weil „*[...] deren Gesetzgebung nicht so restriktiv ist und man dann doch Verschiedenes machen kann.“*

Aus der Sicht von Martin Summer (Interview 2012) repräsentiert „Bauen in Entwicklungsländern“ keinen neuen Markt, der für ArchitektInnen attraktiv wäre: „*Neuer Markt, das sehe ich für mich gar nicht. Wenn man 'Bauen in Entwicklungsländern' so eng sieht wie ich, dann ist das definitiv kein neuer Markt.“* Summer räumt allerdings ein, dass man bei einem weiter gefassten Begriff von „Bauen in Entwicklungsländern“ sehr wohl von einem neuen Markt sprechen könne, einem Markt, auf dem ArchitektInnen „*[...] Fuß fassen können, was in der Realität auch passiert.“*

Für Ursula Nikodem (Interview 2011) bedeutet Bauen in Regionen wie den „Entwicklungsländern“ eindeutig den Einstieg in einen neuen Markt. „*[...] ich glaube, das ist ein neuer Markt für ArchitektInnen“* und ein Feld, dem sie persönlich besonders großes Interesse entgegen bringt.

Dass ArchitektInnen vermehrt in „Entwicklungsländern“, in für sie neuen Märkten, tätig werden, führt Anna Heringer im Interview (2010) auf eine gewisse Sinnkrise in der Architektur zurück. „*[...] das ist ganz deutlich spürbar, die Sehnsucht, etwas zu bauen, das gebraucht wird, eine inhaltlich wertvolle Arbeit zu leisten, eine Arbeit mit Anliegen.“* Dies sei das große Zugpferd und die Motivation, um in die „Entwicklungsländer“ zu gehen und an Orten zu bauen, „*[...] wo dieser Bedarf mehr sichtbar ist, als bei uns.*“

BEA (Interview 2010) denkt, dass man „Entwicklungsländer“ durchaus als neue Märkte für

die Architektur bezeichnen könne, denn „*[...] es ist schon so, dass ArchitektInnen immer mehr in die Ferne schweifen und ihr Branding, ihr Marketing setzen und ich glaube schon, dass das immer aktueller wird.“*

Von einem neuen Markt für ArchitektInnen spricht auch mein Interview-Partner LEO (Interview 2010) und bezeichnet diesen als einen „*[...] möglichen Geschäftsbereich auch für unsere ArchitektInnen*“, bei dem allerdings bestimmte Voraussetzungen zu erfüllen seien: *„[...] die Bereitschaft, dem jetzigen Heimatland für einige Jahre den Rücken zu kehren […] und die Klärung der finanziellen Frage.“* Es liege an einer Reihe von Rahmenbedingungen, so meint er, ob derartige Vorhaben überhaupt realisiert werden könnten.

Für Erich Lehner (Interview 2010) ist es nur schwer einzuschätzen, ob es sich beim „Bauen in Entwicklungsländern“ um einen neuen Markt für ArchitektInnen handelt, denn „*[...] Markt hängt mit Profit zusammen und ich glaube, dass man gerade da am wenigsten verdient. Es ist einfach die Begeisterung, etwas Neues zu machen, etwas zu tun, was die anderen nicht machen. Insofern könnte das ein neuer Markt sein, in dem neue Ideen verwirklicht werden können. Ich glaube, das wäre eine schöne Sache und ich glaube auch, dass es vor allem darum geht und nicht um Prestige und Profit.“*

Andreas Hofer (Interview 2010) bezeichnet „Bauen in Entwicklungsländern“ als „*[...] ein Betätigungsfeld, das bisher zweifellos unterschätzt wurde“*, aber nicht als einen neuen Markt für die Architektur, „*[...] denn das gibt es im Prinzip schon seit dem zweiten Weltkrieg.*“ Allerdings sei das Thema auf Grund der Fülle an Kommunikationsmedien im letzten Jahrzehnt mehr diskutiert worden und vielleicht auch deshalb, „*[...] weil hier bei uns die Arbeit immer knapper wird und man sich daher international stärker betätigen muss, aber im Prinzip war diese Arbeit schon immer da.*“

„Entwicklungsländer“ als neue Märkte für ArchitektInnen zu propagieren kann Karin Stieldorf (Interview 2011) wenig abgewinnen. Sie meint, es wäre wesentlich besser, „*[...] die jungen Leute aus diesen Regionen gut auszubilden und zu motivieren, selbst in ihrem Land zu bauen.*“ Stieldorf möchte keinesfalls, dass „Entwicklungsländer“ zu neuen Märkten für junge, beschäftigungslose ArchitektInnen werden, „*[...] denn es gibt bei uns genug zu tun, aber*

wenn jemand gern reist und sowieso ins Ausland gehen möchte und das dann mitmacht, dann finde ich das schon eine gute Sache. Oder wenn jemand sich ganz spezifisch dafür interessiert, dann sollte man das schon tun." Es sei wichtig, so meint sie, immer zu hinterfragen, „*[...] warum jemand so etwas macht.*"

Gertrud Tauber (Interview 2010) ist der Meinung, dass „Bauen in Entwicklungsländern" kein neuer Markt für architektonische Interventionen sei, sondern vielmehr eine „*[...] Nische, die relativ jung ist, wo zusätzliche Kompetenzen notwendig sind und wo eine klassische, westliche Architektur-Ausbildung nicht ausreicht.*"

Zugewinn an Kompetenzen

Clemens Quirin (Interview 2010) sieht im Zugewinn an Kompetenzen einen der wichtigsten Effekte, die „Bauen in Entwicklungsländern" für ArchitektInnen mit sich bringt, einen „*[...] Zugewinn an Kompetenzen dahingehend, wie wir weltweit bauen sollten."* Kompetenzen, die beim „Bauen in Entwicklungsländern" erworben werden, so Quirin, können helfen, die großen Fragen der Zukunft, vor allem was die Energieressourcen betrifft, zu beantworten: „*[...] wie gehe ich mit low-tech um, wie gehe ich mit high-tech um, wie gehe ich mit Materialität um und wie bauen wir in Zukunft?*"

Für Anna Lindner (Interview 2011) bringt „Bauen in Entwicklungsländern" vor allem einen Zugewinn an sozialer Kompetenz sowie ein Mehr an „*[...] Verständnis für andere und dafür, dass es nicht immer so läuft, wie man es sich vorstellt"*. Wenn man in diesen Regionen gebaut hat, so Lindner, verstehe man auch die Rolle des Handwerkers besser, was „*[...] für ArchitektInnen extrem wichtig ist, einmal auch die andere Seite zu sehen.*"

„*Erfahrungen, die man aus so einem Betätigungsfeld für seinen Job im Norden mitnehmen kann"* sind die positiven Konsequenzen, die Andreas Hofer (Interview 2010) von „Bauen in Entwicklungsländern" ableitet. „*Man kann sich aus so einem Betätigungsfeld sicherlich einiges abschauen, denn man muss dort sehr häufig unter Bedingungen bauen und realisieren, die nicht alle Möglichkeiten beinhalten, das heißt, man muss gezwungenermaßen meist aus Budget- oder sonstigen logistischen Gründen bei der Umsetzung und in der*

Planung angepasster agieren." Hofer meint,*"[...] es würde auch bei uns nicht schaden, im Sinne der Nachhaltigkeit stärker über manche Dinge nachzudenken.*"

Für Martin Summer (Interview 2012) bedeutet „Bauen in Entwicklungsländern" „*[...] zweifellos einen Zugewinn an Kompetenzen.*"

„*Für mich liegt der Anspruch und die Bedeutung der ArchitektInnen in diesem Bereich vor allem darin, dass keine oder möglichst wenig falsche Dinge gebaut werden*", sagt Karin Stieldorf im Interview (2011) zum Thema Zugewinn an Kompetenzen durch „Bauen in Entwicklungsländern". Sie halte es für wichtig, dass ArchitektInnen ein Verständnis und ein Problembewusstsein dafür entwickeln, „*[...] dass Dinge, die man bei uns baut nicht einfach transferiert werden können.*" Wenn das gelänge, so Stieldorf, dann wäre schon viel passiert.

Natürlich erwerbe man sich durch „Bauen in Entwicklungsländern" Kompetenzen in verschiedenen Bereichen, bestätigt Ursula Nikodem (Interview 2011) aus eigener Erfahrung, „*[...] Kompetenzen, was die Struktur betrifft, die Einfachheit und die Improvisation.*"

Marta Schreieck (Interview 2012) sieht den Zugewinn an Kompetenzen durch „Bauen in Entwicklungsländern" in der Konfrontation „*[...] von jungen Leuten mit Menschen anderer Kulturkreise und auch mit der Tatsache, was es heißt, arm zu sein.*"

Dass „Bauen in Entwicklungsländern" „*[...] auf jeden Fall einen Zugewinn an Kompetenzen für ArchitektInnen"* bedeutet, bekräftigt Ingrid Habenschuss (Interview 2011) und schickt ihren Eindruck nach, dass es „*[...] überwiegend Frauen"* seien, die sich an solchen Projekten beteiligen würden. Sie wolle das zwar nicht verallgemeinern, habe aber die Erfahrung gemacht, dass Frauen „*[...] einen ganzheitlicheren Zugang haben.*" Darüber hinaus sei sie der Meinung, dass Kompetenzen, die man sich durch „Bauen in Entwicklungsländern" erwirbt, auch bei uns sehr gut und nutzbringend anzuwenden wären.

„Bauen in Entwicklungsländern" als Prestigefaktor?

Einen unmittelbaren Konnex zwischen „Bauen in Entwicklungsländern" und dem Erwerb von

Prestige für die zukünftige Laufbahn von ArchitektInnen kann Clemens Quirin (Interview 2010) nicht sehen, relativiert seine Aussage aber dahingehend, dass, wenn man es schaffe, über seine Themen in diesem Bereich zu publizieren, dann sei „Bauen in Entwicklungsländern" sehr wohl ein Prestigefaktor und ein positiver Input für die künftige Karriere als ArchitektIn. „*[...] wenn man von etwas überzeugt ist, will man es auch zum Thema machen*" und in diesem Sinne verstehe er „Bauen in Entwicklungsländern" „*[...] vor allem als Zukunftsforschung.*"

Mittlerweile, so Ursula Nikodem (Interview 2011), sei „Bauen in Entwicklungsländern" zu einem Prestigefaktor geworden, denn, „*[...] wenn ich so etwas in meinem Lebenslauf anführe, dann bedeutet das, ich habe nicht in einem Architekturbüro gearbeitet, sondern selbständig Projekte durchgeführt.*" Aber möglicherweise, so Nikodem, sei dies nur ihre persönliche Sicht und keine allgemein gültige Aussage.

Für Erich Lehner (Interview 2010) hat „Bauen in Entwicklungsländern" nichts mit Prestige zu tun, „*[...] Prestigefaktor überhaupt nicht, eher das Gegenteil.*" Es sei die Begeisterung, etwas Neues zu machen, das die ArchitektInnen antreibe und nicht das Streben nach Prestige und Profit, denn in diesem Markt sei für sie am wenigsten zu verdienen.

„*Ich glaube nicht, dass es jemandem, der in unserer Welt verhaftet ist, etwas bringt, wenn in seiner Biographie steht, dass er fünfzig Kilometer nördlich von Nairobi etwas gebaut hat*", sagt Gernot Kupfer im Interview (2011). „*Ich glaube das nicht, noch nicht, aber vielleicht ändert sich das*."

Marta Schreieck (Interview 2012) verbindet „Bauen in Entwicklungsländern" mit Eigeninitiative und weniger mit Prestige, denn *„[...] vielfach ist es das persönliche Engagement, das ArchitektInnen antreibt, außer man baut für China oder andere aufstrebende Volkskulturen, denn man kann sich nicht erwarten, damit reich zu werden.*"

Ein Prestigefaktor sei „Bauen in Entwicklungsländern" „*[...] eher nicht*", sagt Karin Stieldorf (Interview 2011). Ihrer Meinung nach sei es eher der „*[...] exotische Akzent*", der ArchitektInnen veranlasse, in solchen Regionen tätig zu werden.

Auch für Gertrud Tauber (Interview 2010) hat „Bauen in Entwicklungsländern“ nicht viel mit Prestige zu tun. „*Ein Prestigefaktor, weiß ich nicht. Meine Projekte waren nie Prestigearbeiten. Wenn ich allerdings Architekturfirmen hernehme, die große Aufträge bekommen, dann bedeutet das für sie natürlich Prestige.“* Es komme immer auf den Bereich an, in dem man tätig sei, ob Prestige ins Spiel gebracht wird.

Wenig Prestige und „*[...] viel guten Willen“* brauche es beim „Bauen in Entwicklungsländern“, meint CARA (Interview 2010), und daher würden sich nur wenige ArchitektInnen darauf einlassen, denn Architektur sei „*[...] eher Selbstverwirklichung*.“

3.8 Zukunftsperspektiven von „Bauen in Entwicklungsländern“

Aktueller Hype oder langfristiger Trend?

Für Anna Heringer (Interview 2010) ist „Bauen in Entwicklungsländern“ ein Thema mit Zukunftsperspektive. „*Es ist ein sehr großer Bedarf vorhanden, die Nachfrage ist unheimlich groß und daher glaube ich, dass das Thema für ArchitektInnen durchaus Zukunft hat. Es wäre halt schön, wenn das in der Ausbildung mehr berücksichtigt würde, damit nicht diese 'Alien-Geschichten' entstehen.*“ Sie fordert für die zukünftigen ArchitektInnen eine Ausbildung, die mehr als bisher auf kritisches Denken und Hinterfragen des eigenen Handelns Bedacht nimmt, „*[...] das sollte irgendwie gelehrt werden.*“ Um „Bauen in Entwicklungsländern“ wirklich effizient zu gestalten, würde sich Anna Heringer Dachorganisationen wünschen, die über entsprechende Budgets verfügen und ihre Aufträge mit bestimmten Qualitätskriterien verbinden. „*Das würde ich mir wünschen, denn so würde man zum einen durch den Wettbewerb gute Qualität fördern und zum anderen ermöglichen, dass solche Projekte auch umgesetzt werden.“*

Peter Nigst (Interview 2011) sieht gute Chancen, dass „Bauen in Entwicklungsländern“ vom aktuellen Hype zum langfristigen Trend wird, denn „*[...] durch die Hinwendung zu diesen Fragen bietet sich die Chance, von einer Architektur, die uns in den letzten Jahrzehnten beherrscht hat, wegzukommen.*“

Was „Bauen in Entwicklungsländern“ betrifft, so Carl Pruscha im Interview (2010), sei in Zukunft noch viel zu tun, „*[...] vor allem in Bezug auf die traditionellen Bauweisen, damit dieses Wissen nicht verloren geht.*“ Es sei wichtig, alte, traditionelle Bauweisen wieder aufzugreifen und diese behutsam für die Gegenwart aufzubereiten.

Für Gernot Kupfer persönlich (Interview 2011) ist „Bauen in Entwicklungsländern“ „*[...] natürlich ein Spitzenthema“*, das Zukunft hat. Sein besonderes Anliegen ist es, vom Terminus „Hilfe“ wegzukommen, denn „*[...] ich glaube, man muss nicht helfen, sondern einen Weg zeigen.*“ So lange aber dieses Umdenken nicht Platz greife und Bauen so betrieben werde, wie Hilfsorganisationen dies tun, ohne Bezug auf Material und Gesellschaft, so lange sei „Bauen in Entwicklungsländern“ seiner Meinung nach weder DIE Megachance noch DAS Zukunftsthema für die Architektur.

Erich Lehner (Interview 2010) sieht in „Bauen in Entwicklungsländern“ einen Trend mit Zukunftspotential. „*Ich glaube, der Trend wird sich verstärken, denn wenn man am Tiefpunkt angelangt ist, kann es nur mehr aufwärts gehen. Nach hundert Jahren des Zubetonierens könnte es so wieder aufwärts gehen. Man sieht dies auch am ökologischen Bauen, einer Idee, die seit einiger Zeit in die Architektur integriert wird. Die Idee des ökologischen Bauens wird immer stärker, auch in den 'Entwicklungsländern', die uns diese Technologie eigentlich vorgemacht haben.*“

Als ein neues Arbeitsfeld mit Zukunft sieht Andreas Hofer (Interview 2010) „Bauen in Entwicklungsländern“, als Arbeitsfeld, in dem es für ArchitektInnen „*[...] auch noch in den nächsten vierzig Jahren viel zu tun geben wird“.* Er betont vor allem den Lerneffekt, den man aus dieser Tätigkeit ziehen kann, „*[...] angepasster, im Sinne der Nachhaltigkeit zu agieren, was auch bei uns angebracht wäre.*“

Martin Summer differenziert im Interview (2012) seine Sicht der Zukunftsperspektive von „Bauen in Entwicklungsländern“ folgendermaßen: wenn man den Begriff weit fasst, dann gibt es einen immer stärker werdenden Trend vor allem zu Großprojekten in diesen Regionen. Für die von ihm präferierte enge Sicht von „Bauen in Entwicklungsländern“ seien die Chancen für die Zukunft erheblich geringer. „*Durch die Baumärkte aus China und anderen Ländern*

werden Sehnsüchte bei den Menschen geweckt, die dann groß und übermächtig werden gegenüber einem einsamen Rufer aus der Wüste, etwas Vernünftiges zu machen.“ Man wolle lieber westliche Vorbilder kopieren aus „*[...] amerikanischen Fertigteilhaus-Katalogen“,* um seine Träume zu erfüllen und da bleibe wenig Raum, „*[...] um etwas Vernünftiges zu machen.*“ Bei den Studierenden, so Summer, sei das Interesse an Projekten in „Entwicklungsländern“ jedoch ungebrochen, es werde sogar „*[...] eher stärker*“, sodass davon auszugehen sei, dass „Bauen in Entwicklungsländern“ in Zukunft seinen Platz behaupten werde.

Gertrud Tauber (Interview 2010) möchte die Frage nach den Zukunftsperspektiven von „Bauen in Entwicklungsländern“ nur für ihren Bereich, für ihre Schwerpunktsetzung im Kontext der Entwicklungszusammenarbeit, beantworten und räumt diesem Segment „*[...] auf jeden Fall Chancen für die Zukunft* “ ein, da es sich dabei um „*[...] ein total spannendes Gebiet*“ handle.

„Ich kann mir gut vorstellen, dass es für 'Bauen in Entwicklungsländern' auch in Zukunft gute Möglichkeiten und Chancen gibt“, sagt Ursula Nikodem (Interview (2011), „*aber nur in Form von Netzwerken und nur dann, wenn man sich dem Thema auch ernsthaft widmet.*“ Wenn es gelänge, solche Netzwerke zu installieren, hätte man gute Chancen, „*[...] gemeinsam viel weiterzubringen.*“

Karin Stieldorf (Interview 2011) denkt, dass die Chancen und Zukunftsperspektiven von „Bauen in Entwicklungsländern“ intakt seien, „*[...] speziell für größere Bauaufgaben, wenn man diese in die Begriffsdefinition von 'Bauen in Entwicklungsländern' hinein nimmt, denn die werden ja auch international ausgeschrieben.*“ Dadurch bekämen ArchitektInnen und Architekturbüros vermehrt die Chance, solche Bauaufgaben anzunehmen und wenn sie das tun, so Stieldorf, „*[...] dann würde man sich wünschen, dass sie all diese ganzheitlichen Ansätze dorthin mitnehmen.“*

Clemens Quirin (Interview 2010) nennt als Voraussetzung einer positiven Weiterentwicklung und einer Chance für „Bauen in Entwicklungsländern“ „*[...] mehr Interdisziplinarität, mehr Vorstudien, mehr Vorbereitung und in letzter Konsequenz mehr architektonische Qualität.“*

Für Bärbel Müller (Interview 2010) ist „Bauen in Entwicklungsländern“ grundsätzlich ein Thema mit „*[...] unheimlicher Relevanz*“ und DAS Zukunftsthema in der Architektur. Die budgetären Kürzungen, die derzeit die Finanzierung von Projekten schwierig machen, so Müller, könnten in Zukunft möglicherweise von aufstrebenden „Entwicklungsländern“, die einen gewissen Wirtschaftsboom zu verzeichnen haben, selbst aufgefangen werden. Ansätze dazu seien bereits zu vermerken.

Ähnlich skeptisch wie Martin Summer sieht auch Marta Schreieck (Interview 2012) die Zukunft von „Bauen in Entwicklungsländern“ in Bezug auf die Projekttätigkeit im engeren Sinn. „*Das sind vor allem Eigeninitiativen, die da gestartet werden, aber ansonsten ist zu befürchten, dass eher Chinesen oder Vertreter anderer Länder das als Geschäft betrachten und das architektonische Niveau drücken. Da kann ich als Architektin nur sagen: 'Hände weg'.*“ Dass zunehmend auch große Architekturprojekte in „Entwicklungsländern“ weltweit ausgeschrieben werden, begrüßt Schreieck: „*[...] es ist gut, dass der Ort größer wird*“ und es sei eine interessante Herausforderung für ArchitektInnen, „*[...] in andere Kulturen einzusteigen und daraus etwas Neues zu entwickeln*“.

Anna Lindner (Interview 2011) verbindet die Zukunft von „Bauen in Entwicklungsländern“ mit dem Verlauf der Wirtschaftskrise in den westlichen Industriestaaten, „*[...] schauen wir einmal, was die Krise bringt und wie viel Geld dann noch für Entwicklungshilfe da sein wird.“*

Für BEA (Interview 2010) hat „Bauen in Entwicklungsländern“ nur dann eine Chance und eine positive Zukunftsperspektive, „*[...] wenn es zu einer wirklichen Zusammenarbeit kommt. Dass man nicht nur sagt, wir bringen etwas, sondern, wir arbeiten gemeinsam. Dass es einen interkulturellen Austausch gibt, von dem beide Seiten profitieren.“*

LEO (Interview 2010), der eine ganz eigenen Sicht der Dinge vertritt, räumt „Bauen in Entwicklungsländern“ große Chancen für die Zukunft ein, „*[...] weil viele Bauten fehlen.*“ Es gäbe in Ländern, wo derzeit ein erheblicher Teil der Bausubstanz aus Hütten bestehe, „*[...] die privat, meist im Nachbarschaftshilfe-Kontext und mit sehr beschränkter Ausstattung hingestellt wurden“,* viel zu tun. Man sei erst am Anfang mit „*[...] nennenswertem*

professionalisierten Bau“ und insofern sei das ein großes Thema für die Zukunft von „Entwicklungsländern“.

Netzwerke

Ursula Nikodem (Interview 2011) hat es im vorangegangenen Kapitel bereits angesprochen: „Bauen in Entwicklungsländern“ erfordert, allein aus der Aufgabenstellung heraus, Netzwerke, die sich in einer gemeinsamen Herangehensweise dieser komplexen Aufgabe nähern, in die jeder seine Erfahrungen einbringt, diese den anderen zur Verfügung stellt und man gemeinsam versucht, schneller und effizienter ans Ziel zu kommen. Es kann nicht jeder alles wissen und alles können und man ist gut beraten, sich zu öffnen, zu kommunizieren und zu versuchen, ein Interessengeflecht mit jenen aufzubauen, die ähnliche Anliegen aber vielleicht andere Zugangsweisen haben. Dies mag in vielen Bereichen gut oder weniger gut funktionieren und es gibt rund um uns eine Fülle von Netzwerken für alle Lebensbereiche. Für „Bauen in Entwicklungsländern“ existiert derzeit Österreich-weit kein Netzwerk auf breiter Basis. Es gibt zwar immer wieder AkteurInnen, die sich gelegentlich über Themen austauschen, die große Kommunikationsebene über „Bauen in Entwicklungsländern“ existiert aber nicht, noch nicht. Da ich der Meinung bin, dass die Zukunft von „Bauen in Entwicklungsländern“ auch und ganz wesentlich vom Gelingen von Netzwerken abhängt, habe ich meine Interview-PartnerInnen gefragt, wie sie zu dieser Frage stehen und was für sie Netzwerke im Kontext von „Bauen in Entwicklungsländern“ bedeuten.

In Österreich gäbe es keine Netzwerke rund um „Bauen in Entwicklungsländern“, sagt Bärbel Müller (Interview 2010). Sie sei auf internationalen Kongressen oftmals „*[...] mehr oder weniger die Einzige, die Österreich vertritt“*. In anderen Ländern, wie zum Beispiel in Holland, gäbe es viel mehr Organisationen, die auch Partnerschaften mit afrikanischen Institutionen unterhielten. Auch gäbe es eine Plattform, die NGO „ArchiAfrika“, die von zwei holländischen Architekten mit Schwerpunkt Ostafrika gegründet wurde, „*[...] die europaweit ArchitektInnen, die dort bauen wollen mit ArchitektInnen vor Ort zusammen bringt, und die inzwischen so etabliert ist, dass sie mit vielen Organisationen kooperiert.“* In Österreich, so Müller, sei diese Form von Netzwerken „*[...] ganz unterrepräsentiert.*“

Clemens Quirin (Interview 2010) ortet „*[...] Netzwerke in Europa, Netzwerke weltweit und auch Netzwerke mit NGOs",* die man für „Bauen in Entwicklungsländern" nützen könne. Auch arbeite man mit anderen Ausbildungsstätten, mit anderen Universitäten und mit Universitäten vor Ort zusammen.

Für Gernot Kupfer (Interview 2011) beschränken sich die Netzwerke auf jene, „*[...] die sich jeder von uns quasi selbst aufbaut."*

Anna Heringer findet im Interview (2010) auf die Frage nach Netzwerken, die man für „Bauen in Entwicklungsländern" nützen könne, keine befriedigende Antwort und meint, „*[...] das ist ein wenig schwierig.*" Sie habe zwar immer wieder mit diversen NGOs zusammengearbeitet, würde in diesem Zusammenhang aber nicht den Terminus Netzwerk verwenden.

Auch Andreas Hofer (Interview 2010) spricht für seinen Bereich nicht von Netzwerken, sondern von punktuell immer wieder stattfindender „*[...] Zusammenarbeit mit anderen Instituten und anderen Universitäten."*

CARA (Interview 2010) sagt, sie hätte zwar im Internet einige Plattformen gefunden, „*[...] Architektur-Plattformen, die sich auf 'Bauen in Entwicklungsländern' spezialisieren"*, sie könne aber aus eigener Erfahrung keine fundierten Aussagen zu diesem Thema treffen.

4. Auswertung des Fragebogens

Die Auswertung umfasst 19 Fragebögen zu jeweils fünf Fragen, wobei nicht jeder/jede der Befragten alle Fragen beantworten konnten oder wollten.

Frage 1:
Welche Bedeutung, welchen Stellenwert, hat „Bauen in Entwicklungsländern“ innerhalb der Architektur?

- wichtig 2
- **ein Thema von vielen** **13**
- unwichtig 4

Frage 2:
Wie ist Ihre Meinung dazu, dass es sich bei Projekten in „Entwicklungsländern“ um ganzheitliche Projekte handelt, die einen ganzheitlichen, interdisziplinären Zugang erfordern?

- **stimme voll zu** **18**
- stimme bedingt zu 1
- stimme nicht zu 0

Frage 3:
Welchen Standpunkt vertreten Sie in Bezug auf „Interdisziplinarität“? Halten Sie eine Zusammenarbeit zwischen unterschiedlichen Disziplinen grundsätzlich für wichtig und erstrebenswert?

- **ja** **18**
- bedingt 1
- nein 0

Frage 4:

Wie sehen Sie die Zusammenarbeit zwischen Universitäten bzw. ArchitektInnen und einschlägigen Organisationen/Institutionen im Bereich „Bauen in Entwicklungsländern“?

- sehr gut 1
- zufrieden stellend 3
- **nicht vorhanden** **11**

Frage 5:

Welcher Stellenwert wird der Architektur/den ArchitektInnen von ProjektträgerInnen (Organisationen/Institutionen) bei Projekten in „Entwicklungsländern“ eingeräumt?

- wichtig 0
- bedingt wichtig 7
- **unwichtig** **9**

Teil III: Conclusio

1. Eine Zusammenfassung der Analyseergebnisse

Um aus den Statements der VertreterInnen der österreichischen Architekturszene relevante Schlüsse für „Bauen in Entwicklungsländern“ ziehen zu können, werden in diesem Kapitel die Kernaussagen meiner Interview-PartnerInnen komprimiert und in ihren Bedeutungsinhalten nochmals wiedergegeben.

Ad 3.1 Zum Begriff „Bauen in Entwicklungsländern“

Assoziationen

Die Assoziationen, die von meinen Interview-PartnerInnen mit „Bauen in Entwicklungsländern“ verbunden werden, reichen von Gedanken, wie „*[...] selber im Dreck stehen und etwas machen“* (Heringer 2010), über „*[...] Bauen für arme Leute“* (Nikodem 2011), bis hin zu viel Improvisation und Innovation bei der Verbindung alter und neuer Bauweisen und der Verwendung der Ressourcen vor Ort (Habenschuss 2011). Ein in diesem Kontext vielfach verwendeter Terminus ist auch der der „Neugierde“, „*[...] Neugierde und Offenheit, in einen anderen Kulturkreis einzutreten*“ (Wiederin 2012), verbunden mit einer „*Selbsterfahrung*“, wenn man sich als ArchitektIn in dieses Umfeld einbringt (Grün 2009).
Auch mit dem Anspruch „*[...] die Möglichkeiten und Ressourcen einer Kultur zu begreifen, auszuschöpfen, auf den Bedarf hin zu sehen“* und in einem Miteinander neue Konzepte zu entwickeln, wird „*Bauen in anderen Kulturen*“ assoziiert. (Schreieck 2012)

Kategorien wie „*[...] Sicherheit, Tradition, Hilfe, Einfachheit und Eingeschränktheit“* (Nigst 2011) werden mit „Bauen in Entwicklungsländern“ ebenso verbunden, wie das Ziel, „*[...] dass Menschen aus ihrem Selbstverständnis heraus mit gewisser Unterstützung, Hilfestellung und Information selber etwas schaffen können*“ (Nigst 2011). „Bauen in Entwicklungsländern“ birgt aber auch den „*[...] unguten Beigeschmack des Helfertums“* (Müller 2010), der für eine negative Konnotation des Begriffes sorgt, was durch zahlreiche gescheiterte Entwicklungsprojekte der letzten Jahrzehnte bestätigt und mit Begriffen, wie

„*Projekt-Tourismus*“ und „*Work-Camps*“ (BEA 2010) untermauert wird.

Begriffsverständnis

Das Nachdenken über alternative Begriffe für beide Termini, sowohl für „Bauen“ als auch für „Entwicklungsländer“, führte zu einer erheblichen Bandbreite an möglichen Begriffsdefinitionen für „Bauen in Entwicklungsländern“. „*Bauen in anderen Kulturen*“ (Schreieck und Wiederin 2012) ist einer jener Begriffe, der immer wieder genannt wurde, wiewohl zahlreiche andere Alternativen im Raum standen. „*Architektur und Stadt in der nicht-westlichen Welt*“ als „*[...] universelle Auseinandersetzung mit allem was dazu gehört* “ (Müller 2010) wurde angedacht, genauso wie eine Dreiteilung des Begriffes in „*Bauen in armen Regionen*“, als das eigentliche „Bauen in Entwicklungsländern“, „*Bauen in Katastrophengebieten*“ und „*Nachhaltiges Bauen“* im Sinne einer Vorbildwirkung „*[...] als eine Art 'Hilfe zur Selbsthilfe'*“ (Nikodem 2011). Der Vorschlag, „Bauen“ durch „Architektur“ zu ersetzen, wurde diskutiert, um das Gestalterische hervorzuheben (Heringer 2010) und dem sogleich widersprochen, denn „*[...] das, was wir hier tun, ist in erster Linie Bauen*“ (Summer 2012). Auch eine Präzisierung im Sinne von „*[...] Bauen in einem bestimmten Kontext“* (Nigst 2011) fand statt.

Andere Vorschläge machten sich am Begriff „Entwicklungsländer“ fest und ersetzten diesen durch die „*Ländern des Südens*“ oder „*den Süden“* (Hofer 2010), Alternativen, die jedoch ebenfalls als unpräzise befunden wurden, „*[...] weil es im Osten genauso Länder gibt, die unter die definierten Entwicklungsstandards fallen*“ (Tauber 2010).

Spektrum von „Bauen in Entwicklungsländern“

Als „*[...] eurozentrisch konnotiert“* und verbunden mit dem Kriterium der Verbesserung der Lebensqualität der Menschen in benachteiligten Regionen, grenzt Hofer (2010) das Spektrum von „Bauen in Entwicklungsländern“ ein, ein soziales Gefälle, das seiner Meinung nach immer mitschwingt und das auch Summer (2012) so impliziert. Für eine enge Sichtweise von „Bauen in Entwicklungsländern“ und die Betonung des sozialen Aspekts plädiert auch Quirin (2010) und Tauber (2010) führt für die notwendige Begrenzung des Spektrums von „Bauen in

Entwicklungsländern“ den theoretischen Überbau ins Treffen.

Zu den VertreterInnen eines weiten Spektrums von „Bauen in Entwicklungsländern“ zählt Lehner (2010), wiewohl mit Vorbehalt „*[...] so, wie es normalerweise verstanden wird, gehört alles dazu, andererseits sollte es überhaupt nicht sein*“. Stieldorf (2011) würde nur Großbauten, wie Staudämme oder Stadien von der Begrifflichkeit ausnehmen, „*[...] es sei denn, man greift auf lokale ArchitektInnen und lokale Bauweisen zurück.*“ Schreieck (2012) vertritt eine generelle Öffnung des ganzen Spektrums, „*[...] aber immer unter der Prämisse der Auseinandersetzung mit der jeweiligen Kultur“*, während Nigst (2011) und Kupfer (2011) die weite Sicht von „Bauen in Entwicklungsländern“ vom Selbstverständnis des Begriffes herleiten. Für Müller (2010) umfasst „Bauen in Entwicklungsländern“ „*[...] alle physischen Manifestationen unterschiedlicher Maßstäbe zunehmend auch im urbanen Kontext und nicht mehr nur im ländlichen Raum*“, eine Sichtweise, die auch von Heringer (2010) und Nikodem (2011) geteilt wird.

Know-how-Transfer oder Kooperation

Dass man viel von den Menschen, für die man baut, lernen und dass durch die Kombination von westlichem High-tech mit lokalen Techniken eine hohes Ausmaß an Nachhaltigkeit erreicht werden kann, weiß Heringer (2010) aus eigener Erfahrung. Nikodem (2011) schätzt das „*[...] gute Know-how der Leute vor Ort*“ und fordert ein Abwägen und Ausloten zielführender Kombinationen von traditionellen und westlichen Techniken. Für Zerlauth (2011) sind Kulturaustausch, gegenseitiger Wissenstransfer und ein Lernen vor Ort, „*[...] was die Bautraditionen, die Materialien und die Techniken betrifft*“, wichtige Voraussetzungen und Garanten für das Gelingen von Projekten. „*Know-how nur in eine Richtung, das geht nicht und wird bei meiner Arbeit in diesem Kontext auch nicht praktiziert*“, betont Summer (2012), ein Anspruch, den auch Kupfer (2011) auf ähnliche Weise formuliert. Hofer (2010) geht sogar einen Schritt weiter und vertritt die Meinung, dass die Leute vor Ort selbst am besten wüssten, wie mit Problemstellungen umzugehen sei und daher kein Bedarf an westlichem Know-how bestünde. Stieldorf (2011) und Lehner (2010) sehen die zielführendste Vorgangsweise in einer Kombination von lokalem und westlichem Know-how, wobei lokale Materialien und Methoden als Basis und westliches Know-how als Optimierungsfaktor dienen

sollten.

Müller (2010) bedauert, dass die gängige Projektpraxis in den „Entwicklungsländern“ „*[...] doch ein wenig eine 'one-way-Geschichte'*“ sei und Quirin (2010) kann das nur bestätigen, obwohl er auch echte Kooperationsprojekte kennt. Schreieck (2012), Wiederin (2012) und auch Nigst (2011) halten es für kontextabhängig, wie beim „Bauen in Entwicklungsländern“ vorzugehen sei, „*[...] jedes Projekt hat seine eigene Geschichte, Vorgeschichte und Ziele*“ (Nigst 2011), und die Auseinandersetzungen seien sehr unterschiedlich, je nach dem, für wen man baue (Schreieck 2012). Tauber (2010) sieht eine Tendenz, „*[...] dass sich der Westen als legitimiert betrachtet, sein Know-how in den Regionen des 'Südens' einzubringen“*, möchte dies aber nicht verallgemeinern, da hier und da bereits „*[...] differenzierte Vorgangsweisen Platz greifen*“. Generell skeptisch gegenüber der Zweckmäßigkeit gegenseitigen Know-how-Transfers äußert sich LEO (2010). Für ihn seien westliche Investoren durchaus *„[...] lernfähig, nicht das zu machen, was bei uns angebracht ist und dort nicht passt.*“

Ad 3.2 „Bauen in Entwicklungsländern“ in der LEHRE

Positionierung im Fach

Wie prominent „Bauen in Entwicklungsländern“ von den einzelnen Architektur-Fakultäten Österreichs behandelt wird, ist durchaus unterschiedlich, eines steht jedoch fest, „Bauen in Entwicklungsländern“ wird nicht als eigenes Fach gesehen und ist in den offiziellen Lehrplänen der Architektur-Ausbildung auch nicht verankert. „Bauen in Entwicklungsländern“ ist stark personalisiert, nicht Mainstream, und die Beschäftigung mit der Thematik findet zumeist in Form von Wahlfächern statt, wie zum Beispiel an den Technischen Universitäten Wien und Graz sowie an der Universität für Angewandte Kunst. An der Kunstuniversität Linz und der Architektur-Fakultät der Fachhochschule Kärnten widmet man dem Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ in Form von Schwerpunktsetzungen besonderes Augenmerk.

Facette oder eigener Bereich

Die Frage war zu klären, ob „Bauen in Entwicklungsländern" als Facette der Architektur durch den Überbau der Disziplin abgedeckt ist, oder ob es sich um einen eigenen Bereich handelt, der interdisziplinäres Wissen und Handeln erfordert. Der Tenor der Antworten bestätigt vor allem ersteres. Man ist der überwiegenden Meinung, dass „Bauen in Entwicklungsländern" die wesentlichen Grundwerkzeuge der Architektur betreffe (Heringer 2010) und aus dem Selbstverständnis der Architektur heraus abgedeckt sei (Quirin 2010). Durch Argumentationen, wie *„[...] Architektur global denken"* (Müller 2010), sich als ArchitektIn nicht nur auf die eigene Kultur zu beziehen (Zerlauth/Lindner 2011) und *„[...] nicht trennen zwischen dem, was hier gemacht wird und dem, was in 'Entwicklungsländern' gemacht wird [...]*" (Schreieck 2012), will man überzeugen und diese Sichtweise untermauern.

Eine andere, etwas differenziertere Position zu „Bauen in Entwicklungsländern" nimmt Tauber (2010) ein. Für sie ist Bauen im Kontext der „Entwicklungszusammenarbeit" durchaus als eigener Bereich zu betrachten, der über die Architektur hinausgeht, *„[...] der sehr genau definiert werden muss und der Zusatzkompetenzen erfordert.*"

Kommunikation und Erfahrungsaustausch

Die Vernetzung zwischen jenen, die sich innerhalb der Lehre mit dem Thema „Bauen in Entwicklungsländern" beschäftigen, *„[...] könnte besser sein*" (Hofer 2010) und beschränke sich vor allem auf inneruniversitäre Kontakte zwischen thematisch interessierten Instituten der eigenen Universität oder Architekturschule. Kommunikation mit anderen heimischen Universitäten wird zwar für wünschenswert erachtet, es gibt sie real aber kaum. Jene Kontakte, die existieren, resultieren hauptsächlich aus Kooperationen, im Zuge derer Studierende verschiedener Architektur-Fakultäten gemeinsam mit Menschen vor Ort vorwiegend soziale Projekte in „Entwicklungsländern" realisieren. Mit außereuropäischen Universitäten (Lehner 2010) würden jedoch durchaus Kontakte und eine Zusammenarbeit gepflegt.

Ganzheitlicher Zugang

Die Statements meiner Interview-PartnerInnen dazu sind relativ klar und weisen alle in eine „ganzheitliche" Richtung. Von einem „ganzheitlichen" Zugang als ein *„[...] unbedingtes Muss*" beim „Bauen in Entwicklungsländern", ist Stieldorf (2011) überzeugt und Nigst (2011) spricht von „ganzheitlich" als einem *„[...] Bedenken aller Aspekte, die davon berührt werden"* und einer Vorgangsweise, die beim „Bauen in Entwicklungsländern" unbedingt anzuwenden sei. Quirin (2010) fordert den ganzheitlichen Zugang *„[...] für die Architektur generell und grundsätzlich"* und Hofer (2010) möchte mit dem Vorurteil aufräumen, dass es den ArchitektInnen beim „Bauen in Entwicklungsländern" an der notwendigen ganzheitlichen Sicht mangle. Die Auseinandersetzung mit dem kulturellen und sozialen Umfeld sei, so Hofer, *„Status Quo"* in der Architektur-Ausbildung.

Interdisziplinäre Zusammenarbeit

Interdisziplinäres Arbeiten (Stieldorf 2011) ist eine Arbeitsweise, die Allgemeingültigkeit hat und vor allem bei komplexen Aufgaben, wie „Bauen in Entwicklungsländern", angewendet werden sollte, wobei *„[...] der Architekt/die Architektin immer Dirigent/Dirigentin in diesem Orchester bleibt, aber er/sie braucht auch die anderen Orchestermitglieder. Er/sie kann nicht jedes Instrument selbst spielen.*"

Dass interdisziplinäre Zusammenarbeit zumindest theoretisch an allen Ausbildungsstätten gefordert wird, darüber gibt es einen Konsens und auch darüber, dass die Bereitschaft dazu vorhanden sei, *„[...] man muss sie nur aktivieren, damit Theorie auch in die Praxis umgesetzt wird*" (Lehner 2010), was nur zu oft an den mangelnden Ressourcen (Hofer 2010) scheitere. Von der Wichtigkeit des Diskussionsprozesses auf breiter Basis vor allem bei Projekten in „Entwicklungsländern" ist man generell überzeugt, wobei *„[...] die Architektur-Ausbildung sowieso grundsätzlich eine interdisziplinäre"* und Interdisziplinarität Bestandteil der Lehre sein sollte (Nigst 2011), denn *„[...] Architektur ist keine Disziplin, die allein dasteht, sondern eine, die sich auch immer aus anderen Disziplinen nährt"* (Quirin 2010).

Als Variante der Interdisziplinarität bringt LEO (2010) die Multidisziplinarität ins Spiel, eine

Vorgangsweise, die er präferiert, „*[...] bei der jede Einzeldisziplin in ihrer vollen Kompetenz gefordert wird und nichts verwaschen wird durch einen allumfassenden Interdisziplinaritäts-Anspruch*“. Er warnt davor, „*[...] allen alles machen zu lassen*“ und spricht von „*[...] missverstandener Interdisziplinarität*“.

Zusammenarbeit mit AnthropologInnen

„*Die Anthropologie kann unglaublich viel zum Verständnis und zum Formulieren von Bauaufgaben beitragen*“ (Stieldorf (2011). Der Wunsch und der Wille, bei komplexen Bauaufgaben mit der Anthropologie zusammenzuarbeiten, ist in der Architektur durchaus vorhanden, „*[...] ich würde eine Zusammenarbeit mit AnthropologInnen begrüßen*“ (Nigst 2011) und „*anthropologische Studien im Vorfeld von Projekten könnten einen wesentlichen Beitrag leisten*“ (Quirin 2010), man stoße aber auf Grund beschränkter finanzieller Ressourcen und knapp bemessener Projektdauer immer wieder an Grenzen.

Es gibt aber auch einen Skeptiker unter meinen Interview-PartnerInnen, der den Nutzen einer Zusammenarbeit nur schwer ausmachen kann, denn AnthropologInnen seien seiner Meinung nach „*[...] in den Bereichen traditionelle Verhaltensweisen, traditionsgebundene Denkweisen und Einstellungen zu Hause“* und könnten nur schwer in einem „*[...] aktualitätsbezogenen Analyse- und Planungsprozess Fuß fassen.*“ (LEO 2010)

Persönlicher Konnex der Lehrenden

Die Beweggründe, sich einem Thema, wie „Bauen in Entwicklungsländern“ zu verschreiben, sind oft persönlich akzentuiert. Von „*Zufall“* spricht Stieldorf (2011) und von ihrem Credo: „*Ich spende kein Geld für 'Entwicklungsländer', sondern mein Know-how“*. Lehner (2010) interessiert am „Bauen in Entwicklungsländern“ vor allem die Grundlagenforschung, ein Wissen, das er „*[...] gerne weitergibt*“. Hofer (2010) möchte „*[...] die Studierenden auf Projekte in solchen Regionen bestmöglich vorbereiten*“ und Nigst (2011) sieht in „Bauen in Entwicklungsländern“ „*[...] in jedem Fall eine sinnstiftende Tätigkeit*“. Kupfer (2011) bezeichnet sich als vom „*Afrika-Virus*“ befallen „*[...] und es ist klar, dass ich davon nicht mehr loskomme*“, während Quirin (2010) der Meinung ist, dass er seine persönlichen

Schwerpunkte, Ökologie, Ökonomie und Schönheit in der Architektur, bei Projekten in „Entwicklungsländern“ *„[...] viel elementarer“* erleben und umsetzen könne.

Motivation der Studierenden

Das steigende Interesse der Studierenden am Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ wird von meinen Interview-PartnerInnen unterschiedlich interpretiert. Für Stieldorf (2011) ist es *„[...] die Lust am Reisen und die Absicht, Gutes zu tun*“, zwei Aspekte, die *„[...] 'Bauen in Entwicklungsländern' immanent sind*“ und Lehner (2010) findet es bemerkenswert, wie Studierende das Thema oft *„[...] bis zur Selbstaufgabe*“ rezipieren würden. Nigst (2011) und Kupfer (2011) weisen auf die hohe Motivation der Studierenden hin, die in großer Zahl an solchen Projekten teilnehmen und die damit verbundenen Risiken und Mühen auf sich nehmen und Quirin (2010) führt die starke Motivation der Studierenden auf das Selbstverständnis des Architekturstudiums an der Kunstuniversität Linz zurück.

Ad 3.3 „Bauen in Entwicklungsländern“ in der PRAXIS

Persönlicher Konnex und Motivation

Schreieck (2012) bezieht sich auf Mali, wo sie es interessant fände, *„[...] für den Mindeststandard ein Dach über dem Kopf zu kreieren*“ und für Tauber (2010) war ein einjähriger Studienaufenthalt an der Bartlett School of Architecture wegweisend und prägend für ihren späteren Werdegang in Richtung „Bauen in Entwicklungsländern“. Summer (2012) bemüht die oft zitierte Sinnkrise in der Architektur, die zuweilen auch ihn erfasse, *„[...] wo alles überreglementiert ist und viel zu aufwendig, da tut es ganz gut, einmal so richtig durchzuatmen*“, was er mit Projekten in der Mongolei tue, *„[...] die mich zwar Geld kosten - nicht nur Arbeitszeit, sondern auch tatsächlich Geld - aber es sind die erfolgreichsten Projekte.*“

Habenschuss (2011) leitet ihren Konnex zu „Bauen in Entwicklungsländern“ von *„[...] einem undefinierbaren Hang zum Erdigen“* ab und für Heringer (2010) ist es schön, *„[...] etwas zu machen, das einem selbst Freude macht und das auch gebraucht wird“*. Das Interesse an

fremden Kulturen und der Glaube an die Relevanz ihrer „*[...] baulichen Realisierungen*“ vor Ort sind für Müller (2010) Motivatoren ihrer Projekttätigkeit in Ghana, während Nikodem (2011) ihr grundsätzliches Interesse an einfacher Architektur bekundet, „*[...] an einem guten Grundriss und an einfachem Bauen. Für mich ist High-tech nicht das, was ich möchte, ich liebe die Materialien Holz und Lehm.*“

Relevanz des Themas für ArchitektInnen

Die Sinnkrise in der Architektur, verbunden mit „*[...] einem Verlust der Werte“* sind für Schreieck (2012) Ursachen des derzeitigen Hypes von „Bauen in Entwicklungsländern“. Tauber (2010) kommentiert „Bauen in Entwicklungsländern“ im Kontext von Hilfsorganisationen, wo dringend ArchitektInnen gebraucht werden, die das notwendige Know-how mitbringen, um als „*[...] Schnittstelle zwischen Feld und Organisation*“ zu agieren. Für Summer (2012) sind Projekte in „Entwicklungsländern“ wichtig, weil man daraus „*[...] für sich selbst als ArchitektIn*“ viel mitnehmen kann und für Wiederin (2012) verkörpert „Bauen in Entwicklungsländern“ „*[...] eine schöne Möglichkeit für ArchitektInnen, eine Welt zu öffnen und in eine andere Kultur einzusteigen*“. Müller (2010) glaubt an die Relevanz von Architektur in „Entwicklungsländern“ und findet die „andere“ Zugangsweise als jenen Unterschied, der „Bauen in Entwicklungsländern“ so besonders interessant macht. Die Gelegenheit für ArchitektInnen, „*[...] sich auf alte Traditionen zu besinnen und auf nachhaltiges Bauen unter Verwendung alter, erprobter Methoden“* untermauert für Zerlauth/Lindner (2011) die Relevanz des Themas, eine Relevanz, die Heringer (2010) für österreichische ArchitektInnen als „*[...] eher begrenzt*“ bezeichnet, da nur wenige bereit wären „*[...] auch einmal längere Zeit vor Ort zu bleiben.“*

Interdisziplinäre Zusammenarbeit

Mehr Interdisziplinarität in der Architektur wünscht sich Schreieck (2012), weil „*[...] Leute, die sich mit anderen Dingen auseinandersetzen, unendlich interessante Impulse liefern*“. Tauber (2010) bezeichnet interdisziplinäre Zusammenarbeit im Kontext von „Bauen in Entwicklungsländern“ geradezu als eine „Notwendigkeit“, denn, „*[...] wenn man für eine Bevölkerungsschicht baut, die man nicht kennt und deren Bedürfnisse auch nicht von*

vornherein geklärt sind, dann ist es notwendig, Feldarbeit zu machen.“ Für diese Feldarbeit nimmt sie neben den AnthropologInnen auch die ArchitektInnen in die Pflicht, denn nur die könnten sehen, „*[...] wie sich Notwendigkeiten auch räumlich umsetzen lassen.*“

Summer (2012) praktizierte interdisziplinäre Zusammenarbeit bei seinen Mongolei-Projekten und Wiederin (2012) steht einer solchen positiv gegenüber, da sie die Erfahrung gemacht habe, „*[...] dass sich so ein Projekt einem zum Teil verschließt und man gewisse Schlüssel braucht, um näher in das einzudringen, was man sucht.*“ Heringer (2010) schätzt interdisziplinäres Arbeiten aus eigener Erfahrung und Müller (2010) findet, „*[...] wenn man in der Architektur seriös arbeitet, dann ist es notwendig, interdisziplinär oder transdisziplinär zu arbeiten*“, eine Arbeitsweise, die auch für Pruscha (2010) bei Projekten in „Entwicklungsländern“ selbstverständlich und notwendig ist. Nach Meinung von Habenschuss (2011) und Grün (2009) ist es in der Architektur um interdisziplinäre Zusammenarbeit jedoch schlecht bestellt, denn „*[...] das Ego der ArchitektInnen lässt es nicht zu, über den eigenen Architektur-Schatten zu springen.*“

Zusammenarbeit mit AnthropologInnen

Trotz mancher Skepsis, ist man unter den ArchitektInnen der überwiegenden Meinung, dass AnthropologInnen bei Projekten in „Entwicklungsländern“ etwas einzubringen hätten. Summer (2012) kennt dieses Miteinander mit AnthropologInnen vor allem aus seinen Mongolei-Projekten, einem Miteinander, das *„[...] den vermeintlich allwissenden ArchitektInnen gut getan“* hätte und Müller (2010) schätzt an den AnthropologInnen vor allem „*[...] das Verständnis für das sozio-kulturelle Gefüge*“. Heringer (2010) fände eine Zusammenarbeit mit AnthropologInnen vor Ort als besonders interessant und spannend und Nikodem (2011) ist der Meinung, dass AnthropologInnen helfen könnten, „*[...] den Spagat zu schaffen vom Traum der Menschen von Betonhäusern […] hin zu den ursprünglichen Materialien.*“

Ad 3.4 Relevante Kernthemen

Vernakuläre Architektur/Traditionelles Wissen

Die Bezugnahme auf vernakuläre/traditionelle Architektur spielt für Lehner (2010) vor allem beim „Bauen in Entwicklungsländern“ eine wichtige Rolle, wobei es ihm um die Wahrung von Identität, das Aufgreifen verloren gegangener Traditionen und das Bemühen geht, den Menschen *„[...] ihre eigenen Traditionen wieder begreiflich zu machen.*“ Für Stieldorf (2010) stellt traditionelle Architektur einen Ausgangspunkt für Identität und Authentizität dar, „*[...] in traditioneller Architektur steckt viel 'Know-how'*“, wobei man nicht zwingend an traditionellen Lösungen festhalten müsse, denn oberste Priorität sei die Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschen. Nigst (2011) hält viel von vernakulärer Architektur, wobei es ihm darum geht, diese genau zu studieren, zu hinterfragen und aus dem Verstehen heraus neue Lösungen zu entwickeln. Müller (2010) bezieht sich auf den wichtigen Parameter „Klima“, über den vernakuläre Architektur sehr viel Wissen beinhalte, woraus auch ablesbar sei, *„[...] wie die Menschen leben*“, ein Wissen, das in die Arbeit der ArchitektInnen einfließen sollte. Für Nikodem (2011) ist traditionelle Architektur ein wichtiges Thema, mit dem man sich als ArchitektIn zu beschäftigen habe, um „*ordentlich*“ arbeiten zu können und Schreieck (2012) verwendet den Begriff des „*anonymen Bauens*“, einer Architektur, von der man „*[...] heute noch viel lernen kann*“. Summer beschreibt seinen Standpunkt mit dem Statement: “*Bausünden fallen mir immer dann besonders auf, wenn ich sie mit Beispielen aus der traditionellen Architektur vergleiche.*“

Tradition versus Moderne

Tradition und Moderne sollten in der Architektur nicht als Gegensatz, sondern als Synthese begriffen werden, indem man *„[...] alte, traditionelle Bauweisen aufgreift und sie behutsam für die Gegenwart aufbereitet.“* (Pruscha 2010)

Sensibilität und Akzeptanz

Kupfer (2011) will mehr Eigenverantwortung *„[...] für das, was man den Menschen gibt“*

erreichen, indem er diese in wesentliche Projektentscheidungen einbindet und die Zahl der lokalen MitarbeiterInnen verstärkt. Für Müller (2010) steht am Beginn jedes Projektes eine Analyse des Kontextes und das Studium des Lebens der Menschen vor Ort. Bei der nachfolgenden Realisierung sei es für sie „*[...] ganz essentiell, gemeinsam mit der lokalen Bevölkerung zu bauen.*“ Lindner und Zerlauth (2011) verifizieren ihre sensible Vorgehensweise und die damit erreichte Akzeptanz an Hand eines realen Projektes auf der Insel Nias, das zum Erfolgsprojekt wurde, während Nikodem (2011) die für ihre Begriffe „*[...] noch sehr vernachlässigte Beschäftigung mit dem Umfeld“* einmahnt. Sie plädiert für eine zusätzliche Phase zwischen Entwurf und Realisierung „*[...] in Form von Workshops vor Ort, wo man die Leute mehr einbinden und begleiten kann.“* Der Zugang von Schreieck (2012) lässt sich mit „*[...] nicht mit den eigenen Wertvorstellungen ins Feld gehen sondern sich auf das Denken der Menschen vor Ort und die fremde Kultur einlassen*“, in Worte fassen, was auch von Stieldorf (2011) im Wesentlichen so gesehen wird. Für Quirin (2010) liegt der Grund für die oft mangelnde Akzeptanz von Projekten in der fehlenden Verankerung vor Ort, einem Manko, das man durch „*[...] eine interdisziplinäre Auseinandersetzung und die Aufnahme des kulturellen Umfelds*“ beseitigen könnte.

Lokale Kompetenzen/Lokale MitarbeiterInnen

Großen Respekt zollen Radinger (Leithner 2008: 78 f) „*[...] die können manches mit den einfachsten Mitteln*“ und Fattinger (Leithner 2008: 78 f), „*[...] sie haben uns mit ihrer Improvisationsfähigkeit oft sehr überrascht“*, den Kompetenzen der lokalen Bevölkerung, während Nikodem (Leithner 2008: 78 f) die Perspektive, dass sich *[...] aus dem Know-how, über das sie* [die lokalen MitarbeiterInnen, Anm. der Autorin] *verfügen, eine Berufsmöglichkeit*“ entwickelt, in den Mittelpunkt stellt.

Nigst (2011) bezeichnet es als vorrangiges Ziel, „*[...] so viele Arbeiter wie möglich in die Projekte einzubinden“*, um einen finanziellen Impuls zu schaffen und Quirin (2010) achtet „*[...] sehr auf die Ausbildung*“, um den MitarbeiterInnen letztlich eine Berufsbezeichnung und Qualifizierung in Form eines Dokumentes mitgeben zu können. Heringer (2010) ist eine Verfechterin der „*[...] Einbeziehung extrem vieler MitarbeiterInnen in ein Projekt*“ und bringt den lokalen Techniken und Kompetenzen im Umgang mit örtlich verfügbaren Materialien

große Wertschätzung entgegen. Auf ähnliche Weise äußern sich auch Grün (2009) „*[...] vor allem traditionelle Sachen, wie das Mauern und die Ziegelherstellung können die Leute sehr gut*“, Wiederin (2012), die die hohe Qualität marokkanischer Handwerkskunst hervorhebt, und Schreieck (2012), für die die Lehmbauarchitektur und die lokalen Technologien Malis ihresgleichen sucht.

Bottom-up-Approach

Der Bottom-up-Approach, die Entscheidungsfindung von unten in einem „*[...] Miteinander mit der lokalen Bevölkerung*“ und das Schaffen einer Vertrauensbasis ist für Heringer (2010) eine Selbstverständlichkeit und Garant für das Funktionieren von Projekten in „Entwicklungsländern“. Müller (2010) spricht von einem „k*ollektiven Ansatz*“, „*[...] wo die Community selbst entscheidet“* und man in Form gemeinsamer Workshops das zukünftige Projekt erarbeitet. Kupfer (2011) sieht die Lösung in einem offenen Planungsprozess, bei dem „*[...] wichtige Entscheidungen im Nachhinein bei den Menschen vor Ort“* eingeholt werden können und Schreieck (2012) betont die Notwendigkeit eines „*[...] Miteinanders mit der lokalen Bevölkerung*“. Beim „Tsunami-Projekt“ von Grün (2009) konnten die tamilischen Fischer als künftige NutzerInnen „*[...] ihr Haus an Hand diverser Modelle“* selbst aussuchen und auch am Bauprozess mitmachen.

Partizipation, Geber-Nehmer-Hierarchie und Kommunikation auf Augenhöhe

Hilfe ist nie neutral. Es gibt immer zwei Positionen, die des Gebenden und die des Nehmenden, Positionen, die aus ihrem Selbstverständnis heraus Hierarchien produzieren. Im entwicklungspolitischen Umfeld sollte hierarchisches Denken keinen Platz finden. Dieser Kontext erfordert vielmehr Kommunikation auf Augenhöhe und ein gleichberechtigtes Miteinander mit den Betroffenen, eine Argumentation, der sich auch meine Interview-PartnerInnen anschlossen.

„Hilfe zur Selbsthilfe“

Von einer Richtungsdiskussion spricht Heringer (2010), wobei es um die Frage geht, „*[...] ob*

man für die Ärmsten der Armen Wohnungen erreichbar und leistbar machen soll“, indem man Billigwohnungen verschenkt, oder ob man ein bestimmtes qualitatives Niveau halten und versuchen sollte, „*[...] Arbeitseinkommen zu schaffen und die Leute auszubilden, sodass sie sich die Werkzeuge selbst finanzieren und dann auch selber etwas aufbauen können*“. Stieldorf (2011) bestätigt: „*'Hilfe zur Selbsthilfe' ist wichtig. Die Leute müssen befähigt werden, selbst etwas zu tun, denn wenn alles von außen kommt, fördert das eine Abhängigkeit und Unselbständigkeit, die nicht gut ist.*“ Nigst (2011) und Kupfer (2011) praktizieren nach eigenen Aussagen „Hilfe zur Selbsthilfe“ bei ihren Projekten in Südafrika, während Nikodem (Leithner 2008:103) die zwischen 2004 und 2008 im Rahmen von SARCH gebauten Häuser als „*[...] zu kompliziert*“ findet, um den Begriff „Hilfe zur Selbsthilfe“ für sie zu beanspruchen.

Baumaterialien/Lehmbau

Die Schule in Rudrapur, Bangladesch, von Heringer aus Lehm und Bambus ist ein Beispiel dafür, wie mit lokalen Materialien und westlichem Know-how „*[...] in homöopathischem Ausmaß*“ (Heringer 2010) ein beachtlicher Grad an Nachhaltigkeit erreicht werden kann. Nikodem (Leithner 2008: 91 f) hat in Südafrika die Erfahrung gemacht, dass Lehm als Baustoff „*[...] wie kein anderer polarisiert*“ und kommt zu dem Schluss, dass es „*[...] DEN idealen Baustoff*“ nicht gäbe, wiewohl ihre Priorität dem Baumaterial Lehm gilt. Schreieck (2012) nimmt sich die Lehmbauarchitektur Malis zum Vorbild und würde gerne aus dieser ganz einfachen Lehmbautechnik „*[...] einfach ein Dach über dem Kopf* “ entwickeln, während das Projekt von Wiederin (2012) ursprünglich in Lehm geplant war, einem Baustoff, von dem jedoch lokale, marokkanische Baufirmen abrieten: „*[...] Lehm ist altmodisch, baut doch modern mit Betonziegeln*“. Grün (2009) hat im Laufe seiner Projekttätigkeiten mit unterschiedlichen, aber immer lokal verfügbaren Materialien, wie Lehm, Zement, Laterit und Beton, aber auch mit Holz gearbeitet und Lindner/Zerlauth (2011) haben für ihr Projekt auf Nias „*[...] das traditionelle Baumaterial Holz*“ verwendet, das allerdings aus Kanada kam. Für Müller (2010) ist die vernakuläre Architektur eine wichtige Entscheidungshilfe bei der Wahl des richtigen Baumaterials und Summer (2012) brachte bei seinem Mongolei-Projekt die traditionellen Materialien der Jurten, Filz und Holz, zum Einsatz.

Nachhaltige Architektur/Nachhaltiges Bauen

Nachhaltigkeit bedeutet für Heringer (2010) „*[...] ein gesundes Verhältnis zwischen High-tech und menschlicher Arbeitskraft*“. Für Quirin (2010) besteht Nachhaltigkeit in einer Balance zwischen Ökologie, Ökonomie und sozio-kulturellen Aspekten und für Müller (2010) ist Nachhaltigkeit dann gegeben, wenn Projekte „*[...] Einnahmemöglichkeiten*“ eröffnen, die diese selbst tragen, eine Meinung, die auch von Grün (2009) geteilt wird: „*Projekte müssen so konzipiert werden, dass sie von den Einheimischen selbst weitergeführt werden können.*“ Zerlauth/Lindner (2011) verstehen unter nachhaltigem Bauen „*[...] die Verwendung traditioneller, erprobter Methoden und Materialien*“.

„Schönheit“ in der Architektur

„Schönheit“ als Lebensrecht auch im entwicklungspolitischen Kontext (Gnaiger 2005: 11)? Entwicklungshilfe-Organisationen (Quirin 2010) erheben „*[...] eigentlich keinen architektonischen Anspruch*“ und Architektur in „Entwicklungsländern“ wird „*[...] lediglich als etwas Funktionales, als Bauspende*“ verstanden. Für Pruscha (2010) liegt es vor allem an den PlanerInnen und ArchitektInnen, so zu agieren, dass bei Projekten in „Entwicklungsländern“ die so wichtige Balance zwischen Schönheit und Funktionalität gefunden wird.

Evaluierung

Nikodem (Leithner 2008: 114) : „*[...] der Weg dorthin gehört genau angeschaut, […] die Projektabläufe, die eingesetzten Materialien und Techniken sowie die sozialen Implikationen müssen einer genaueren Betrachtung unterzogen werden*“, um daraus zu lernen und für künftige Projekte Schlüsse ziehen zu können. Kupfer (2011) hält eine „*[...] Evaluierung von dritter Seite*“ für Projekte in „Entwicklungsländern“ als angebracht, so wie Grün (2009), der meint, es läge an den GeldgeberInnen, Evaluierungen zu fordern und mehr als bisher zu hinterfragen. Für Lindner (2011) hätte eine Evaluierung, „*[...] eine architektonische Evaluierung durch ArchitektInnen und eine soziale Evaluierung durch AnthropologInnen*“ positive Effekte, wo hingegen für LEO (2010) Evaluierungen eher in die „*[...]*

Kernkompetenz der technischen Disziplinen“ fallen und AnthropologInnen lediglich „*[...] für unterstützende, vertiefende Sonderbetrachtungen*“ heranzuziehen wären.

Ad 3.5 Katastrophenhilfe

Katastrophenhilfe und Architektur

Heringer (2010) reklamiert die fehlende globale Strategie für architektonische Maßnahmen im Katastrophenkontext und macht den Vorschlag, anstatt Beton andere Materialien zu verwenden, *„[...] die auch vergänglich sein dürfen und die keinen Müll produzieren“,* um temporäre Behausungen herzustellen. Quirin (2010) wirft einen kritischen Blick auf das, „*[...] was auf diesem Gebiet passiert*“ und ist der Überzeugung, dass Neuentwicklungen zwar Geld kosten würden, *„[...] gewisse trial-and-error-Kosten*“, aber verhindern könnten, dass „Bauen in Entwicklungsländern“ weiter wie bisher „*[...] ohne architektonischen Anspruch vor sich geht*“. Tauber (2010) unterscheidet zwischen temporären Notunterkünften, für die architektonische Lösungen angesichts des Ausnahmezustandes nur bedingt funktionieren würden, und dem langfristigen Wiederaufbau, bei dem die Architektur eine wichtige Rolle spielen sollte. Kupfer (2011) sieht eine Schieflage bei den im Katastrophenfall schnellstmöglich zur Verfügung gestellten Behausungen, die *„[...] zumindest in Afrika, oft über Jahre und Jahrzehnte einfach stehen bleiben und es keinen Switch mehr gibt*“ und Stieldorf (2011) fordert oberste Priorität der „Hilfe zur Selbsthilfe“ bei Dauerbehausungen nach Katastrophen . Nikodem (2011) nennt als Positivbeispiel und möglichen Lösungsansatz die Entwicklung eines Moduls aus Leichtbauplatten und Holz, „*[...] wo in der ersten Zeit, in der ersten Not, bis zu 36 Personen Platz finden*“ und das Material später zum Bau von Einfamilienhäusern weiter genutzt werden kann. Für Lehner (2010) ist die Beschäftigung mit Katastrophenhilfe eine „*[...] ganz neue Sache in der Architektur mit Zukunftspotential*“, zu dem er die notwendige Grundlagenforschung liefern möchte, und Müller (2010) führt die Organisation „Architecture for Humanity“ ins Treffen, „*[...] die global unterwegs sind“* und immer wieder Wettbewerbe zur Entwicklung von Prototypen zum Beispiel für Überschwemmungs- und Erdbebengebiete ausschreiben würden. Für Nigst (2011) ist es die Einfachheit, die die Architektur in diesem Kontext auszeichnet, während Schreieck (2012) Handlungsbedarf beim Wiederaufbau nach Katastrophen sieht. ArchitektInnen sollten

vermehrt Gelegenheit bekommen, sich einzubringen, damit durchdachte Lösungen und keine „*[...] Zwangsbeglückungen*“ entstehen, eine Forderung, der sich auch Summer (2012) anschließt und dazu „*[...] bemerkenswerte Konzepte und Lösungsansätze“* von ArchitektInnen ausmacht.

Barrieren zwischen Architektur und Entwicklungszusammenarbeit

Es geht um die Frage, ob und wie „Bauen in Entwicklungsländern“ von der „offiziellen“, der staatlich verankerten Entwicklungszusammenarbeit Unterstützung erfährt, oder ob sich dieser Sektor ausschließlich von privater Hand, über Non Governmental Organisations (NGOs), finanziert. Der Tenor der Aussagen meiner Interview-PartnerInnen geht dahin, dass es kaum möglich sei, von der „offiziellen“ Entwicklungszusammenarbeit Österreichs, der Austrian Development Agency (ADA), Mittel für Bauprojekte in „Entwicklungsländern“ zu lukrieren. Der offensichtliche Grund für diese Barriere liegt in der Schwerpunktsetzung der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit, „*[...] die ADA hat keinen Schwerpunkt in Richtung Bauen*, *sondern geht eher in den Bereich der Ausbildung der Leute vor Ort“* (Nikodem 2011), was eine Finanzierung von Bauprojekten ausschließt und die ArchitektInnen zwingt, die notwendigen Mittel für ihre Bauvorhaben anderweitig, vorwiegend über NGOs, aufzustellen.

Ad 3.6 Architektur und Anthropologie

Kompetenzen der AnthropologInnen

Die Kompetenzen der AnthropologInnen werden von allen ArchitektInnen als Bereicherung für die Architektur empfunden und man ist der einhelligen Meinung, dass die sozio-kulturellen Fragen, die sich beim „Bauen in Entwicklungsländern“ auftun, durch AnthropologInnen besser und umfassender beantwortet werden können. „*[...] AnthropologInnen können viel zum Verständnis von Architektur beitragen“* (Lehner 2010), *„[...] AnthropologInnen haben Verständnis für das sozio-kulturelle Gefüge“* (Müller 2010), „*[...] AnthropologInnen sollten vor allem die soziale Komponente abdecken“* (Zerlauth/Lindner 2011) und „*[...] die Architektur sollte den Bereich der architektonischen Umsetzung abdecken, die Anthropologie den Bereich des Grundsätzlichen“* (Nikodem 2011),

sind nur einige Argumente, die auf eine Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit AnthropologInnen schließen lassen.

Komplexität/Zusatzqualifikationen

In der Frage, ob ArchitektInnen, die sich für „Bauen in Entwicklungsländern" engagieren, Zusatzqualifikationen erwerben sollten, um der Komplexität der Aufgabe Rechnung zu tragen, oder/und ob eine Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen anzustreben sei, gehen die Meinungen meiner Interviews-PartnerInnen auseinander. Einerseits wird eine unbedingt notwendige Zusatzausbildung gefordert, *„[...] um bei solchen Projekten zielgerichtet arbeiten zu können"* (Tauber 2010), andererseits erachtet man das Grundwissen, das in der Architektur-Ausbildung vermittelt wird, als ausreichend, um der Problemstellung gerecht zu werden (Zerlauth 2011). Ebenso wird die Forderung nach einer interdisziplinären oder transdisziplinären Zusammenarbeit, *„[...] um auf diesem Gebiet wirklich seriös arbeiten zu können"* (Müller 2010) erhoben.

Barrieren einer Zusammenarbeit

Dass der Bereitschaft der ArchitektInnen, mit AnthropologInnen zusammenzuarbeiten, nur selten Taten folgen, liegt nur zu oft an den Zwängen der heutigen Zeit, die auch vor der Architektur nicht halt machen. Mangelnde finanzielle Ressourcen, knapp bemessene Zeit und verstärkter Arbeitsdruck machen die Einbeziehung anderer Disziplinen oft schwierig und obwohl man einer Zusammenarbeit mit der Anthropologie vor allem bei Projekten in „Entwicklungsländern" positiv gegenübersteht, wird diese nur selten realisiert.

Ad 3.7 Erwartungen an „Bauen in Entwicklungsländern"

Neuer Markt

Ob „Bauen in Entwicklungsländern" für ArchitektInnen einen neuen Markt eröffnet, darüber ist man sich uneins mit unterschiedlichen Begründungen. Die zunehmend ins Rampenlicht tretenden Probleme der Megastädte machen diese zu *„[...] neuen Märkten und*

Beschäftigungsfeldern für ArchitektInnen“, meint Kupfer (2011), eine Meinung, die Nigst (2011) in Bezug auf das „*[...] spannende Betätigungsfeld*“ zwar teilt, den neuen Markt im ökonomischen Sinn aber nicht ausmachen kann. Von einem neuen Markt für ArchitektInnen spricht Lindner (2011), „*[...] wenn es um den Bau von Großprojekten in diesen Regionen geht“* und für Nikodem (2011) bedeutet „Bauen in Entwicklungsländern“ für ArchitektInnen jedenfalls den Einstieg in einen neuen Markt. Heringer (2010) macht die Sinnkrise in der Architektur verantwortlich dafür, „*[...] dass ArchitektInnen vermehrt in für sie neuen Märkten tätig werden*“, während Stieldorf (2011) den „Entwicklungsländern“ als neuen Märkten wenig abgewinnen kann und keinesfalls möchte, dass diese zu Betätigungsfeldern für „*[...] junge, beschäftigungslose ArchitektInnen*“ werden. Tauber (2010) sieht „Bauen in Entwicklungsländern“ nicht als neuen Markt, sondern bestenfalls als eine „*[...] Nische, die relativ jung ist, wo zusätzliche Kompetenzen notwendig sind und eine klassische, westliche Architektur-Ausbildung nicht ausreicht“*.

Zugewinn an Kompetenzen

„Bauen in Entwicklungsländern“ bedeutet für ArchitektInnen zweifellos einen Zugewinn an Kompetenzen, was den Umgang mit Low-tech, High-tech und Materialität betrifft (Quirin 2010). Man lernt, „*[...] angepasster zu agieren*“ (Hofer 2010), entwickelt ein Verständnis und ein Problembewusstsein dafür, „*[...] dass Dinge, die man bei uns baut, nicht einfach transferiert werden können“* (Stieldorf 2011) und ein Gefühl für „*[...] Struktur, Einfachheit und Improvisation“* (Nikodem 2011). „Bauen in Entwicklungsländern“ bedeutet aber auch und vor allem einen Zugewinn an sozialen Kompetenzen, einem „*[...] Mehr an Verständnis für andere*“ (Lindner 2011) und ein Begreifen, „*[...] was es heißt, arm zu sein*“ (Schreieck 2012).

„Bauen in Entwicklungsländern“ als Prestigefaktor?

„Bauen in Entwicklungsländern“ (Lehner 2010) hat wenig mit Prestige zu tun, es ist „*[...] kein Prestigefaktor, eher das Gegenteil*“. Streben nach Profit und Prestige hat in diesem Markt nichts zu suchen, eine Meinung, der sich fast alle Interview-PartnerInnen anschließen mit Ausnahme von Nikodem (2011), für die die Realisierung von Projekten in

„Entwicklungsländern“ sehr wohl einen Prestigefaktor im persönlichen Lebenslauf von ArchitektInnen darstellt.

Ad 3.8 Zukunftsperspektiven von „Bauen in Entwicklungsländern“

Aktueller Hype oder langfristiger Trend?

Als ein „*Thema mit Zukunftsperspektive*“ bezeichnet Heringer (2010) „Bauen in Entwicklungsländern“, da sehr großer Bedarf vorhanden sei. Nigst (2011) sieht „*[...] gute Chancen“*, dass sich der aktuelle Hype zum langfristigen Trend entwickelt und für Lehner (2010) ist „Bauen in Entwicklungsländern“ ein „*[...] Trend mit Zukunftspotential, der sich verstärken*“ und die Idee des ökologischen Bauens, einer Technologie, „*[...] die uns die 'Entwicklungsländer' vorgemacht haben“,* in der Architektur verfestigen wird. Hofer (2010) hält „Bauen in Entwicklungsländern“ als ein Arbeitsfeld, in dem es für ArchitektInnen „*[...] auch noch in den nächsten vierzig Jahren viel zu tun geben wird*“, und für Müller (2010) ist „Bauen in Entwicklungsländern“ ein Thema mit „*[...] unheimlicher Relevanz“* und DAS Zukunftsthema in der Architektur. Weniger optimistisch äußert sich Summer (2012) über die Zukunftschancen von „Bauen in Entwicklungsländern“, denn „*[...] durch Baumärkte aus China und anderen Ländern werden Sehnsüchte bei den Menschen geweckt*, *die es dem einsamen Rufer aus der Wüste erschweren, etwas Vernünftiges zu machen*.“ Schreieck (2012) sieht ein Indiz dafür, dass „Bauen in Entwicklungsländern“ auf lange Sicht Bestand haben wird, in der Tatsache, dass zunehmend größere Bauaufgaben, auch in „Entwicklungsländern“, weltweit ausgeschrieben werden. „*[...] es ist gut, dass der Ort größer wird*“ und dass ArchitektInnen die Chance bekommen, „*[...] in andere Kulturen einzusteigen und daraus etwas Neues zu entwickeln.*“

Netzwerke

Die Recherche hat gezeigt, dass es in Österreich keine Netzwerke gibt, die sich ausschließlich und auf breiter Basis mit dem Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ beschäftigen. „*Ich bin auf internationalen Kongressen immer mehr oder weniger die Einzige, die Österreich vertritt“,* so Müller (2010), und Kupfer (2011) spricht von Netzwerken, „*[...] die sich jeder*

von uns quasi selbst aufbaut", eine Form der punktuellen Zusammenarbeit, die auch Hofer (2010) praktiziert. Heringer (2010) findet die Frage nach Netzwerken schwierig zu beantworten, im Gegensatz zu Quirin (2010), der sehr wohl Netzwerke ortet „*[...] in Europa und weltweit und auch Netzwerke mit NGOs*", die man für „Bauen in Entwicklungsländern" nützen könne.[38]

2. Beantwortung der Forschungsfragen

Globalisierung, das Öffnen von Grenzen, die bisher verschlossen waren, der weltweite Austausch und die Kommunikation über Distanzen, die bislang als unüberwindbar galten, machen globales Handeln zu einem unumkehrbaren Prozess und einer Notwendigkeit, der sich AkteurInnen heute zu stellen haben. Auch für die Architektur hat sich das Aktionsfeld erweitert, der Ort des Handels ist größer geworden. ArchitektInnen agieren zunehmend global und es stellt sich die Frage, ob das herkömmliche architektonische Rüstzeug und Know-how ausreichen, diesen Herausforderungen zu begegnen. „Bauen in Entwicklungsländern" ist ein besonders sensibler Bereich globaler Interventionen von ArchitektInnen und ich denke, es ist wichtig und richtig, einen Blick von außen, aus der Perspektive der Anthropologie, auf dieses Feld zu werfen und nachzufragen, ob „Bauen in Entwicklungsländern" für die Architektur relevant ist und wie ArchitektInnen sich in diesem neuen Feld positionieren.

Folgende Kriterien waren für die Beantwortung der Forschungsfragen wegweisend:

- Das Begriffsverständnis von „Bauen in Entwicklungsländern", die Frage nach der Validität der Termini und dem Spektrum von Aktivitäten, die unter „Bauen in Entwicklungsländern" subsumiert werden.
- Die Qualität des Zugangs zu „Bauen in Entwicklungsländern", die Sensibilität und das Wissen um die Komplexität der Aufgabe.
- Das Thema der „Interdisziplinarität" vor allem im Hinblick auf die Rolle der Anthropologie im Kontext von „Bauen in Entwicklungsländern".
- Die Zukunftsperspektiven von „Bauen in Entwicklungsländern", die eine Disziplinen-übergreifende Arbeit zu dieser Thematik rechtfertigen.

38 Im Anhang 1 finden sich einige österreichische Netzwerke, die dem Kontext „Bauen in Entwicklungsländern" zugerechnet werden können.

An Hand dieser Kriterien, um die sich viele Fragen formieren, war es möglich, Schlussfolgerungen über das Meinungsbild von „Bauen in Entwicklungsländern“ in der österreichischen Architekturszene zu ziehen, die es erlauben, die eingangs gestellten Forschungsfragen zu beantworten.

- *Wie relevant und präsent ist das Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ in der österreichischen Architekturszene: in der LEHRE an den Architektur-Fakultäten und Architektur-Schulen einerseits und bei den so genannten „praktizierenden“ ArchitektInnen auf der anderen Seite?*

Es hat sich gezeigt, dass „Bauen in Entwicklungsländern“ sowohl in der LEHRE als auch in der PRAXIS ein wichtiges Thema ist. Es ist zwar nicht DAS dominierende Thema in der Architektur sondern eher eines von vielen, dessen Bedeutung durchaus unterschiedlich gewichtet wird. „Bauen in Entwicklungsländern“ ist an den österreichischen Universitäten und Architektur-Schulen im offiziellen Lehrplan der Architektur-Ausbildung nicht als eigenes Fach verankert, es ist nicht Mainstream, sondern vielmehr im Bereich der Wahlfächer angesiedelt. Die Intensität der Beschäftigung mit dem Thema ist generell stark personalisiert und von den individuellen Schwerpunktsetzungen der Lehrenden abhängig, wiewohl es auch Architektur-Schulen gibt, die sich in ganz besonderer Weise dem Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ widmen. Von den Lehrenden wird das große Interesse der Studierenden für „Bauen in Entwicklungsländern“ besonders hervorgehoben, ein Interesse und eine Motivation, die, unterschiedlich interpretiert, die Relevanz des Themas auf eindrucksvolle Weise untermauern.

Auch für ArchitektInnen, die in der PRAXIS stehen, ist „Bauen in Entwicklungsländern“ ein Betätigungsfeld, dem Sympathie und Interesse entgegen gebracht wird. Es ist vor allem die viel zitierte „Sinnkrise“ in der Architektur, die manche ArchitektInnen veranlasst, einmal anders, „sinnstiftend“, zu agieren, wobei das Einsteigen in eine fremde Kultur einen zusätzlichen Anreiz bietet. Manchmal ist es auch das soziales Engagement, das Bemühen, die Lebensbedingungen der Ärmsten auf dieser Welt zu verbessern, das ArchitektInnen veranlasst, sich auf „Bauen in Entwicklungsländern“ einzulassen.

Ich denke, es ist zulässig, von einer gewissen Relevanz von „Bauen in Entwicklungsländern“ in einem zwar nur kleinen Segment der österreichischen Architekturlandschaft zu sprechen

und von einem Thema, das nicht unbedingt im Fokus der Disziplin steht, dem aber Interesse und Wertschätzung als Zukunftsthema für die Architektur entgegen gebracht wird.

- *Welche Zugänge zu „Bauen in Entwicklungsländern" werden in der österreichischen Architekturszene vertreten?*

Fragt man ArchitektInnen nach ihren Assoziationen zu „Bauen in Entwicklungsländern", dann vernimmt man die unterschiedlichsten Gedankengänge und Vorstellungen. Von Begriffen, wie soziales Gefälle, Bauen für arme Leute, Unterstützung und Hilfestellung ist die Rede, bis hin zur Möglichkeit, in einen anderen Kulturkreis einzutreten und eine Architektur zu realisieren, die sich durch Einfachheit, Eingeschränktheit und Tradition auszeichnet. „Bauen in Entwicklungsländern" wird aber auch anders gesehen, als ein Feld, in dem nicht unbedingt das soziale Moment dominiert, sondern als eine Gesamtheit aller physischen Manifestationen in Regionen, die als so genannte „Entwicklungsländer" bezeichnet werden. Der Zugang, so ist man sich großteils einig, egal welche Sichtweise man vertritt, sollte immer der gleiche sein. Von allen ProtagonistInnen wird eine „ganzheitliche" Zugangsweise präferiert und man ist sich bewusst, dass verantwortliches „Bauen in Entwicklungsländern" ein Bedenken aller Aspekte bedeutet und eine Auseinandersetzung mit dem kulturellen und sozialen Umfeld vor Ort. Ein „ganzheitlicher" Zugang, der übrigens in der LEHRE Status Quo sei, so sagt man, wird für die Architektur generell und grundsätzlich gefordert, eine Meinung, die mehrheitlich vertreten wird.
Meine Interview-PartnerInnen, das haben die Gespräche gezeigt, sind sich bewusst, dass ganzheitliches Agieren im Kontext von „Bauen in Entwicklungsländern" viel Sensibilität erfordert. Verloren gegangene Traditionen mit ihrem ganz besonderen Know-how müssen wieder aufgegriffen und den Menschen begreiflich gemacht werden. Es geht um Identität und Authentizität und um ein Lernen, wie aus traditioneller Architektur durch Hinterfragen und Verstehen neue Lösungen kreiert werden können. Ganzheitlich arbeiten erfordert das Abwägen von Kompetenzen hier und dort, das Ausloten von Kombinationen zwischen lokalem und westlichem Know-how und vor allem ein Miteinander mit den Menschen vor Ort in der Entscheidungsfindung und in der praktischen Umsetzung, alles Anforderungen, über die in der österreichischen Architekturszene großteils Konsens besteht. Ich denke, dass die meisten ArchitektInnen wissen, dass „Bauen in Entwicklungsländern" eine spezielle Qualität

des Zugangs erfordert und sie auch bestrebt sind, nach dieser Maxime zu handeln.

- *Gibt es in der österreichischen Architekturszene ein Bewusstsein für die Komplexität und Vielschichtigkeit der Aufgaben, die sich im Rahmen von „Bauen in Entwicklungsländern" stellen und wie positioniert man sich zur Notwendigkeit von „additional skills" zur Lösung dieser Aufgaben?*

„Bauen in Entwicklungsländern" ist ein komplexes Thema und es war mir wichtig herauszufinden, welche Meinungen dazu österreichische ArchitektInnen vertreten, wie sie ihr architektonisches Wissen auf diesem Gebiet einschätzen und welche Positionen sie einnehmen, wenn man die Frage nach der Notwendigkeit von Zusatzqualifikationen stellt. Es wurden viele thematisch relevante Fragen angeschnitten und diskutiert. Die Antworten waren teilweise kontrovers, in ihrem Tenor aber auf einer Linie. Man ist sich in der österreichischen Architekturszene der Vielschichtigkeit der Aufgabe bewusst, man macht sich über wichtige Kategorien Gedanken und man ist bestrebt, einen gangbaren Weg für „Bauen in Entwicklungsländern" zu finden.
Eines der wichtigen Themen, die angeschnitten wurden, war der enge Konnex zwischen sensibler Vorgangsweise und der Akzeptanz von Projekten in „Entwicklungsländern", eine Tatsache, derer sich die österreichischen ArchitektInnen bewusst zu sein scheinen, was angesichts der zahlreichen gescheiterten Projekte weltweit nicht besonders schwer ist. Es wurden aber auch andere Kategorien angesprochen, die in ihrer Komplexität „Bauen in Entwicklungsländern" auszeichnen und eine differenzierte Vorgangsweise notwendig erscheinen lassen. Die Frage, in wieweit Partizipation der lokalen Bevölkerung bei Projekten in „Entwicklungsländern" Platz greifen soll, wurde ebenso diskutiert, wie die Geber-Nehmer-Hierarchie und der Weg, wie diese durch Begegnung und Kommunikation auf Augenhöhe vermieden werden kann. Der „Bottom-up-Approach", die Entscheidungsfindung von unten, wurde thematisiert, der Begriff der „Hilfe zur Selbsthilfe" zur Diskussion gestellt und die Wahl des richtigen Baumaterials in den Fokus gerückt. Der Frage der Nachhaltigkeit im Kontext von „Bauen in Entwicklungsländern" wurde intensiv nachgegangen und es wurden unterschiedliche Definitionen für nachhaltiges Bauen und nachhaltige Architektur formuliert. Auch über den Begriff der „Schönheit" in der Architektur und dessen Bedeutung im entwicklungspolitischen Kontext wurde reflektiert.

Uneinig war man sich in der Frage, ob „Bauen in Entwicklungsländern“ nach „additional skills“ verlangt, oder ob ArchitektInnen mit dem ihnen eigenen Know-how, einem Know-how, das sie sich in der Architektur-Ausbildung erworben haben, das Auslangen finden. Hier gehen die Positionen diametral auseinander. Sie reichen von einer „unbedingt notwendigen“ Zusatzausbildung, um bei solchen Projekten zielgerichtet arbeiten zu können, verbunden mit der Forderung, dass auch ArchitektInnen „Feldarbeit“ zu verrichten hätten, bis hin zur Feststellung, dass das Grundwissen, das in der Architektur-Ausbildung vermittelt wird, ausreicht, um den Anforderungen von „Bauen in Entwicklungsländern“ gewachsen zu sein. Ich denke, in diesem Punkt bleibt einiges offen. Weder konnten die ArchitektInnen überzeugen, dass herkömmliches architektonisches Wissen für „Bauen in Entwicklungsländern“ ausreicht, noch konnte hinlänglich geklärt werden, auf welche Weise, in welchem Umfang und in welcher Qualität sich ArchitektInnen die erforderlichen Zusatzqualifikationen aneignen könnten und sollten.

- *Welche Standpunkte zu Interdisziplinarität und zu interdisziplinärer Zusammenarbeit beim „Bauen in Entwicklungsländern“ werden in der österreichischen Architekturszene vertreten?*

Die Analyse der Gespräche hat ergeben, dass man in der österreichischen Architekturszene Interdisziplinarität schätzt und grundsätzlich bereit ist, Disziplinen-übergreifend zu agieren. In der Lehre hält man interdisziplinäres Arbeiten für eine Vorgangsweise, die Allgemeingültigkeit hat, denn die Architektur-Ausbildung sollte grundsätzlich eine interdisziplinäre sein und Interdisziplinarität Bestandteil der Lehre, so meint man, und vor allem bei komplexen Aufgaben, wie „Bauen in Entwicklungsländern“ zur Anwendung kommen, wiewohl man auch der Meinung ist, dass der Architekt/die Architektin immer der Dirigent/die Dirigentin in diesem Orchester der Disziplinen bleiben müsse. Man ist sich aber auch der Tatsache bewusst, dass interdisziplinäre Zusammenarbeit zusätzliche Ressourcen erfordert, eine Hürde, an der man vielfach scheitert und dadurch Interdisziplinarität in der Architektur nur allzu oft zur Absichtserklärung verkommt.
Auch aus der architektonischen Praxis vernimmt man den Ruf nach mehr Interdisziplinarität und es zeigt sich, dass auch hier Handlungsbedarf besteht. „Leute, die sich mit anderen Dingen auseinandersetzen, können unendlich interessante Impulse liefern“, wird von Seiten

der Architektur argumentiert, und „wenn man in der Architektur seriös arbeitet, dann ist es notwendig, interdisziplinär oder transdisziplinär zu arbeiten“. Warum aber trotz offensichtlicher Bereitschaft und vehement geäußerter Notwendigkeit interdisziplinäre Zusammenarbeit in der praktischen Umsetzung so selten Platz greift, bringt ein Interview-Partner auf den Punkt: „das Ego der ArchitektInnen lässt es (oftmals) nicht zu, über den eigenen Architektur-Schatten zu springen“.
Ich denke, es ist schade, dass die Architektur die Chance eines Miteinanders mit anderen Disziplinen so wenig nützt . ArchitektInnen sollten nicht anstehen, komplexe Aufgaben wie „Bauen in Entwicklungsländern“ Disziplinen-übergreifend anzugehen und Themen aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu denken und denken zu lassen. Die Architektur sollte sich nicht selbst genügen, denn Architektur ist schon aus ihrem Selbstverständnis heraus „eine Disziplin, die sich auch aus anderen Disziplinen nährt“.

- *Welche Rolle wird der Anthropologie im Sinne einer Zusammenarbeit vor allem beim „Bauen in Entwicklungsländern“ eingeräumt? Bekommt die Anthropologie die Chance, ihre Kernthemen KULTUR und SOZIALES in die Arbeit der ArchitektInnen einzubringen?*

Die Analyse der Aussagen meiner Interview-PartnerInnen zeigt, dass man sich in der österreichischen Architekturszene nicht allerorts darüber im Klaren ist, was AnthropologInnen machen oder über welche Kompetenzen sie verfügen und wie diese sinnstiftend in die architektonische Arbeit einfließen könnten. Spätestens dann, wenn man vernimmt, dass AnthropologInnen ausschließlich „in den Bereichen traditioneller Verhaltensweisen und traditionsgebundener Denkweisen und Einstellung“ zu Hause seien und demnach nur schwer in einem „aktualitätsbezogenen, architektonischen Analyse- und Planungsprozess“ Fuß fassen könnten, wird klar, dass die Anthropologie für so manche noch nicht in der Gegenwart angekommen ist. Ich denke, solche Aussagen sollten uns AnthropologInnen zu denken geben. Offensichtlich ist es uns nicht, oder noch nicht gelungen, die Disziplin als eine moderne, gegenwartsbezogene zu präsentieren, die sich mit allen Facetten menschlichen Seins und Tuns beschäftigt und nicht auf den Bereich der „Traditionen“ zu reduzieren ist.
Sieht man von obiger subjektiver Einschätzung ab, ist bei den ArchitektInnen durchaus eine

Sympathie für die Disziplin der Anthropologie erkennbar und auch eine Bereitschaft, dieser eine Rolle vor allem beim „Bauen in Entwicklungsländern“ einzuräumen. Man zeigt sich überzeugt, dass die Anthropologie „unglaublich viel“ zum Verständnis und zum Formulieren von Bauaufgaben beitragen könne, man konkretisiert die Vorteile einer Zusammenarbeit mit AnthropologInnen und verweist auf den Nutzen anthropologischer Studien im Vorfeld von Projekten in „Entwicklungsländern“. Vielfach wird von den ArchitektInnen das Verständnis der AnthropologInnen für das soziale und kulturelle Gefüge hervorgehoben, ein Verständnis, das als wichtige Basis und Ergänzung der architektonischen Arbeit angesehen wird. Die Aussage steht im Raum: „die Architektur sollte den Bereich der architektonischen Umsetzung abdecken, die Anthropologie den des Grundsätzlichen“.
Ich denke, für die Anthropologie eröffnet sich vor allem bei Projekten in „Entwicklungsländern“ die Chance, in der österreichischen Architekturszene Fuß zu fassen. Dort steht die Tür für AnthropologInnen zumindest einen Spalt breit offen, um anthropologische Kernthemen wie KULTUR und SOZIALES in die Architektur einzubringen und mitzuhelfen, Projekte sensibler und nachhaltiger zu gestalten. Gemeinsames Arbeiten von ArchitektInnen und AnthropologInnen erfordert aber auch Ressourcen, ein Mehr an Zeit und finanziellen Mitteln, eine Hürde, die zu überwinden nicht ganz einfach ist.

- *Welche Zukunftsperspektiven hat „Bauen in Entwicklungsländern“ aus der Sicht der ArchitektInnen?*

Ob sich für ArchitektInnen mit „Bauen in Entwicklungsländern“ ein neuer Markt auftut, der Zukunftsperspektiven verheißt, darüber ist man sich in der österreichischen Architekturszene uneins. Die Aussagen meiner Interview-PartnerInnen differenzieren nach Sichtweisen von „Bauen in Entwicklungsländern“ und Verständnis des Marktbegriffes. Dass die zunehmend ins Rampenlicht rückenden Probleme der Megastädte in den Entwicklungsregionen den ArchitektInnen neue Märkte im Sinne von Beschäftigungsfeldern versprechen, ist so mancher/manche überzeugt, von neuen Märkten im ökonomischen Sinn will man dabei aber nicht sprechen. Den neuen Markt im ökonomischen Sinn erwartet man sich eher von architektonischen Großprojekten in diesen Regionen, die zunehmend weltweit ausgeschrieben werden. Auch mit der „Sinnkrise“ in der Architektur wird argumentiert und untermauert, warum ArchitektInnen vermehrt in diese für sie neuen Märkte streben und mit „sinnvollen“

Projekten Architektur wieder auf das Wesentliche reduzieren wollen.
„Bauen in Entwicklungsländern“ und der neue Markt für ArchitektInnen ist jedenfalls ein Thema, das zur Zeit in der Architekturszene große Aufmerksamkeit erfährt. Die Frage drängt sich auf, wie es damit weiter geht? Wird sich der aktuelle Hype für „Bauen in Entwicklungsländern“ in einem langfristigen Trend manifestieren und zum Zukunftsthema in der Architektur werden, oder ist das große Interesse für „Bauen in Entwicklungsländern“ doch nur ein Strohfeuer? Meine Interview-PartnerInnen, um es vorweg zu nehmen, sehen die künftige Entwicklung eher positiv. „Bauen in Entwicklungsländern“ ist ihrer Meinung nach „ein Thema mit Zukunftsperspektive“, ein „Trend mit Zukunftspotential“, der sich verstärken wird, „DAS Zukunftsthema“ in der Architektur und „ein Arbeitsfeld für ArchitektInnen, in dem es auch noch in den nächsten vierzig Jahren viel zu tun geben wird“, sind nur einige Statements, die die positiven Perspektiven widerspiegeln. Man weiß aber auch, dass die Arbeit der ArchitektInnen in Zukunft nicht einfach sein wird. Immer mehr Baumärkte drängen in „Entwicklungsländern“ auf den Markt, sie schüren die Sehnsüchte der Menschen nach westlichen Vorbildern, nach einer Architektur, die westliches Prestige und Image verheißt, und machen es den ArchitektInnen schwer, mit durchdachten, sozial und kulturell verträglichen Lösungen zu reüssieren.

- *Was kann die Anthropologie dazu beitragen, dass „Bauen in Entwicklungsländern“ zu einem „Erfolgsprojekt“ wird oder dass zumindest öfter als bisher erfolgreiche Projekte realisiert werden?*

„Bauen in Entwicklungsländern“ ist nicht nur für ArchitektInnen, sondern auch für AnthropologInnen ein interessantes Feld und eine große Herausforderung. Es ist, genauso wie für ArchitektInnen, auch für AnthropologInnen nicht alltäglich, in eine fremde Disziplin einzusteigen, sich zurecht zu finden, das für die Aufgabenstellung notwendige Werkzeug zu sortieren und in einem Miteinander mit SpezialistInnen einer anderen Disziplin zur Anwendung zu bringen. Dass dies gelingen kann, setzt eine grundsätzliche Bereitschaft voraus, Aufgaben interdisziplinär zu denken und unterschiedliche Lösungsansätze zuzulassen. Ich denke, es ist legitim, aus meinen Analysen den Schluss zu ziehen, dass man in der österreichischen Architekturszene durchaus offen für Andersdenkende ist und dass man der Anthropologie eine gewisse Wertschätzung entgegen bringt. Dies lässt hoffen, dass man in

Zukunft, zumindest bei komplexen Aufgaben wie „Bauen in Entwicklungsländern“, vermehrt eine Zusammenarbeit mit der Anthropologie suchen wird.

Es sind vor allem Projekte für die Ärmsten der Welt, die besonders sensibel angegangen werden müssen, sollen sie doch die Lebensqualität von Menschen verbessern, die unter besonderem Druck stehen und deren Lebensumstände für uns nur schwer vorstellbar sind. Um in diesem Umfeld verantwortungsvoll agieren zu können, ist es notwendig, im Vorfeld von Projekten Studien über das soziale und kulturelle Umfeld durchzuführen, herauszufinden, wie die Menschen leben, welche Wünsche und Bedürfnisse sie haben und welche Erwartungen sie mit den Projekten verbinden. Dies zu erheben, wäre Aufgabe von AnthropologInnen. Die Erkenntnisse der anthropologischen Vorstudien in Planungsprozesse einfließen zu lassen, wäre ganz sicher ein Positiv-Beispiel interdisziplinärer Zusammenarbeit und ein erster Baustein für erfolgreichere Projekte.

Eine weitere Möglichkeit, architektonisches Know-how mit anthropologischem Wissen zu verbinden, wäre eine Zusammenarbeit von ArchitektInnen und AnthropologInnen vor Ort. Eine meiner Interview-PartnerInnen hat diese Präferenz interdisziplinärer Zusammenarbeit zum Ausdruck gebracht und ich denke, dem ist viel abzugewinnen. Die Projektarbeit vor Ort verlangt den ArchitektInnen viele ad-hoc-Entscheidungen ab, die weitreichende Konsequenzen nach sich ziehen und die nicht immer ausschließlich mit Architektur zu tun haben. Solche Entscheidungen im Dialog mit AnthropologInnen zu treffen, würde nicht nur den ArchitektInnen die Arbeit erleichtern, sondern auch dafür sorgen, dass Probleme auf breiter Basis angegangen und in den Lösungsansätzen multiple Aspekte berücksichtigt werden können. Eine andere Interview-Partnerin wiederum möchte AnthropologInnen als wichtige Unterstützung vor Ort haben, um der lokalen Bevölkerung die traditionellen Baustoffe und Technologien wieder näher zu bringen, diese von ihrem negativen Image zu befreien und als Ausdruck der eigenen Identität wieder attraktiv zu machen.

Eine sehr wichtige und meines Erachtens viel zu wenig diskutierte Aufgabe, die AnthropologInnen zukommen sollte, ist die Evaluierung von Projekten. Es hat sich gezeigt, dass das Thema der Evaluierung bei den Projekt-Verantwortlichen keineswegs beliebt und vorrangig ist und dass nur wenige Projekte wissenschaftlich fundierten Evaluierungen unterzogen werden. Ich denke, es ist notwendig, den Werdegang von Projekten, ihre Akzeptanz und vor allem ihre Nachhaltigkeit einer Betrachtung von außen zu unterziehen und Mängel aufzuzeigen, um daraus für die Zukunft zu lernen. AnthropologInnen könnten und

sollten für solche Evaluierungen herangezogen werden , um Projekte auf ihre sozio-kulturelle Verträglichkeit und ihre Akzeptanz zu überprüfen und um letztendlich sicherzustellen, dass sich Fehler der Vergangenheit nicht wiederholen.
Es gibt eine Vielzahl von Argumenten, die für eine Zusammenarbeit von ArchitektInnen und AnthropologInnen vor allem bei Projekten in „Entwicklungsländern" sprechen. Dass diese Zusammenarbeit innerhalb der Architektur zumindest von einem Teil der österreichischen ArchitektInnen auch gewünscht wird, werte ich als positives Zeichen für die Zukunft von Projekten in „Entwicklungsländern".

3. Bedeutung der Forschungsergebnisse für die Praxis

Die Zielsetzung der Arbeit war es, aus einer anthropologischen Sicht das Meinungsbild von „Bauen in Entwicklungsländern" in der österreichischen Architekturlandschaft zu erkunden, die Verortung der Anthropologie in der Architektur vorzunehmen und zu versuchen, die beiden Disziplinen in einem dialogischen Prozess zusammenzuführen.

Auch wenn der Querschnitt durch die österreichische Architekturszene nur ein eingeschränkter ist und keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, zeigt es sich doch eindrucksvoll, dass „Bauen in Entwicklungsländern" bei vielen österreichischen ArchitektInnen ein Thema ist, ein Thema über das auf unterschiedliche Weise nachgedacht wird und dass bei diesem Nachdenkprozess auch die Anthropologie ins Spiel kommt. Der Konnex zwischen Architektur und Anthropologie wird in der österreichischen Architekturszene zwar nicht als gegeben betrachtet und es werden aktuell kaum AnthropologInnen in Architekturprojekte integriert, tritt man aber in einen Diskurs ein, dann stellt sich heraus, dass sich ArchitektInnen, zumindest bei Projekten in „Entwicklungsländern", des „missing-links" bewusst sind, jener Lücke, die durch eine Zusammenarbeit mit AnthropologInnen geschlossen werden könnte.

Die Analysen haben gezeigt, dass „Bauen in Entwicklungsländern" ein Thema ist, das zumindest für einen Teil der österreichischen ArchitektInnen relevant ist, das in der Lehre nachgefragt und für manche ArchitektInnen, die im täglichen Arbeitsprozess stehen, ein Zukunftsprojekt ist, das sie gedanklich beschäftigt. Erstaunt hat vor allem das große Interesse

von jungen Leuten, von angehenden ArchitektInnen, für „Bauen in Entwicklungsländern“. Es ist bemerkenswert und sicher multikausal, warum viele Studierende gerade diesen Bereich der Architektur präferieren, einen Bereich, der wenig ökonomischen Anreiz bietet, aber viel an Improvisation, Innovation und sozialer Kompetenz abverlangt. Für Studierende, die diese Richtung einschlagen möchten, gibt es an den österreichischen Architektur-Fakultäten ein vielfältiges Angebot, das sich allerdings nur im Bereich der Wahlfächer bewegt. Es gibt aber auch Architektur-Schulen, die sich im Rahmen des Architektur-Studiums schwerpunktmäßig mit „Bauen in Entwicklungsländern“ befassen. Die Lehrenden, die dieses Thema anbieten, so haben es die Gespräche gezeigt, sind sehr engagiert und bemüht, die angehenden ArchitektInnen auf die Herausforderungen von „Bauen in Entwicklungsländern“ vorzubereiten und ihnen das dafür notwendige Rüstzeug mitzugeben.

Es war mir ein wichtiges Anliegen, mit meiner Arbeit das Bewusstsein zu schärfen, dass „Bauen in Entwicklungsländern“ multidimensionaler, heterogener und komplexer ist, als bisher angenommen und die AkteurInnen davon zu überzeugen, dass solche Aufgaben nur in einem Disziplinen-übergreifenden Miteinander verantwortungsvoll gelöst werden können. „Bauen in Entwicklungsländern“ ist ein interdisziplinäres Thema und zeigt auf eindrucksvolle Weise, wie eng Architektur und Anthropologie miteinander verflochten sind. Interdisziplinäre Kommunikation und Kooperation kann aber nur dann funktionieren, wenn beide Seiten aufeinander zugehen. Es ist nicht nur Aufgabe der Architektur, die Anthropologie mit ins Boot zu holen, auch AnthropologInnen haben eine Bringschuld. Es liegt an ihnen, aktiv auf die Architektur zuzugehen und nicht darauf zu warten, eingeladen zu werden. Ich meine, hier besteht auch Handlungsbedarf seitens der Anthropologie, denn AnthropologInnen beschäftigen sich meines Erachtens zu wenig mit den anthropologischen Implikationen moderner Architektur im Zeitalter der Globalisierung und ergreifen viel zu selten die Gelegenheit, sich von sich aus im Rahmen von Projekten in die Architektur einzubringen. Und so ergeht der Appell zu mehr interdisziplinärer Zusammenarbeit nicht nur an die ArchitektInnen, sondern gilt in gleichem Maße auch für AnthropologInnen.

4. Empfehlungen

Um die Forschungsergebnissen in ihrer Essenz in die praktische Arbeit einfließen zu lassen und damit im besonders sensiblen Bereich der Projektarbeit in „Entwicklungsländern" Akzente zu setzen, werden in der Folge Empfehlungen formuliert, die aus anthropologischer Sicht von großer Tragweite sind, da sie die Qualität der Projektarbeit entscheidend beeinflussen.[39]

Die erste und fundamentale Anforderung, die an Projekte in „Entwicklungsländern" zu stellen ist, lautet: *die Projekte müssen sich in das kulturelle und soziale Umfeld einfügen und den Wünschen und Bedürfnissen jener Menschen entsprechen, für die sie gedacht sind.* Dies erfordert eine sensible Vorgangsweise in allen Projektphasen und ein Beachten nachfolgender *Empfehlungen*:

- *Die Vorbereitung der Projekt-AkteurInnen sollte darauf abzielen, dass ein Bewusstsein dafür geschaffen wird, dass man sich auf unbekanntes Terrain begibt, in einen fremden Kulturkreis, dessen soziale und kulturelle Rahmenbedingungen sich von den eigenen grundlegend unterscheiden.*

- *Die „Betroffenen", jene Menschen, deren Lebenssituation durch die Projekte in positiver Hinsicht verändert werden soll, sollten in grundlegende Projektentscheidungen eingebunden werden: dies gilt nicht nur für die Bedarfserhebung vor Ort, sondern für jede Projektphase, von der Planung bis zur Realisierung. Das Ziel sollte ein bottom-up-approach sein, eine Entscheidungsfindung von unten, getragen von den Wünschen und Bedürfnissen der „Betroffenen".*

- *Die lokale Bevölkerung sollte bei der Realisierung der Projekte mit einbezogen werden in einem Miteinander auf gleicher Augenhöhe und einem Einbeziehen lokaler Kompetenzen, das heißt, der besonderen Fähigkeiten der Menschen vor Ort.*

- *Bei der Wahl des Baumaterials ist eine sensible Vorgangsweise zu wählen. Die*

39 (siehe auch Liedl/Leithner 2011: 73 f)

„Betroffenen“ sollten in die Entscheidungsfindung eingebunden und die Dichotomie „Tradition versus Moderne“ beachtet werden.

- *„Hilfe zur Selbsthilfe“ und der Aspekt, was die Menschen vor Ort aus den Projekten lernen und für sich selbst mitnehmen können, sollten das ultimative Ziel sein.*

- *Die Bedeutung der Evaluierung: eine fachlich fundierte Evaluierung von Projekten wird als notwendig erachtet, da sie die Chance für Veränderung und Weiterentwicklung bietet, das Image der Projekte nach außen stärkt und einen wichtigen Aspekt für etwaige Sponsor-Entscheidungen darstellt.*

Um all diesen Anforderungen entsprechen zu können, ist ein Agieren auf multiplen Ebenen und ein Zusammenspiel unterschiedlichster Kompetenzen notwendig. Gerade dieses Interagieren und Überschreiten von Grenzen der eigenen Disziplin verleiht Projekten in „Entwicklungsländern“ die besondere Attraktivität und macht sie zu einer interessanten Herausforderung nicht nur für ArchitektInnen sondern auch für AnthropologInnen.

BIBLIOGRAPHIE

Appadurai, Arjun, 1996. *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*. University of Minnesota Press, Minneapolis, London.

Architekturzentrum Wien (ed.), 2007. *Lessons from Bernhard Rudofsky. Das Leben eine Reise.* Ausstellungskatalog, Birkhäuser Verlag, Basel.

Assmann, Jan, 1992. *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, C.H. Beck, München.

Barnard, Alan und Spencer, Jonathan (eds.), 2006 [1996]. *Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology*. Routledge, London und New York.

Benedict, Ruth, 1943. *Race and Racism*. Scientific Book Club, London.

Bourdieu, Pierre, 2009 [1972]. *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft.* Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.

Bourdier, Jean-Paul und Minh-ha, Trinh, 2011. *Vernacular Architecture of West Africa. A World in Dwelling*. Routledge, London und New York.

Brumann, Christoph, 2011. „Tradition", in: Kreff, Fernand, Knoll, Eva-Maria, Gingrich, Andre (eds.). *Lexikon der Globalisierung*, transcript Verlag, Bielefeld: 381-384.

Byron, Reginald, 2006 [1996]. „Identity", in: Barnard, Alan, Spencer, Jonathan (eds.). *Encyclopedia od Social and Cultural Anthropology,* Routledge, London and New York: 292.

Carsten, Janet, Hugh-Jones, Stephen (eds.), 1995. *About the House: Lévi-Strauss and Beyond,* Cambridge University Press, Cambridge.

Cohen, Anthony P., 1985. *The Symbolic Construction of Community*. Routledge, London.

Comaroff John L., Comaroff, Jean, 2011. „Ethnizität", in: Kreff, Fernand, Knoll, Eva-Maria, Gingrich, Andre (eds.). *Lexikon der Globalisierung*, transcript Verlag, Bielefeld: 68 - 72.

De Solá-Morales, Ignasi, 1996. *Place - Permanence or Production*. The MIT Press, Cambridge.

Donley-Reid, Linda W., 1990. „A structuring structure: the Swahili house", in: Kent, Susan (ed.). *Domestic Architecture and the Use of Space. An interdisciplinary cross-cultural study*, Cambridge University Press, Cambridge: 114-126.

Egenter, Nold, 1992. *Architectural Anthropology – Research Series. Volume 1: The Present Relevance of the Primitive in Architecture*. Structura Mundi Editions, Lausanne.

Egenter, Nold, 1997. „Auf dem Weg zu einer Anthropologie der Architektur“, in: Baubiologie 5/97: 25-32.

Eriksen, Thomas Hylland, 2007. *Globalization. The Key Concepts*. BERG, Oxford, New York.

Fabian, Johannes, 1983. *Time and the Other: How Anthropology Makes It's Object.* Columbia University Press, New York.

Fathy, Hassan, 1976 [1969]. *Architecture for the Poor. An Experiment in Rural Egypt*. The University of Chicago Press, Chicago and London.

Feest, Christian und Janata, Alfred, 1999 [1966]. *Technologie und Ergologie in der Völkerkunde*. Dietrich Reimer Verlag, Berlin.

Ferguson, James, 2006 [1996]. „Development“, in: Barnard, Alan, Spencer, Jonathan (eds.). *Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology*, Routledge, London and New York: 154 - 160.

Filitz, Thomas, Gingrich, Andre, Rasuly-Paleczek, Gabriele, 1993. „Vorwort“, in: Filitz, Thomas, Gingrich, Andre, Rasuly-Paleczek, Gabriele (eds.). *Kultur, Identität und Macht. Ethnologische Beiträge zu einem Dialog der Kulturen der Welt*. Verlag für interkulturelle Kommunikation, Frankfurt: I-VI.

Flick, Uwe, 2002. *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbeck bei Hamburg.

Funke, Dieter, 2006. *Die Dritte Haut. Psychoanalyse des Wohnens*. Psychosozial-Verlag, Gießen.

Gaonkar Dilip P., 1999. „On Alternative Modernities“, in: *Public Culture* 11,1: 1-18.

Geertz, Clifford, 1973. *The Interpretation of Cultures*, Basis Books, New York.

Geertz, Clifford, 1994. „The Use of Diversity“, in: Borofsky, Robert (ed.). *Assessing Cultural Anthropology*, McGraw-Hill, Inc., New York et al.: 454-467.

Geertz, Clifford, 2005. „*Die Dritte Welt. Vom Fatal der Revolution zur postkolonialen Realitätsbewältigung.*“, in: LI Lettre International – Europas Kulturzeitung, Nr. 69, Sommer: 46-52.

Gingrich, Andre, 1999. *Erkundungen. Themen der Ethnologischen Forschung.* Böhlau Verlag, Wien-Köln-Weimar.

Gnaiger, Roland, 2005. „Gut oder Schön“, in: Kunstuniversität Linz/Die Architektur (ed.). *LIVING TEBOGO, Bauen in Südafrika,* Linz: 7-11.

Gronemeyer, Marianne, 1993 [1992]. „Hilfe“, in: Sachs, Wolfgang (ed.). *Wie im Westen – so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik*, Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg: 170-194.

Guidoni, E., 1975. *Primitive Architecture*. Electa, Milano.

Harvey, David, 1989. *The Condition of Postmodernity*. Blackwell, Oxford/Cambridge.

Hauser-Schäublin, Brigitta, 1987. „Stadtnomaden. Bauen und Wohnen bei uns und in anderen Gesellschaften.“ in: Hauser-Schäublin, Brigitta (Red.). *Mensch Kultur Umwelt 2, Bauen und Wohnen*, Birkhäuser Verlag, Basel: 5-14.

Hauser-Schäublin, Brigitta und Braunkämper, Ulrich, 2002. „Zur Ethnologie der weltweiten Verflechtungen“, in: Hauser-Schäublin, Brigitta und Braunkämper, Ulrich (eds.). *Ethnologie der Globalisierung. Perspektiven kultureller Verflechtungen*. Dietrich Reimer Verlag GmbH, Berlin: 9-14.

Hobsbawn, Eric, Ranger, Terence O. (eds.), 1983. *The invention of Tradition*, Cambridge University Press, Cambridge.

Hödl, Gerald, 2006. „In der Endlosschleife. Leitmotive der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit“. In: de Abreu Fialho Gomes, Bea et al. (eds.). *Entwicklungszusammenarbeit. Akteure, Handlungsmuster und Interessen*, Mandelbaum Verlag, Wien: 25-42.

Houdart, Sophie, 1999. „X wie die Unbekannte“, in: Hohmann, Mario, Rettich, Stefan (eds.). *von A bis Z. 26 Essays zu Grundbegriffen der Architektur*, Verlag Walther König, Köln: 143 - 148.

Huntington, Samuel P., 1998 [1996]. K*ampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*. Europa Verlag GmbH, München, Wien.

Izikowitz, Karl Gustav, 1982. „Introduction“, in: Izikowitz, Karl Gustav, Sörensen, Per (eds.). *The House in East and Southeast Asia. Anthropological and Architectural Aspects*, Curzon Press Ltd, London und Malmö: 1-6.

Jodidio, Philip, 2010. *Architecture Now! 4* . Taschen GMBH, Cologne.

Kent, Susan, 1990. „Activity areas and architecture: an interdisciplinary view of the relationship between use of space and domestic built environments“, in: Kent, Susan (ed.). *Domestic Architecture and the Use of Space. An interdisciplinary cross cultural study*, Cambridge University Press, Cambridge: 1 – 8.

Kerez, Christian und Knellessen, Olaf, 2012. „Der Körper als Versteck. Gespräch mit Christian Kerez“, in: Härtel, Insa, Knellessen, Olaf, Mooshammer, Helge (eds.). *Zwischen Architektur und Psychoanalyse. Sexualität, Phantasmen, Körper*, Park Books, Zürich: 116 - 139.

Kersting, Norbert, 1996. *Urbane Armut. Überlebensstrategien in der „Dritten Welt“*. Verlag für Entwicklungspolitik, Saarbrücken.

King, Anthony D., 2002. „Repräsentationen neu aufgerollt: Zur Entstehung der Gegenüberstellung von Modernität und Tradition“, in: Hauser-Schäublin, Brigitta, Braukämper, Ulrich (eds.). *Ethnologie der Globalisierung. Perspektiven kultureller Verflechtungen*, Dietrich Reimer Verlag GmbH, Berlin: 63-75.

Koolhaas, Rem, 2006. „On working cities“, in: *Cities: Architecture and Society*, Venice: 74.

Kreff, Fernand, 2003. *Grundkonzepte der Sozial- und Kulturanthropologie in der Globalisierungsdebatte.* Dietrich Reimer Verlag GmbH, Berlin.

Kreff, Fernand, Knoll, Eva-Maria, Gingrich, Andre (eds.), 2011. *Lexikon der Globalisierung*. transcript Verlag, Bielefeld.

Leach, Edmund, 1954. *Political Systems of Highland Burma*. Athlone Press, London.

Leithner, Jutta, 2008. *„Bauen für eine bessere Welt“. SARCH (Social and Sustainable Architecture)-Projekte: Studierende aus Europa planen und bauen in den Townships von Johannesburg. Eine ethnologische Betrachtung*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Institut für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien, Wien.

Lévi-Strauss, Claude, 1987. *Anthropology and Myth: Lectures 1951-1982*, trans. by R. Willis, Blackwell, Oxford.

Lévi-Strauss, Claude, 1997 [1962]. *Das wilde Denken.* Suhrkamp, Frankfurt am Main.

Lévi-Strauss, Claude, 1999 [1955]. *Traurige Tropen*. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.

Liendl, Rafaela und Leithner Jutta, 2011. „Ethnien und Lebensweisen“, in: Architekturgeschichte: Bauforschung 251-1, Technische Universität Wien. *Äthiopien, Fokus Afar Region. Architekturexkursion TU Wien, Februar 2011*: 59-75.

Marcus, George E., 2011. „Moderne“, in: Kreff, Fernand, Knoll, Eva-Maria, Gingrich, Andre (eds.). *Lexikon der Globalisierung*, transcript Verlag, Bielefeld: 267-270.

Marschall, Wolfgang, 2011. „Nachhaltigkeit“ in: Kreff, Fernand, Knoll, Eva-Maria, Andre, Gingrich (eds.). *Lexikon der Globalisierung*, transcript Verlag, Bielefeld: 279-282.

Mathéy, Kosta, 2010. „Cultural identities, Social Cohesion and the Built Environment“, in: Trialog 106. Zeitschrift für das Planen und Bauen in der Dritten Welt. 3/2010, Südost-Verlag Service (SVS)GmbH: 52-59.

Mayring, Philipp, 2010. *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Beltz Verlag, Weinheim und Basel.

Mechler, Mia, 2010. *Das fremde Haus. Die Rolle der Architektur in der Planung und Realisierung einiger Wohnbauprojekte der nationalen und internationalen Hilfsorganisationen auf Nias.* Unveröffentlichte Diplomarbeit, Institut für Architektur- und Kunstgeschichte, Bauforschung und Denkmalpflege der Technischen Universität Wien, Architektur, Wien.

Meuser, Michael und Nagel, Ulrike, 2005 [1991]. „ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht", in: Bogner, Alexander, Littig, Beate, Menz, Wolfgang (eds.). *Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung*, 2. Auflage, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden: 71-93.

Mückler, Hermann, 2012. „Einführung. Tradition und Traditionalismus. Zur Rolle und Instrumentalisierung eines Identitätskonzepts", in: Mückler Hermann, Faschingeder, Gerold (eds.). *Tradition und Traditionalismus. Zur Instrumentalisierung eines Identitätskonzepts*, Promedia Verlag & Südwind, Wien: 7-24.

Nohlen, Dieter (ed.), 2002 [1993]. *Lexikon Dritte Welt. Länder, Organisationen, Theorien, Begriffe, Personen*. Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.

Nuscheler, Franz, 2005. *Entwicklungspolitik. Lern- und Arbeitsbuch*. Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH, Bonn.

Oliver, Paul (ed.), 1969. *Shelter and Society*. Barrie & Rockliff, London.

Özkan, Suha, 2006. „Traditionalism and vernacular architecture in the twenty-first century", in: Asquith, L.,Vellinga, M. (eds.). *Vernacular Architecture in the Twenty-First Century. Theory, education and practice*. Taylor & Francis, London and New York: 97-109.

Pruscha, Carl, 2004. *Himalayan Vernacular*. Schlebrügge.Editor, Wien.

Rahnema, Majid, 1993. „Partizipation", in: Sachs, Wolfgang (ed.). *Wie im Westen – so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik*, Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg: 248-273.

Rapoport, Amos (ed.), 1976. *The Mutual Interaction of People and Their Built Environment, A Cross Cultural Perspective.* Mouton & Co., Chicago.

Rapoport, Amos, 2006. „Vernacular design as a model system", in: Asquith, L., Vellinga, M. (eds.). *Vernacular Architecture in the Twenty-First Century. Theory, education and practice,* Taylor & Francis, London and New York: 179-198.

Rapoport, Amos, 2010. „Designing for People – Some Implications", in: Trialog 106. Zeitschrift für das Planen und Bauen in der Dritten Welt. 3/2010, Südost-Verlag Service (SVS)GmbH: 4-45.

Rauch, Martin, 2005. „Einfaches Bauen mit Lehm", in: Kunstuniversität Linz/Die Architektur (ed.). *LIVING TEBOGO. Bauen in Südafrika,* Linz: 146-155.

Rendell, Jane, 2012. „Die Architektur der Psychoanalyse“, in: Härtel, Insa, Knellessen, Olaf, Mooshammer, Helge (eds.). *Zwischen Architektur und Psychoanalyse. Sexualität, Phantasmen, Körper*, Park Books, Zürich: 34-52.

Rieger-Jandl, Andrea, 2005. *Living Culture in the Himalayas. Anthropological Guidlines for Building in Developing Countries*. Facultas Verlags- und Buchhandels AG, Wien.

Rieger-Jandl, Andrea, 2006. *Architecture and Culture. Building in the Tension of Increasing Global Interaction*. Neuer Wissenschaftlicher Verlag, Wien Graz.

Rieger-Jandl, Andrea, 2008. „Architektur und Ethnologie“, in: Rieger-Jandl, Andrea, Dittrich, Mariela (eds.). *Architektur Transdisziplinär*, IVA Verlag, Wien: 159-185.

Rieger-Jandl, Andrea, 2009. *Architektur und Identität. Die neue Suche nach dem Eigenen. Eine kulturvergleichende Analyse: Samoa-Ladakh-Bali.* IVA Verlag, Wien.

Robb, Caroline, 2004. „Changing relations in the history of aid“, in: Groves, Leslie, Hinton, Rachel (eds.). *Inclusive aid. Changing power and relationships in international development,* Earthscan, London: 21-41.

Robertson, Roland, 1992. *Globalization: Social Theory and Global Culture.* Sage: London.

Rudofsky, Bernhard, 1993 [1964]. *Architektur ohne Architekten. Eine Einführung in die anonyme Architektur*. Residenz Verlag, Salzburg und Wien.

Sachs, Wolfgang (ed.), 1993 [1992]. *Wie im Westen – so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik*. Rohwolt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.

Sahlins, Marshall D., 1999. „Two or Three Things That I Know About Culture“, in: The Journal of the Royal Anthropological Institute (N.S.) 5/3: 399-421.

Schäffter, Ortfried, 1991. „Modi des Fremderlebens. Deutungsmuster im Umgang mit Fremdheit.“, in: Schäffter, Ortfried (ed.). *Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung,* Westdeutscher Verlag GmbH, Opladen: 11-42.

Schicho, Walter und Nöst, Barbara, 2006. „Entwicklungsdiskurs und Praxis der EZA: Konzepte, Akteure und Widersprüche“, in: de Abreu Fialho Gomes, Bea et al. (eds.). *Entwicklungszusammenarbeit. Akteure, Handlungsmuster und Interessen*, Mandelbaum Verlag, Wien: 43-64.

Sevänen, Erkki, 2004. „Introduction: From Modernity and Postmodernity to Globalisation“, in: Kupiainen, Jari, Sevänen, Erkki, Stotesbury, John A (eds.). *Cultural Identity in Transition. Contemporary Conditions, Practices and Politics of a Global Phenomenon*. Atlantic Publishers and Distributors, New Delhi: 1-30.

Soja, Edward und Kanai, Miguel, 2007. „The Urbanization of the World“, in: *The Endless City. The Urban Age Project by the London School of Economics and Deutsche Bank's Alfred Herrhausen Society*. Phaidon Press Ltd., London: 54-69.

Sokolovskii, Sergey, Tishkov, Valery, 2006 [1996]. „Ethnicity“, in: Barnard, Alan, Spencer, Jonathan (eds.). *Encyclopedia of Social Anthropology*, Routledge, London and New York: 190-193.

Spencer, Jonathan, 2006 [1996]. „Symbolic Anthropology“, in: Barnard, Alan, Spencer, Jonathan (eds.). *Encyclopedia of Social Anthropology*, Routledge, London and New York: 535-539.

Spencer, Jonathan, 2006 [1996]. „Psychoanalysis“, in: Barnard, Alan, Spencer, Jonathan (eds.). *Encyclopedia of Social Anthropology*, Routledge, London and New York: 454-456.

Stocking, George, 1986. „Anthropology and the Science of the Irrational: Malinowski's Encounter with Freudian Psychoanalysis“, in: Stocking, George (ed.). *Malinowski, Rivers, Benedict and Others: Essays on Culture and Personality* (History of Anthropology IV), University of Wisconsin Press, Madison.

Tambiah, Stanley J., 1994. „The Politics of Ethnicity“, in Borofsky, Robert (ed.). *Assessing Cultural Anthropology*, McGraw-Hill, Inc., New York ed al.: 430-442.

Tetzlaff, Rainer, 2000 (ed.), *Weltkulturen unter Globalisierungsdruck.* Dietz, Bonn, Kt.

Thomas, Philip, 2006 [1996]. „House“, in: Barnard, Alan, Spencer, Jonathan (eds.). *Encyclopedia of Social Anthropology*, Routledge, London and New York: 281-285.

Tigerman, Stanley, 1996. „Practitioners Grade the Schools“, in: *Architecture*, LXXXV: 8, 8/1996: 91.

Tylor, E.B., 1871. *Primitive Culture.* (2 vols.). John Murray, London.

Waterson, Roxana, 1997 [1990]. *The Living House. An Anthropology of Architecture in South-East Asia.* Thames and Hudsen.

Wernhart, Karl R., 1998. „Von der Strukturgeschichte zum transkulturellen Forschungsansatz“, in: Wernhart Karl R. Und Zips Werner (eds.). *Ethnohistorie*, Promedia Druck- und Verlagsgesellschaft m.b.H., Wien: 41-54.

Wijayanto, Punto, 2007. „The Traditional Tube House of Hanoi in the Context of Urban Conservation“, in: Archiv 57 – 58, Archiv für Völkerkunde, LIT Verlag, Wien: 157-168.

Ziai, Aram, 2006. *Zwischen Global Governance und Post-Development. Entwicklungspolitik aus diskursanalytischer Perspektive*. Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster.

Andere Materialien:

Vorlesungsprotokoll (Jutta Leithner) Wintersemester 2005/06, Universität Wien, Institut für Kultur- und Sozialanthropologie: Grünberg Georg, „Einführung in die Instrumente der Entwicklungszusammenarbeit“, (Modul ENTOUR).

INTERNET-RESSOURCEN:

Architecture: DESI:
http://www.anna-heringer.com/index.php?id=41 [08.03.2010)

Globale Partnerschaft für Entwicklung:
http://www.entwicklung.at/aktuelles_termine/die_zukunft_der_entwicklungszusamme...
[15.10.2012]

Habitat Agenda Goals:
http://www.unhabitat.org/declarations/habitat_agenda.htm [13.11.2003]

Habitat Housing Policy:
http://www.unhabitat.org/content.asp?cid=413&catid=281&typeid=24&subMenuId=0
[17.01.2013]

Haus Rauch:
http://www.lehmtonerde.at/de/projekte/projekt.php?pID=7 [19.06.2013]

METI school handmade in Bangladesch:
http://www.meti-school.de/daten/projektbeschreibung.htm [15.02.2010]

Nold Egenter/Curriculum:
http://home.worldcom.ch/negenter/191Eg_CurriculumE1.html [15.10.2012]

UN Habitat Agenda:
http://www.redr.org.uk/objects_store/the_sphere_handbook_-_shelter_and_settlement.pdf
[30.07.2013]

UN Millenium Goals:
http://www.un.org/milleniumgoals/ [09.10.2012]

INTERVIEWS:

BEA (anonym)
26.5.2010

CARA (anonym)
12.4.2010

GRÜN Franz
16.12.2009

HABENSCHUSS Ingrid
21.4.2011

HERINGER Anna
5.3.2010

HOFER Andreas
29.3.2010

KUPFER Gernot
14.9.2011

LEHNER Erich
20.5.2010

LEO (anonym)
4.5.2010

LINDNER Anna
16.12.2011

MÜLLER Bärbel
11.11.2010

NIGST Peter
29.11.2011

NIKODEM Ursula
5.1.2011

PRUSCHA Carl
18.5.2010

QUIRIN Clemens
15.3.2010

SCHREIECK Marta
6.3.2012

STIELDORF Karin
24.3.2011

SUMMER Martin
28.2.2012

TAUBER Gertrud
31.3.2010

WIEDERIN Carmen
14.3.2012

ZERLAUTH Katharina
16.12.2011

Anhang 1:

Konstellationen (Vereine, Studios, Laboratorien, Netzwerke, Institutionen)
im Kontext von "Bauen in Entwicklungsländern"

1. **SARCH, Social and Sustainable Architecture**,
   http://sarch.twoday.net/
2. **BASEhabitat, architecture in developing countries** – Kunstuniversität Linz,
   http://www.basehabitat.at
3. **MOJO fullscale studio NPO**, Gernot Kupfer,
   http://www.mojoproject.org/
4. **STUDIO FOR HABITAT, ENVIRONMENT & CONSERVATION**,
   http://cpruscha.com
5. **SCHAP – school and production,** "learn and build together",
   http://www.nextroom.at/building.php?id=35986#
6. **BUILD COLLECTIVE**, NPO for Architecture and Development,
   http://www.buildcollective.net
7. **[A]FA, The [applied] Foreign Affairs**, Universität für Angewandte Kunst, Bärbel Müller,
   http://www.dieangewandte.at
8. **IVA-ICRA,** Institut für vergleichende Architekturforschung,
   http://www.iva-icra.org
9. **ARCHITEKTUR OHNE GRENZEN austria,**
   http://www.arch-og.at
10. **Österreichische Entwicklungszusammenarbeit – ADA,**
    http://www.entwicklung.at

Anhang 2:

Interview-Leitfaden

Projektvorstellung:

Dissertation mit dem Arbeitstitel:
Die Repräsentation von „BAUEN IN ENTWICKLUNGSLÄNDERN“ in der österreichischen Architekturszene – in Lehre und Praxis.
Eine ethnologische Betrachtung mit Fokus auf Komplexität und Interdependenzen im Umgang mit diesem Thema.

Datenschutz und Tonbandbewilligung:
Frage, ob Name in Dissertation verwendet werden darf.

Interviewfragen:

1. BEGRIFFLICHKEIT

- Welche **Assoziationen** verbinden Sie mit dem Begriff „Bauen in Entwicklungsländern“?

- Ist der Begriff „Bauen in Entwicklungsländern“ Ihrer Meinung nach heute noch **zeitgemäß?** (überalterte Vorstellungen der Entwicklungshilfe der 70er und 80er Jahre)

- Welche, **anderen besseren Begriffe** könnten Sie sich vorstellen?

- **Wie weit oder eng würden Sie den Begriff „Bauen in Entwicklungsländern“ stecken?** (Prestigebauten von „Stararchitekten“, Zweitwohnsitze westlicher Oberschicht, Projekte von NGOs oder anderen Organisationen).

- Wie wird Ihrer Meinung nach „Bauen in Entwicklungsländern“ von den Akteuren hauptsächlich gesehen: als **einseitiger Know-how Transfer**, oder gibt es auch ein Denken in Richtung „**was können wir von diesen Menschen lernen“?**

2. INTERDISZIPLINARITÄT UND KOOPERATIONEN

- Welche Relevanz hat „Bauen in Entwicklungsländern“ in Ihrer **beruflichen Praxis**?

- Welche Rolle hat „Bauen in Entwicklungsländern“ **im Rahmen Ihres Studiums** gespielt? Wurde das Thema im Rahmen Ihrer Ausbildung aufgegriffen, und wenn ja, von wem und in welcher Form?

- Wie sehen Sie „Bauen in Entwicklungsländern“: als eine der vielen **Facetten** der Architektur oder als **eigenen Bereich, der über die Disziplin der Architektur hinausgeht?**

- Wie ist Ihre Meinung dazu, dass Projekte in Entwicklungsländern „**ganzheitliche“** Projekte sind, die einen „ganzheitlichen“ Zugang erfordern?

- Ein „ganzheitlicher“ Zugang bedeutet **Kooperation mit anderen Disziplinen**. Wie ist Ihre Meinung zu interdisziplinärer Zusammenarbeit bei Projekten in Entwicklungsländern?

- Könnten Sie sich vorstellen, bei Projekten in Entwicklungsländern mit z.B. **EthnologInnen** zusammenzuarbeiten, die im Vorfeld Feldstudien über das kulturelle und soziale Umfeld vor Ort durchführen könnten. Wäre das für Ihre Planungsarbeit von Nutzen?

3. AKTUELLE TENDENZEN

- Erzählen Sie mir bitte etwas über **Ihre Projekte in Entwicklungsländern**!

- Wie ist Ihre **Zugangsweise** bei Projekten in „Entwicklungsländern“?

- Welche Bedeutung hat die „**traditionelle Architektur**“ für die Architektur heute und speziell für „Bauen in Entwicklungsländern“?

- Über welche **Schiene** laufen Projekte in Entwicklungsländern? (Initiative, Finanzierung)

- Wie würden Sie die Rolle der Architektur in der **Katastrophenhilfe** einschätzen? Werden ArchitektInnen bei solchen Projekten kontaktiert, oder ist Architektur in diesem Bereich kein Thema?

4. ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN

- Welche **Erwartungen** verbinden ArchitektInnen mit „Bauen in Entwicklungsländern“? Ein neuer Markt? Ein Zugewinn an Kompetenzen? Ein Prestigefaktor?

- Welche **Zukunftsperspektiven bzw. Chancen** bieten sich für die Architektur in Bezug auf „Bauen in Entwicklungsländern“?

Anhang 3:

F R A G E B O G E N

Welche Bedeutung, welchen Stellenwert, hat „Bauen in Entwicklungsländern“ innerhalb der Architektur?

- o wichtig
- o ein Thema von vielen
- o unwichtig

Wie ist Ihre Meinung dazu, dass Projekte in Entwicklungsländern „ganzheitliche Projekte“ sind, die einen „ganzheitlichen, interdisziplinären Zugang“ erfordern?

- o stimme voll zu
- o stimme bedingt zu
- o stimme nicht zu

Welchen Standpunkt vertreten Sie in puncto „Interdisziplinarität“? Halten Sie eine Zusammenarbeit zwischen unterschiedlichen Disziplinen grundsätzlich für wichtig und erstrebenswert?

- o ja
- o bedingt
- o nein

Wie sehen Sie die Zusammenarbeit zwischen Universitäten bzw. ArchitektInnen und Organisationen/Institutionen im Bereich des „Bauens in Entwicklungsländern“?

- o sehr gut
- o zufrieden stellend
- o nicht vorhanden

Welcher Stellenwert wird der Architektur von Projektträgern (Organisationen/Institutionen) bei Projekten in Entwicklungsländern eingeräumt?

- o wichtig
- o bedingt wichtig
- o unwichtig

Abstract

Mit der vorliegenden Arbeit werden zwei Hauptanliegen verfolgt: zum einen, das Zusammenführen der Disziplinen Architektur und Anthropologie und zum anderen der Appell zu interdisziplinärer Zusammenarbeit generell und vor allem bei komplexen Aufgabenstellungen, die weitreichende Konsequenzen nach sich ziehen. „Bauen in Entwicklungsländern" war das Medium und Anschauungsobjekt, das dazu diente, die Interdependenzen zwischen den Disziplinen Architektur und Anthropologie zu demonstrieren und die Notwendigkeit interdisziplinärer Herangehensweisen zu untermauern.

Um der Multidimensionalität von „Bauen in Entwicklungsländern" Rechnung zu tragen, wurde zunächst eine theoretische Einbettung der Thematik in die Anthropologie vorgenommen und unter dem Aspekt von Differenz und Gemeinsamkeit der Konnex zur Architektur dargestellt. Rezente Diskussionen und aktuelle Begrifflichkeiten, wie „Globalisierung", „Identität" oder „Tradition" wurden ebenso thematisch relevant abgehandelt, wie anthropologische Reflexionen zum Thema Haus, zum Begriff des „Otherings" und dem der „Nachhaltigkeit".

Um die Brücke zur Praxis zu schlagen, wurde im empirischen Teil der Arbeit der Frage nachgegangen, wie das Thema „Bauen in Entwicklungsländern" mit all seinen Implikationen und Interdependenzen in der österreichischen Architekturszene repräsentiert ist. Es ist dies ein anthropologischer Blick auf die österreichische Architekturszene, quasi ein Blick von außen, der bemüht ist, mit viel Empathie und Sympathie für die Disziplin Antworten auf Fragen zu finden, die beide Disziplinen, Architektur und Anthropologie, berühren und für „Bauen in Entwicklungsländern" von großer Relevanz sind. An Hand zahlreicher Interviews mit VertreterInnen der österreichischen Architekturszene aus Lehre und Praxis wurden die jeweiligen Positionierungen zu wichtigen Kategorien von „Bauen in Entwicklungsländern" eingeholt, analysiert und aus einem anthropologischen Blickwinkel interpretiert. Das Spektrum der Interview-PartnerInnen legt einen gewissen Querschnitt durch die Architekturszene Österreichs, es erfasst Lehrende österreichischer Universitäten und Architekturschulen genauso wie ArchitektInnen, die ausschließlich in der Praxis stehen, sowie andere Architektur-affine Personen.

Die Interview-Fragen konzentrierten sich vor allem auf vier Themenkomplexe: auf die

Begrifflichkeit von „Bauen in Entwicklungsländern“, auf die Positionierung der Interview-PartnerInnen zu Interdisziplinarität und Kooperation mit anderen Disziplinen, auf aktuelle Tendenzen inklusive des Themas der Katastrophenhilfe und schließlich auf Zukunftsperspektiven und Erwartungen, die ArchitektInnen mit „Bauen in Entwicklungsländern“ verbinden. Die Analyse der Interviews zeigte ein Bild sehr inhomogener Meinungen und Standpunkte der österreichischen ArchitektInnen zu wichtigen Kernthemen von „Bauen in Entwicklungsländern“ und brachte die unterschiedlichen Bewertungen von Interdisziplinarität und im vorliegenden Fall der Zusammenarbeit mit AnthropologInnen zum Ausdruck. Das große Interesse, das dem Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ entgegen gebracht wurde, war allerdings bemerkenswert. Für Studierende, das haben die Analysen ergeben, ist das Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ durchaus attraktiv und für ArchitektInnen, die in der Praxis verhaftet sind, bedeutet es ebenso eine Herausforderung, über die zumindest nachgedacht wird. Der Konnex zwischen Architektur und Anthropologie wird in der österreichischen Architekturszene derzeit noch nicht als gegeben erachtet, wenngleich eine gewisse Tendenz in Richtung Kooperation erkennbar ist. Hier gilt es noch einige Überzeugungsarbeit zu leisten um das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass Architektur und Anthropologie zwei Disziplinen sind, die einander ergänzen und nicht ausschließen und dass ArchitektInnen und AnthropologInnen Hand in Hand arbeiten sollten, wenn komplexe Aufgaben wie „Bauen in Entwicklungsländern“ anstehen. Um dieses Anliegen zu konkretisieren findet sich am Schluss der Arbeit eine Auflistung grundlegender Anforderungen, die aus anthropologischer Sicht im besonders sensiblen Bereich der Projektarbeit in „Entwicklungsländern“ zu erfüllen sind, verbunden mit Lösungsansätzen, die allesamt die Notwendigkeit einer interdisziplinären Zusammenarbeit signalisieren.

Abstract

In my dissertation project two specific aims are pursued: first of all to bring together the two disciplines of architecture and anthropology and secondly to make a plea for interdisciplinary cooperation in general, and in particular when complex projects with far reaching consequences are involved. "Building in developing countries" was the means and the object which was used to illustrate the interdependence between the disciplines of architecture and anthropology and to emphasise the need to adopt an interdisciplinary approach.

In order to do justice to the multidimensionality of "building in developing countries", at first the topic itself was embedded in the theme of anthropology, and under the aspect of differences and similarities the relationship with architecture was defined. Recent discussions and contemporary concepts such as "globalisation", "identity" or "tradition" were dealt with in this context together with anthropological reflections on the terms "house", "othering" and "sustainability".

In order to establish ties with current architectural practice the question was raised in the empirical part of the dissertation, in how far there is an awareness in the Austrian architectural scene of the issue of "building in developing countries", with all the implications and interdependencies involved. This is a look by an anthropologist upon the Austrian architectural scene, a view from outside as it were, in an attempt to find, with much empathy and sympathy for this discipline, answers to questions touching the two disciplines, architecture and anthropology, which are indeed relevant for "building in developing countries".

By means of numerous interviews held with members of the Austrian architectural scene, with lecturers and with professional architects, the various opinions on important categories of "building in developing countries" were obtained, analysed and interpreted from an anthropological point of view. The range of people interviewed represents a good profile of the architectural scene in Austria, from professors at Austrian universities and lecturers at schools of architecture, professional architects, male and female to people with a close affinity to architecture.

The questions put to the interview partners centred on four main topics: on the concept of "building in developing countries", on the opinion of the interview partners regarding interdisciplinarity and cooperation with other disciplines, on current trends including the topic of aid for disaster victims, and finally on future prospects and expectations which architects associate with "building in developing countries". The analysis of the interviews showed that

very diverse opinions and attitudes existed among Austrian architects on central issues of "building in developing countries" and that no uniform appraisal of interdisciplinarity and of the cooperation between architects and, for our purpose, anthropologists existed. What was remarkable, though, was the great interest shown in the topic of "building in developing countries". The analysis showed that for the students the topic "building in developing countries" is indeed very attractive, and for professional architects also it is a challenge worth considering. However, in the Austrian architectural scene there does not seem to be an awareness of the relationship between architecture and anthropology, even though a slight tendency towards cooperation can be observed. Some convincing now needs to be done to raise the awareness, viz. that architecture and anthropology are two disciplines which go together and complement one another, rather than exclude each other, and that architects and anthropologists should work hand in hand in solving complex issues such as "building in developing countries".

In order to make the objectives more concrete a list of basic requirements is included at the end of the dissertation, requirements that have to be fulfilled from the point of view of anthropologists in the so very sensitive field of "developing countries", and possible solutions are presented, which make it clear that an interdisciplinary approach is definitely needed.

CURRICULUM VITAE

Jutta Leithner
geb. 15.08.1940 in Linz, Österreich

Studium/Schulbildung

2008 – 2014 Universität Wien, Kultur- und Sozialanthropologie
Doktoratsstudium
Schwerpunktsetzung: Interdisziplinarität und Verflechtungen zwischen Anthropologie und Architektur

2002 – 2008 Universität Wien, Kultur- und Sozialanthropologie
Diplomstudium, Mag.a phil. November 2008
Schwerpunktsetzung: Entwicklungszusammenarbeit und Regionalgebiet Ozeanien

1959 – 1963 Hochschule für Welthandel, Wien
akadem. Titel „Diplomkaufmann“ November 1963

1958 – 1959 Abiturientenkurs der Bundeshandelsakademie Linz

1950 – 1958 Privat-Mädchenrealgymnasium der Kreuzschwestern in Linz

1946 – 1950 Volksschule der Kreuzschwestern in Linz

Berufliche Laufbahn

1964 – 1999 Österreichische Philips-Industrie GmbH, Wien
Controllerin

Auslandsaufenthalt

Februar 2011 Interdisziplinäre Äthiopien-Exkursion mit Fokus: Afar-Region
Veranstalter: Technische Universität Wien,
Institut für Architekturforschung:Baugeschichte